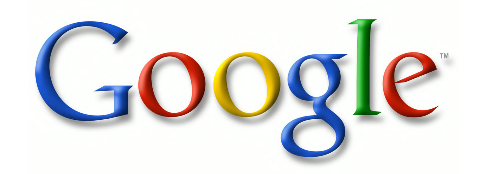
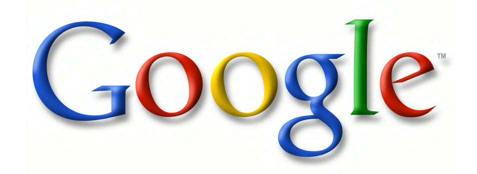
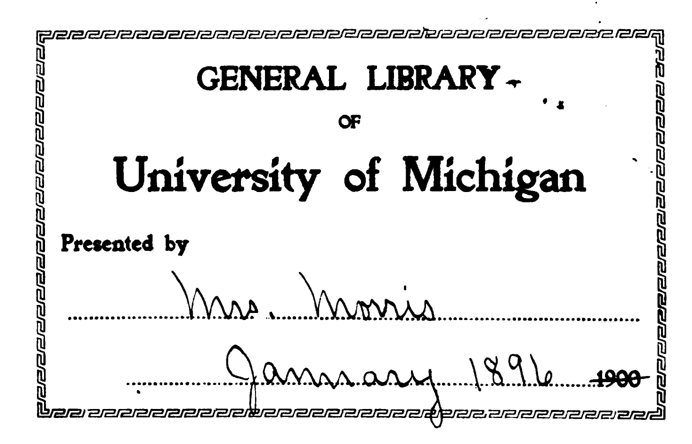






Vorlesungen

über den

Deutschen Roman der Gegenwart.

Literar- und culturhistorische Studien

von

Fr. Kreyßig.



Berlin.
Nicolaische Verlagsbuchhandlung
(A. Effert & L. Lindtner)
1871.

Inhalt.

	Seite
Vorbemerkung	1— 4
Erste Vorlesung	5—54
Einleitende Bemerkungen über den deutschen Roman und seine Geschichte bis 1848. — Der vaterländische Geschichtsroman der Gegenwart (**W. Alexis**, König, Ph. Galen, E. Höfer, G. v. See, Hesekiel). — Sonstige historische Romane (Scheffel, **Laube**, Rodenberg, Frenzel).	
Zweite Vorlesung	55—122
Der sociale Roman: Objective Darstellung deutschen Lebens. — (Riehl) — **G. Freytag**, **F. Reuter**.	
Dritte Vorlesung	123—162
Sonstige Versuche objectiv-realistischer Darstellung deutschen Lebens. Komische und humoristische Romane (Holtei, Hackländer, Zeising) — G. Keller — Die Dorfgeschichte nach 1848 (**B. Auerbach**, J. Rank, M. Meyr) — Kompert's Judenromane. — Der deutsch-amerikanische Abenteuer-Roman (**Gerstäcker**, Armand, Talvj, v. Bibra).	
Vierte Vorlesung	163—214
Der sociale Tendenzroman der Gegenwart — (**K. Gutzkow**, M. Waldau).	
Fünfte Vorlesung	215—262
Der sociale Tendenzroman, Fortsetzung. — (**Spielhagen**, **B. Auerbach**, H. Grimm, L. Schücking — Reactionäre Tendenzromane).	

Seite
Sechste Vorlesung . . . . 263—300
Der sociale Roman in den Händen der Frauen: (**Fanny Lewald**, Julie Burow, A. v. Auer, E. Marlitt, E. Polko, O. Wildermuth).

Alphabetisches Schriftsteller-Verzeichniß.

Die Ziffern bedeuten die Seitenzahlen.

Alexis, W. (Häring) 11—25.
Armand 159.
Auer, A. (v. Cosel) 293—294.
Auerbach, B. 143—147, 243—254.
v. Bibra 159.
Bolanden 53.
Breusing 53.
Burow, J. 288—293.
Frenzel, K. 51—52.
Freytag, G. 67—102.
Galen, Ph. (Langen) 29.
Gerstäcker, F. 159—162.
Grimm, H. 254—259.
Gutzkow, K. 168—206.
Hackländer, F. W. 126—131.
Hesekiel 35—39.
Höfer, E. 31—35.
Holtei, K. v. 132—135.
Keller, G. 137—142.
Kompert 154—159.
König, H. 25—28.
Laube, H. 44—50.
Lewald, F. 268—287.
Marlitt, E. 294—295.
Meyr, M. 147—149.
Mühlbach, L. 28—29.
Müller, O. 52.
Polko, E. 295—296.
Rank, J. 149—150.
Reuter, F. 102—122.
Riehl 59—67.
Rodenberg, J. 50—51.
Scheffel 41.
Schücking, L. 259—261.
Spielhagen, F. 216—243.
Talvj (Robinson) 159.
Waldau, M. (v. Hauenschild) 206—214.
Wildermuth, O. 296.
Zeising 136—137, 150—152.

Vorbemerkung.

Diese zwanglosen Darstellungen, welche auf bibliographische Vollständigkeit durchaus keinen Anspruch machen, wenden sich mit Vorliebe jenem Grenzgebiete zu, auf welchem die Geschichte der Bücher in den Dienst der Geschichte der Menschen und Dinge tritt. Ein guter Theil des Interesses, welches der deutsche Roman der Gegenwart für uns hat, liegt eben in seinem von Lustrum zu Lustrum sich wahrer und wirklicher gestaltenden Verhältnisse zu unserm Leben: nicht nur zu der stofflichen Wirklichkeit unserer Zustände, dem Rohmaterial der Geschichte, sondern zu der Bildungs- und Fortschrittsbewegung des Volkes und der Zeit. Dies Verhältniß, ein nicht zu unterschätzendes Symptom nationaler Erstarkung, möchten wir zum Bewußtsein bringen, aus den Massen der Production neben dem künstlerisch Werthvollen das culturhistorisch Lehrreiche hervor heben, das so weit verbreitete und täglich wachsende Bedürfniß der Unterhaltungs-Lectüre zu unsern höhern Lebensaufgaben in fruchtbare, bewußte Beziehung bringen. Im Beginn des Zeitabschnitts, mit dem diese Blätter sich beschäftigen, sprach ein seitdem berühmt gewordener Kenner und Darsteller deutscher Zustände (Riehl)

die Meinung aus: „Die Zeit sei da, in der die Staatsmänner zu ihrer Belehrung auch Romane lesen müßten, und der künftige Geschichtschreiber unserer Tage werde neben den Dickens, Eugen Sue ꝛc. auch von den großen deutschen Romanschreibern zu reden haben, die zur Zeit noch auf den Quintanerbänken unserer Gymnasien säßen. Seitdem sind nahezu 20 Jahre vergangen, Jahre schwerer Täuschungen und Enttäuschungen, bitterer Erfahrungen, aber auch redlicher Arbeit und, trotz alledem und alledem, nicht geringer Erfolge. Die Titanen von 1848 haben den Himmel nicht gestürmt; der Staat hat der freien Gesellschaft, die Ehe der freien Liebe, die Kirche der philosophischen Erkenntniß, das Heer den Predigern des ewigen Friedens nicht Platz gemacht. Aber „die modernen Hunnen“ haben auch unsere Cultur nicht vernichtet, weder die rothen noch die schwarzen; ein Theil der Theorieen von 1848, und nicht der schlechteste, hat sich in Gesetze, Institutionen, geschichtliche Thatsachen verwandelt. Deutschland ist nicht nur geeinigter und stärker, sondern auch freier als zu irgend einer frühern Zeit, die großen Städte sind nicht zerstört, sondern gewachsen, die industrielle Entwickelung, stark durch ungeahnte Erfolge, sieht der socialen Frage kühn und entschlossen ins Auge, die Wissenschaft ist nicht umgekehrt, (im Gegentheil!) und auch die deutschen Musen haben sich mit dem Lärm der Maschinen, der politischen Debatte, ja der Kanonen, so schnell befreundet, als man es nur immer erwarten durfte. Wie man weiß, hatte unsere Literaturgeschichte in einem Augenblicke der Verstimmung die Laune, uns beweisen zu wollen, daß Deutschland seit Goethe's Tod eigentlich keinen rechten Dichter mehr erzeugt habe, daß wir einstweilen wohl thun würden, die

Belletristik der Gegenwart unbeachtet zu lassen, und uns in den Hörsaal, in die Werkstatt, in das Comptoir, und — auf den Exercierplatz zu scheeren. Für die nöthige Poesie würden einstweilen unsere Gesetzgeber und unsere Feldherren sorgen. Denen gehöre von Rechtswegen diese männliche und eiserne Zeit. Heute erscheint es wohl schon überflüssig, sich über diese Uebertreibungen eines wohlgemeinten und in seinen Grenzen berechtigten Gedankens zu formalisiren. Ist doch schon der statistische Beweis nicht zu unterschätzen, welchen der in Deutschland sichtlich abnehmende Verbrauch ausländischer Unterhaltungsschriften, das Zurücktreten der Uebersetzungen hinter die deutschen Originalwerke für die dichterische Zeugungskraft der beiden hinter uns liegenden Jahrzehnte liefert. Die ausländischen Revuen mit ihren eingehenden Berichten und Beurtheilungen, der fremde Buchhandel mit seinen Uebersetzungen deutscher Unterhaltungsschriften machen die Gegenprobe. Es ist schon wahr und wird wahr bleiben: Unsere Sprache ist keine Weltsprache wie die englische und die französische; dazu ist sie als ungebrochene Ursprache eben zu eigenartig und zu schwer. Auch unser Leben ist noch zu innerlich (und wird es so Gott will bleiben!), als daß wir hoffen dürften, in Befriedigung des Unterhaltungsbedürfnisses der großen ausländischen Leserkreise den französischen und englischen Erzählern je den Rang abzulaufen. Dennoch mehren sich von Jahr zu Jahr im Auslande die Freunde unserer bessern Belletristen, auch der neuern und neuesten, und ihre Zahl recrutirt sich nicht aus den Halbgebildeten, sondern in der besten englischen, amerikanischen, italienischen, französischen, russischen Gesellschaft, und der deutsche Literator bedarf wahrlich keiner Entschuldigung, wenn er die vater-

ländische erzählende Dichtung der Gegenwart mit der Liebe und Achtung und mit der Genugthuung behandelt, zu der ein großes und fortschreitendes Volk seinen geistigen Arbeiten und seinem geistigen Besitz gegenüber berechtigt und verpflichtet ist. So würden denn diese Darstellungen an ihrem Theile sich die Aufgabe stellen, die Wechselbeziehungen zwischen Leben und Literatur auf dem bezeichneten, immerhin engen Gebiete zum Bewußtsein zu bringen, das geleistete Treffliche, aber auch das nur Charakteristische, Belehrende und Warnende aus der Masse der Production hervortreten zu lassen, dem Unterhaltungsbedürfnisse mit gutem Rathe zu Hülfe zu kommen, und dabei lobend und tadelnd durch Sachlichkeit und Maaß zu versöhnen.

Erste Vorlesung.

Einleitende Bemerkungen über den deutschen Roman und seine Geschichte bis 1848. — Der vaterländische Geschichtsroman der Gegenwart. — **W. Alexis**, König, — Philipp Galen — Edmund Höfer — Gustav vom See — Hesekiel. — Sonstige historische Romane: Scheffel — **Laube** — Rodenberg — Frenzel. —

Die epische Dichtung quillt aus der Freude am Leben, aus dem Bewußtsein der Kraft und der That, aus dem Massengefühl der Völker. Es darf nicht Wunder nehmen, daß sie seit dem Niedergange des Reiches, also seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts, unter den Geisteserzeugnissen der arbeitenden, betenden, studierenden, disputierenden, liebenden, trinkenden, auch gelegentlich tapfer genug fechtenden, aber dies Alles nur noch als Einzelne und Privatleute verrichtenden Deutschen weiter und weiter zurück trat. Dennoch hat der Roman, das moderne Stiefkind des Epos, die bequemste Ablagerungsstätte jedes Gedankes, jeder Stimmung, seit mehr als zwei Jahrhunderten auch unser nationales Schriftwesen, wenn auch weitaus nicht mit Erfolgen wie seine Meisterwerke sie in England und Frankreich errangen, in steigender Massenentwickelung begleitet. Er ist eben genügsam und überall heimisch. Findet er keine Helden auf dem Schlachtfelde und im Volksrathe, so sucht er sie in der Studierstube, in der Werkstatt, im Salon, in der Kneipe.

Liegt das Leben brach und stille, so träumt sichs desto leichter und süßer. Wird nicht gehandelt, so schwatzt man, und wenn sonst Nichts mehr verfängt, trägt die tausendgestaltige „große Passion“ von Geschlecht zu Geschlecht die Kosten der Unterhaltung. So brachten uns die Gräuel des dreißigjährigen Krieges unsere ersten Sittenromane, erschütternde Kundgebungen des Humors der Verzweiflung. Dann ergötzten sich die Jahrzehnte der tiefsten Geschmacksverwilderung, unter Bevormundung durch das romanische Ausland, an den Romanen der zweiten schlesischen Schule, pedantischen Nachahmungen der Scudéry und Lafayette. Schwulst und Rohheit, Vornehmthun und Frivolität reichten sich in diesen romantischen sentimentalen Staatsactionen die Hand, um eine Zeit dichterisch abzuspiegeln, welche nothdürftig unter ausländischer Schminke und Schönpflästerchen die noch frischen Narben ihrer vom Auslande geschlagenen Wunden verbarg. Mit dem allmählichen Erstarken eines religiös-moralischen, bescheidenen, vielfach noch engherzig-gedrückten, aber durch Arbeit zu Selbstachtung und Bildung aufstrebenden Mittelstandes gewann später der moralische Familien-Roman nach dem Muster des Grandison, der Clarisse, der schwedischen Gräfinn, herrschende Geltung, während die zunehmende Bildung unserer aristokratischen Kreise in Wielands französischweltmännischer Classicität ihr idealisirtes Spiegelbild freudig begrüßte. Dann brach mit Werther der schwüle Frühlingssturm der Geniezeit herein. Der Roman wurde leidenschaftlich, glühend, naturwüchsig, Wortführer einer in Kraftgefühl und Genußdrang gegen steife Sitte und enge Verhältnisse sich auflehnenden Jugend. Als die Bewegung sich klärte, als Bildungsdrang und Kunstbegeisterung die Kluft

zwischen dem Adel und dem höhern Bürgerstande zu überbrücken begannen, wurde der Bildungs- und Kunstroman nach „Wilhelm Meisters" Vorgange das idealisirte Abbild dieser folgenreichen Wandelung, während das Aufregungsbedürfniß und das hausbackene Gefühlsleben der halbgebildeten Schichten, der große Nachtrab des Genie-Zeitalters, sich an dem Heldengeschlecht Rinaldini's und an Lafontaine's Biedermännern und tugendreichen, gutherzigen Jungfrauen ergötzte. In einer Fluth von mährchenhaften Phantasmagorieen, Gespenstergeschichten, barocken und lüsternen Novellen ließ später die Romantik ihre traumselige Naturpoesie, ihre mittelalterlichen Gelüste, ihr abstractes Künstlerbewußtsein und ihre geistreiche frivole Blasirtheit ausströmen. Die stillen Jahre der Restauration brachten einen Halbschlummer beschaulichen Philisterthums und kosmopolitischer Weitseherei. Die historischen Romane des Auslandes, W. Scott, Cooper, später Bulwer und ihre deutschen Nachahmer Spindler, Van der Velde, Tromlitz beherrschten die Mußestunden der Gebildeten, die Lebemänner ließen sich durch Claurens Schilderungen kitzeln, und die moralische weibliche Welt erbaute sich an Henriette Hancke und Amalie Schoppe. — Heine's Reisebilder warfen den Gifttropfen in die Milch dieser harmlosen Denkungsart. Mächtig stieg die Gährung nach der Julirevolution. Man verschlang nicht nur G. Sand, Dumas, Sue, sondern man ahmte sie auch nach und suchte sie zu überbieten. Es waren die ersten, unregelmäßigen Windstöße einer socialen Bewegung, die sich seitdem von Jahrzehnt zu Jahrzehnt organisirt, verstärkt, aber auch geklärt und geläutert hat. Wally die Zweiflerinn, nahm es, nicht nur an Langweiligkeit, mit Lelia auf, vor Faustine und ihren

Schwestern im Geist behielten Indiana, Valentine und ihr Geschlecht Nichts voraus, als — den Stempel des dichterischen Genie's, das sie geschaffen. Selbst der Altmeister Tieck ging mit Vittoria Accorombona unter die Emancipations-Propheten. Die Langeweile, der Uebermuth, aber auch die Formgewandtheit und die funkelnde Geistreichigkeit der exclusiven Salons spiegelte sich in dem sprachmengenden Geplauder Semilasso's, in Sternbergs Novellen, in den anspruchsvollen Träumereien der Gräfinn Hahn. Der ganze bunte Jahrmarkt einer mannigfaltigst angeregten, aber unreifen und an Thatlosigkeit bei Ueberfülle formaler Bildung krankenden Zeit gab sich in Immermanns Epigonen und in den Humoresken des Münchhausen ein Stell-Dich-Ein. Aber auch die ernsten Gewalten des erwachenden politischen Lebens begannen in der Unterhaltungsliteratur sich zum Worte zu melden. Der Ueberdruß der gewählten Gesellschaft an sich selbst und dem nicht abreißenden Bildungs-Gerede spiegelte sich in dem reichlich quellenden Strome der Dorfgeschichten, der freilich nicht überall so klar floß, wie in der westphälischen Idylle im Münchhausen; und die unklare, aber warme Sehnsucht der vierziger Jahre nach politischer Bethätigung, der unruhige, unreife Thatendrang einer gährenden Welt frischer, aber ungeprüfter Kräfte sprach aus den politischen Zeitromanen der König, Schücking, während die Kreise der Europa-Müden sich verwundert die Augen rieben vor den garnicht idyllischen Gestalten der transatlantischen Bildergallerie, welche in Sealsfields unvergleichlichen Sittenschilderungen sich aufthat.

Dann platzte die Bombe. Wieder, wie so oft, überraschte das Ausland unsere vielköpfige, langsame Entwicke-

lung mit einem Ausbruche romanischer, thatkräftiger Leidenschaft, dessen Anstoß uns zunächst gründlich aus den Fugen brachte. Alle gemalten Bären schienen plötzlich zu leben, die Wirklichkeit überbot unsere Träume. Was man vor wenig Monaten kaum im engsten Freundeskreise, in der Weinlaune auszusprechen gewagt, das wurde auf dem Markte, von der Rednerbühne, ja vom Throne herab verkündigt und decretirt. Es schien Nichts mehr unmöglich. Ueber Nacht waren die Zwerge zu Riesen aufgeschossen, während die Riesen, schüchtern vor der Windsbraut sich bückend, als Zwerge erschienen. Das Volk der Denker hatte sich in ein wogendes Chaos von anspruchsvollen Urwählern und kühnen Gesetzgebern verwandelt. Schmutziger Schaum, (nicht mehr freilich, als auch die gesundeste Gesellschaft ihn in ihren Tiefen ablagert, aber doch zu viel für feinere Nerven) zeigte sich an der Oberfläche der brausenden Fluth, mit den Grazien schienen die holderen Musen entflohen, um der ernsten Klio, die zur Aufzeichnung so vieler täglich angekündigten Großthaten sich rüstete, den Platz zu überlassen, und unterdessen gab es einen Augenblick, in welchem die Literatur sich in Flugschriften, Zeitungsartikel, Kammer- und Volks-Reden zu zersplittern schien. Selbst wohlmeinende und freisinnige Beobachter sahen darüber allen Ernstes ein zweites Hunnen-Zeitalter hereinbrechen und verhüllten ihr Haupt, Angesichts der eingehenden literarischen Zeitschriften und der furchtsam spröden Verleger. Eine wohl zu entschuldigende Verzagtheit ergriff so manchen friedlichen Diener Apollo's, dem es nicht gegeben war, die Leier mit der Schlachttrompete zu vertauschen oder unter die Gesetzgeber und Staatsmänner zu gehen. Es war im ersten Lärm wirklich nicht leicht zu Worte zu kommen,

selbst nicht für den Romanschreiber, den unentbehrlichen Hausfreund des modernen, mit einiger Muße gesegneten Menschen. Sprechen wir nicht von dem ungeübten, leidenschaftlichen Aufschrei der poetischen Revolutions-Dilettanten, nicht von Louise Aston's ehefeindlichen, socialistischen Ergüssen (Lydia 1848, „Revolution und Contrerevolution“ 1849), nicht von schwachen Nothrufen aus den Reihen der Veteranen, wie von Sternbergs, des aus allen seinen Himmeln geschleuderten Salon-Liberalen „Neupreußischen Bildern“, die er bald genug selbst schamroth zurücknahm. Aber auch talentvoll geschriebene Zeitbilder, wie Giseke's Titanen, Robert Prutz' „Engelchen“ zogen in der großen Fluth wenig beachtet vorüber, und selbst eines so trefflichen und beliebten Erzählers wie Theodor Mügge gut angelegte, von den glänzendsten Pointen wimmelnde Zeitnovellen, „der Vogt von Sylt“ und „König Jacob's letzte Tage“ kamen kaum über die vorübergehende Theilnahme eines Zeitungsleser-Kreises (sie erschienen im Feuilleton der National-Zeitung) hinaus. Wer hatte am Ende Muße und Stimmung, sich in anspielungsreiche Parallelen zwischen König Jacob, Jeffreys und — sehr bekannten Mitlebenden zu vertiefen, wenn Leitartikel und Kammerreden alle Tage mit deutlichen Worten sagten, was das Feuilleton zwischen den Zeilen lesen ließ? Die politische Anspielung verliert ihren Reiz mit dem Verbot. Wer hatte Sinn für die Seelenkämpfe und die raffinirten socialen Conflicte des vormärzlichen deutsch-dänischen Beamtenlebens, während der Kanonendonner von Schleswig, Eckernförde, Kolding, Idstedt über diese Dinge sein summarisches Urtheil sprach! Der Sturm mußte vorübergehen, ehe die Stunde der Ermüdung, der

Sammlung die volle Theilnahme der Lesewelt unserer erzählenden Dichtung wieder zuwandte: und da mag es denn von dem künftigen Culturhistoriker dieser Epoche nicht vergessen werden, daß der erste durchgreifende Erfolg auf diesem Gebiete, nach den Tagen von Olmütz und Bronzell, einem ernsten vaterländischen Geschichtsroman gehört hat, einer Dichtung, die es nicht darauf absah zu zerstreuen, zu schmeicheln, die an schwere nationale Verirrungen und Leiden nachdrücklich mahnte, den Lebenden den warnenden Spiegel einer ernsten, nahe liegenden Vergangenheit vorhielt, und in dem Cultus des vaterländischen Gedankens über den Streit der Parteien und die Noth des Augenblicks sich rein und kräftig erhob. Wir sprechen von dem Meisterwerke eines Veteranen, von Wilibald Alexis' Roman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" (1852) und dessen Fortsetzung „Isegrim" (1854).

Als Wilibald Alexis (Häring) in diesen beiden Dichtungen den Höhepunkt seiner Wirksamkeit erreichte, sah er bereits auf ein volles Menschenalter literarischer Thätigkeit und Erfolge zurück. Schon 1824 hatte der (in Breslau 1798 geborene) Dichter die Enthusiasten Walter Scott's durch seinen „Walladmor, aus dem Englischen des Walter Scott", mit Glück mystificirt. Dann hatte er durch „Haus Düsterweg" (1835) und „Zwölf Nächte" (1838) der jungdeutschen Bewegung seinen Tribut gebracht, ohne jedoch dauernd den Weg zu verlassen, den er 1832 mit „Cabanis" betreten und auf dem er seine bleibende Bedeutung erobern sollte. Mit steigender Theilnahme verfolgte der deutsche Nordosten seine märkischen Romane, den Roland von Berlin (1840), den Falschen Waldemar (1842), die

„Hosen des Herrn von Bredow“ (1846—48). Da war Localfarbe, treu und frisch weg nach der Natur; da belebte sich die bescheidene Landschaft der Mark mit ihren von Fichten umkränzten Seen, ihren Haiden, Mooren, Sandhügeln, Wiesen und Forsten; da gab es vaterländische Stimmungsbilder, die Walter Scott's Hochlands-Romantik Nichts zu beneiden haben, denn nicht in glänzenden Farben und Formen ruht der dichterische Reiz des Naturbildes, sondern in seinen sympathischen Beziehungen zu dem Thun und Fühlen des von ihm umschlossenen Menschen. Da standen diese norddeutschen Junker, Bürger und Bauern so fest auf ihrem heimischen Boden, schauten so trotzig und doch wieder so herzlich darein, daß, wer nur einen Tropfen ihres Blutes in sich fühlte, für sie und in ihnen für die Art und den Beruf seines Volkes sich in innigem Verständniß erwärmen mußte. Aber freilich: Wie weit ging diese Art, dieses Volk? Wer fühlte da „draußen im Reich“ mit den märkischen Junkern? Wer mochte sich in diese Schilderungen des Mittelalters und der Reformationszeit, in die Zustände jenes entlegenen Stückchens deutscher Erde mit jener Theilnahme vertiefen, welche der Deutsche, und zwar ganz natürlich, den großen welthistorischen Scenen und Culturformen des Auslandes weit eher zuwendet, als Schilderungen heimischen Sonderlebens, soweit dieselben nicht in seinen eigenen Jugenderinnerungen und landsmannschaftlichen Beziehungen wurzeln. Nur die Idylle überspringt diese Schranken. Deutsche Liebe, deutsche Häuslichkeit, deutsches Privatleben wurde und wird in Nord und Süd gleichmäßig verstanden. Wie aber unsere Dichtung an Darstellung deutschen höhern, politischen Culturlebens sich wagt, wird ihre Wirkung dem beschrän-

kenden Einflusse unserer Staatlosigkeit durch kein Talent des Darstellers entzogen. So blieb W. Alexis lange, trotz seines trefflichen Hochdeutsch, fast Provinzialdichter, wie Fritz Reuter, bis seine Dichtung die Sphäre des deutschen Zukunftsstaates, des modernen, mit dem deutschen Denken und Fühlen in Liebe und Haß unlöslich verwachsenen Preußen betrat. „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, dies berüchtigte Wort des Grafen Schulenburg-Kehnert, setzte er auf das Titelblatt seines Romans. Als es einst an den Ecken Berlins zu lesen war, lagen wir vor einem Weltbezwinger am Boden. Und nun, da der Dichter diese Erinnerungen weckte, ein halbes Jahrhundert später: wo waren die Früchte aller der Anstrengungen, der Siege, der Arbeit geblieben, welche diese lange Zeit gesehen hatte? Vor Oesterreich, dem bankerotten Oesterreich, dem Schützlinge des Czaaren, hatte Preußen, das officielle Preußen wenigstens, die einen Augenblick so stolz erhobene Fahne gesenkt. Und doch war die Armee unbesiegt, voll Eifer und Muth, war das Volk weder gebeugt noch entartet, war das Bewußtsein unserer Kraft in den Einzelnen ungebrochen, das unseres Berufs in weiteren Kreisen lebendig als jemals. Was hatte uns denn so weit gebracht? Wie war das möglich geworden? Und was war danach noch unmöglich zu nennen? — Das waren die Fragen, deren Beantwortung wir in dem Spiegel lesen, den der Dichter uns vorhielt. Ein sonst wackerer Mann, Hermann Marggraff, tadelte damals das Buch in den Blättern für literarische Unterhaltung wegen seines zu stark aufgetragenen, politischen Pathos. Es war ihm nicht kosmopolitisch, nicht abstract literarisch oder nicht „rein menschlich“ genug. Es sei einseitig und beschränkt, den Beruf eines so reich

begabten Volkes wie das deutsche, in politischer Größe zu suchen. Darauf antwortete der Dichter (in der Widmung des Isegrim): „Sagt das ein Weimaraner, so wär's zu begreifen. Sagt's ein Schleiz-Greizer, so wär's zu entschuldigen. Sagt's ein Oesterreicher, so wär's diplomatisch. Sagt es ein Preuße, so ist's ein Verbrechen." — Das ist der springende Punkt dieser Dichtung, die es unternimmt, mit der Hand der warmen Liebe dem Vaterlande den bittern Trank der Erinnerung an seine Schuld, seine Schwäche, seine einst blutig gerächte und nun doch wieder drohende Schmach zu kredenzen: die den Quellen des Unglücks nachspürt, im Palast und in der Hütte, sie nachweist in den Vorurtheilen, den Leidenschaften, der Schwäche der Großen und Einflußreichen, in der Unbildung der Massen, in der erkältenden, lähmenden Selbstsucht Aller: die uns jene Tage wieder durchleben ließ, in denen das Gericht sich vollzog für den „klugen und vorsichtigen" Abfall vom nationalen Gedanken, als — um des Dichters eigenes Bild zu gebrauchen — als die Schauspieler der Weltbühne, denen wir in behaglicher Sicherheit Beifall oder Mißfallen zu zeigen meinten, nach unserm Belieben, plötzlich, über die Lampen hinweg gegen uns heran stiegen, in dichter eiserner Phalanx, uns zu erdrücken. Und dann, in der Fortsetzung, im Isegrim (1854) das Bild jener Zeit der Nacht und des Zwielichts, jener frostig schaurigen Morgenstunde, die dem Wiederaufgange der vaterländischen Sonne voranging, jener Jahre, in denen Verzagtheit und wiederauflebender Muth um die Herrschaft sich stritten, da aus schwerem Leid der Entschluß der That sich emporrang, die Spreu sich vom Weizen schied, bis dann endlich der Läuterung die Wiedergeburt und die

Erlösung folgte. Doch würden wir dem Dichter nicht gerecht werden, wenn wir diese Gewalt und Bedeutung des stofflichen Interesses zu ausschließlich betonten. Der Erfolg von „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" und von „Isegrim" gehört dem Künstler nicht weniger als dem Patrioten und der Zeitstimmung, der dieser entgegenkam. Was die Theorie vom historischen Roman verlangen muß: Eine mächtige Handlung, bedeutende historische Gestalten im Hintergrunde der Dichtung, im Vordergrunde aber frei erfundene, für die Zwecke des Gedichts unbedingt verwendbare Charaktere, historische Treue der Färbung und des Kostüms, ohne Anekdotenjägerei und Schloß-Kastellans-Styl, Enthaltung von den Effekten der Antiquitäten-Sammlung, bei entschlossener Betonung des bleibend Nationalen und Menschlichen in den Gestalten der Vorzeit: das ist hier in höherem Grade geleistet als vielleicht in irgend einem uns bekannten vaterländischen Roman. Nicht Stein oder Lombard, nicht Haugwitz, Lucchesini, Rahel, Prinz Louis Ferdinand, sind in erster Linie die Helden von „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", sondern ein wohlgesinnter, patriotischer und gebildeter Candidat, eine hübsche Berliner Beamtentochter, ein Officier von den Gendarmes, eine Geheimräthinn, ein unheimlicher Abenteurer von der Art, wie Zeiten der faulen Gährung sie an die Oberfläche der Gesellschaft bringen. Alle handelnden Personen sind wahr und lebendig, sind voll und ganz mit ihren Interessen, Lebensaufgaben, Arbeiten, mit ihren Liebschaften, ihren Ränken, resp. — ihren Verbrechen beschäftigt. Man fühlt nirgends die Absicht, überall aber die Wirkung. Die stark entwickelte Verbrecher-Romantik der Geheimräthinn Ursinus (Lupinus) und des „Legations-

rathes“ Wandel erinnert vielleicht mehr als es gut ist an die Atmosphäre des Neuen Pitaval, freilich zu entschiedenem Vortheil der Wirkung auf die Masse der Leser. Die Patrioten, die gesunden Naturen, die Männer der Zukunft fehlen nicht und sind mit Liebe gezeichnet; aber sie stehen noch einflußlos, vereinzelt da, unter den Vertretern einer um ihren sittlichen und geistigen Inhalt gekommenen formalen Bildung, und unter der unmündigen, in den Schranken des engsten Privatinteresses steif und unbehülflich gebliebenen Menge. Einige von ihnen werden selbst von dem allgemeinen Taumel ergriffen, oder suchen wenigstens Betäubung im sinnlichen Genuß, um lieber zu vergessen als zu verzweifeln. Und im Lärm dieser Feste, in der geräuschvollen und unheimlichen Geschäftigkeit dieser Intriguen, Mühen, dieses ganzen kleinen, selbstsüchtigen Treibens läßt der Dichter, näher und näher herandröhnend, den Tritt des „steinernen Gastes“ vernehmen, des herannahenden geschichtlichen Verhängnisses, dem sie Alle, Gute und Schlimme, verfallen sind. Die historischen Charaktere, wie schon bemerkt, stehen im Hintergrunde. Wo aber einmal das Licht auf sie fällt, zeigt es uns feine, scharfe Umrisse, sehr discrete, richtige Zeichnung. — Im Mittelpunkte des zweiten Romans, des Isegrim (1854), wenn auch nur als sorgfältigst ausgeführtes Charakterbild, ohne entsprechenden Einfluß auf die Handlung, (und das erscheint uns als eine Schwäche der Composition,) steht der Träger des Titels, der „Isegrim“, Major v. d. Quarbitz auf Slitz, der märkische Urjunker, starr und hart, aber von gesundestem, festestem Holze. Als „Vasall“, nicht etwa „Unterthan“ der Hohenzollern, fühlt sich dieser „kleine Herr“, Vertreter einer noch heute nicht

ausgestorbenen, vor siebenzig Jahren aber in Preußen maaßgebenden Species, fest gegründet in seinem Recht, bis zum schroffen Kastengeist, aber auch unlöslich an Staat und Stand gekettet durch Ehr- und Pflichtgefühl, in mannhafter Tapferkeit und mit einer Opferfähigkeit, die bei alledem und alledem weit häufiger, als die draußen Stehenden es glauben, auf diesem harten Boden gedeihen. Er und Seinesgleichen hätten die Bauern nie befreit, mit einem bürgerlichen Officier nie freiwillig gedient, aber sie hätten auch keine Festungen ausgeliefert und dem französischen Armee-Intendanten nicht in der Ausbeutung des Landes geholfen. Leider sind sie mehr auf ihren Gütern, unter ihren Bauern und Jägern, als in Verwaltungsämtern und Officierstellen zu finden. Da läuft ihnen, seit der alte Fritz die Augen zugemacht hat, nur zu leicht eine andere Sorte den Rang ab, die den Geist einer aufgeklärten Zeit mit den berechtigten Eigenthümlichkeiten und Ueberlieferungen ihres Standes besser zu vereinigen weiß. Ihr gehört Isegrim's Vetter und Gegenstück an: der Hofmarschall auf Quilitz. Auch er ist ein guter Preuße, fühlt sich sogar nicht nur als Vasall, sondern auch als Unterthan seines Königs, aber er ist auch ein kluger, gebildeter Mann und begreift, daß es unzweckmäßig wäre, seinen Patriotismus den Franzosen zu zeigen, so lange sie die Macht haben, Requisitionen aufzulegen oder zu erlassen. Von den Mysterien des blauen Blutes hält er nicht weniger, als sein starrköpfiger Vetter: wenn es aber gilt, einen französischen Commandanten zu gewinnen und damit eine Kriegslast auf die Nachbarn abzuwälzen, so kommt es ihm nicht darauf an, mit den Roturiers der großen Armee nicht nur, sondern selbst mit gemeinem deutschem Kleinstädter-Volk zu tanzen

und anzustoßen. Um ihn sammeln sich die Klugen im Lande, während Isegrim den Treuen und Muthigen — das Leben sauer macht durch seinen Hochmuth, bis seine starre Rinde endlich in der Gluth der Scham und der Liebe zusammenschmilzt, und der Kern seines Wesens als das Metall sich erweist, aus dem die ächten und zuverlässigen Säulen des Staates gemacht werden. Und welche Mannigfaltigkeit, welche Treue der Zeichnung in den Vertretern der andern Stände, die in bunter Reihe um diese Typen der märkischen Urjunker sich drängen, aus denen sich die Elemente des sich verjüngenden Preußens zusammensetzen: Die verbissenen, nach Revanche lechzenden Militärs von Fach, die hochsinnigen Staatsmänner der neuen Schule, die aus den idealen Träumen des klassischen Jahrzehntes und aus dem ironischen Spiel der jungen Romantik zur Anerkennung einer sehr unbequemen Wirklichkeit aufgerüttelten Denker und Dichter, der zum Bewußtsein seiner Kraft und Bildung sich erhebende Bürger, und der gar nicht poetische oder enthusiastische, aber unverwüstlich zähe, kerngesunde und unter der neuen Gesetzgebung schnell erstarkende Landmann. Aus dieser Reihe darf Alexis' Kutscher Lamprecht von Quilitz, was schlichte Wahrheit der Färbung und correcte Zeichnung angeht, sich unbedenklich neben Immermann's berühmten Hofschulzen stellen. Welch ein Capitel norddeutscher Culturgeschichte drängt sich in seinem Glaubensbekenntnisse zusammen: „Sehen Sie, Herr Candidat, unser Christenthum ist, daß Einer soll gut sein und sich anständig aufführen. Und soll nicht immer besoffen in der Schenke liegen und seine Frau nicht ohne Noth prügeln, und nicht betrügen und nicht Schulden machen, die er nicht bezahlen kann. Undankbar-

keit ist auch unchristlich, und seine Steuern soll man zahlen und seinen Nächsten lieben als sich selbst. Und den Herrn Christus lieben wir auch, denn er ist unser Heiland und Seligmacher. Aber weiter soll man uns Nichts daraus machen, und von dem Augenverdrehen und dem vielen Beten halten wir schon Garnichts. Wenn man immer beten soll, kann man nicht arbeiten. Und dies ist auch wohl ein Boden danach, daß man faullenzen sollte! Der liebe Gott düngt den Sand nicht von selbst. Das ist Alles bloß katholischer Aberglaube. Ja, drüben, über der Elbe, wo's von selbst zuwächst, da mögen sie ihr apartes Christenthum haben und Fasttage und Erbsünden, so viel sie wollen. Wir aber wollen garnicht katholisch sein. Das ist gut brandenburgisch." — Ebensogut brandenburgisch ist denn auch die nüchterne Wahrhaftigkeit, das strenge Maaßhalten in Lob und Tadel, welche des Verfassers Art überall kennzeichnen. Er verschmäht die declamatorischen Effecte, er ist gerecht gegen Freund und Feind. Wenn der Glanz des großen Kaisers und seiner großen Armee ihn nicht blendet, wenn er den unsoliden, abenteuerlichen Zug in dieser wilden Jagd des ersten Kaiserreichs mit schneidendem Humor zur Anschauung bringt, so verführt ihn diese norddeutsch nüchterne Auffassung nie, den Feind zu karrikiren, die Tüchtigkeit und Energie zu verkennen, zu der das Genie des Kaisers und der Ernst der Zeit diese von der Revolution durch einander gewirbelten Glücksritter modernen Zuschnittes erzogen hatte. Eine typische Gestalt aus diesen Kreisen, wahr und lebendig in jedem Zuge, ist jener glänzende Cürassier-Oberst der großen Armee, „Marquis" d'Espignac, der dem alten Isegrim eine so köstliche Lection über die Mysterien des „blauen Blutes"

giebt. Er erobert das Herz des Alten durch ritterliche Noblesse, vollendete Reitkunst und correcteste Verachtung der Rotüre, schwärmt mit dem schönen Fräulein v. Quarbitz für deutsche Waldeinsamkeit, Mittelalter, Ahnungen und Seelensympathie, entführt sie und — entpuppt sich dann als cidevant Conditorgehülfe, Kunstreiter und tragischer Schauspieler, unbeschadet seiner sehr reellen militärischen Tüchtigkeit. Unter der Restauration wird er schleunigst legitimistisch und fromm, erkauft von dem wirklichen, heruntergekommenen Marquis d'Espignac den bis dahin aus eigener Machtvollkommenheit geführten Titel, wird Pair de France und Millionär, da ja denen, die den Herrn lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Seine schwärmerische Karoline setzt in Paris ihre blond-germanische Vollblut-Romantik zeit- und ortsgemäß fort, und endigt nach der Julirevolution ihre Laufbahn in Wien, im Schooß der allein seligmachenden Kirche, als reiche, von eleganten Beichtvätern umschlichene Wittwe. — Nicht selten gewinnt der gesunde Realismus der Darstellung Färbung und Wärme des besten Humors. Alexis hat es nicht nöthig, die Träger des vaterländischen Gedankens in der Zeichnung zu idealisiren, um ihnen volle künstlerische Wirkung zu sichern. Die ideale Atmosphäre des überall heiße Vaterlandsliebe athmenden Gedichtes umgiebt ihre Gestalten mit einem versöhnenden Lichte auch da, wo des Dichters Wahrhaftigkeit uns keine schroffe Ecke ihrer realen Erscheinung verbirgt. So fällt es ihm nicht etwa ein, seine märkischen Landwehrmänner von 1813 in die hochstrebenden Volks- und Freiheitshelden der späteren, liberalen Partei-Rhetorik umzudichten. Als der patriotische, hochgebildete Candidat Mauritz unter dem Eindrucke des ersten

Kriegsunglücks zu Heldenmuth und Opferfreudigkeit mahnt, entgegnet Kutscher Lamprecht ganz trocken: „Ja, wenn ich z. B. Kantonist wäre, so würde ich wohl keinen ganz übeln Soldaten abgeben. So aber bin ich es nicht, und was darüber ist, das ist vom Uebel. Und wenn nun z. B. der Napoleon die von Gott eingesetzte Obrigkeit würde?“ fügt er hinzu. „Und wenn er ausschenken könnte Domherrnpfründen, Kreiscontroleurstellen und Pour le mérite's: ach Herr Je, wie werden die vornehmen Herrschaften, Heidi, Juchhei, hast du nicht, kannst du nicht!“ — Diese skeptische Philosophie hält den Wackern nachher freilich nicht ab, glattweg zum Schill nach Kolberg zu gehen, aus Aerger — über die französischen Pferdediebe, und 1813 steht er als Landwehrfeldwebel seinen Mann wie die Besten. Aber nach dem Gefecht auf den Lebbiner Höhen bittet sein Schulze ihn vom Landrathe los, als unentbehrlich. Er will ihm seine Martha und den Schulzenhof übergeben. Major v. d. Quarbitz appellirt darüber an seine militärische Ehre: „Kerl“, fährt er ihn an, „Er, mit Knochen wie ein Ochs, der schon weiß, wie es im Kriege zugeht, will er denn gern aus dem Dienst für König und Vaterland und in ein Weiberbett kriechen?“ — Und Lamprecht? Er erhitzt sich gar nicht, sondern antwortet bedachtsam: „Gern, gnädiger Herr Obristwachtmeister, daß ich nun gerade nicht wüßte, denn sterben müssen wir nun schon einmal, und es ist eins wie's andere. Aber man verpaßt doch auch nicht gern die Gelegenheit. Und dann meine ich, als wie jeder Mensch das Seine thun muß, oder was die gnädigen Herrn nennen Opfer bringen. Ich calculire nun, daß ich schon mein Opfer gebracht habe und freiwillig: dazumal beim Schill und so weiter jetzt. Also

meine ich, daß ich nun genug gethan, und nun können Andere dran kommen. Man muß es den Andern doch auch lassen, daß sie sich für König und Vaterland opfern. Da will ich schon dafür stehen, wenn ich Schulze bin; ich will sie aus den Betten treiben, wo sich Einer verkriechen thut." — Und da der Commandeur denn doch ein gar zu schlechtes Gesicht dazu macht, fügt er ganz treuherzig hinzu: „Herr Obristwachtmeister zu Gnaden. Wenn's Ihnen nicht recht ist, mir ist's egal, Frau oder Krieg. Wollen Sie mich gern wieder zum Soldaten haben, so mögen sich die Martha und der Schulze einen Andern suchen." — So waren sie und so sind sie, die Männer von 1813 wie die von 1866. Das singt keine Marseillaisen, macht kein großes Aufhebens, schwärmt und ereifert sich nicht. Aber zäh sind die Leute, zuverlässig und verständig, und bei alle ihrem kalten Blute haben sie Ehre im Leibe, und wenn es einmal nicht anders sein kann, schlagen sie lieber als daß sie sich schlagen lassen. — Ganz ebenso hält, in höherer Sphäre, die meisterhaft durchgeführte Wandelung des Isegrim vom verstockten Feudal-Junker zum neu-preußischen Patrioten (die Ausdrücke sind uns nicht gleichbedeutend) sich von aller romantischen Ueberschwänglichkeit fern. Seinem von Jena als parolirter Kriegsgefangener zurückgekehrten Neffen versagte der Alte schon 1806 sein Haus. „Von der Schande mag er leben", entgegnete er den Fürbitte einlegenden Damen. Sein Arm und sein Beutel gehören dann in den Jahren der Noth unweigerlich der vaterländischen Sache. Aber den Staat, den modernen, souveränen Staat, der die Junker zu Unterthanen macht, erklärt er standhaft für eine schlechte, undeutsche, romanische Erfindung, von der Landwehr will er Nichts

wissen, bis er sie im Feuer commandirt hat, und über die liberalen Ketzereien in der neuen Armee Scharnhorst's tröstet ihn am letzten Ende die Hoffnung, daß doch wenigstens die schwere Kavallerie auch ferner von bürgerlichen Officieren verschont bleiben wird. Mit gleicher Nüchternheit und Treue werden die Bürger, die Liberalen von 1813 gezeichnet. Der heldenmüthige und freisinnige Candidat Mauritz, Hauslehrer des Isegrim, Tugendbündler, dann Landwehrhauptmann, Ritter des eisernen Kreuzes und schließlich Landpfarrer und Schwiegersohn des alten Urjunkers, kommt nach dem Kriege mit seinen Gedanken und Empfindungen über 1813 nicht mehr hinaus. Wissen wir doch selber, wie klein die Zahl seiner Zeit- und Gesinnungsgenossen gewesen ist, denen eine ausnahmsweise reiche und triebkräftige Natur diesen Fortschritt vergönnte! Ohne Verrath an seinen Ueberzeugungen, ohne seinen Charakter Lügen zu strafen, geht Mauritz im Jahre 1848 mit der großen Masse seiner Jugendgenossen, mit der ganzen überlebenden Phalanx der Veteranen des „Freiheitskampfes“ unter die Getreuen, resp. Actionäre der Kreuzzeitung. Darum entgeht er freilich so wenig als der knorrige Alte, sein Schwiegervater, dem unvermeidlichen Schicksal der Mißliebigkeit, welchem im Anfange der fünfziger Jahre nicht nur die „Demokraten“ verfielen, sondern Alles, was nicht in Buße sich beugen wollte vor den österreichischen und — sit venia verbo, baierischen Gewalten, welche an dem Staate Friedrichs des Großen und an dem Volke der Freiheitskriege ihr Müthchen kühlten. Ein diensteifriger Staatsanwalt macht bei dem alten Isegrim, auf Anlaß eines politischen Prozesses, eine Visite, die zu einer wunderbar kurzen und deutlichen Auseinandersetzung und

Verabschiedung führt. Auch wird es maßgebenden Ortes übel vermerkt, daß die Quarbelitzer Bauern, die Pflegebefohlenen des Isegrim und des loyalen Pastors, nicht an den persönlichen Teufel glauben. Ein strebsamer Enkel des „Isegrim", clubredender Referendarius im Jahre 1848, strebsamer Staatsanwalt nach der Auslieferung Schleswig-Holsteins und nach Olmütz, kommt darüber beinahe ernstlich zu Schaden. „Ist da nicht einmal in der Familie Etwas passirt?" ruft im Büreau des Ministeriums eine Stimme, als es um die Ernennung des hoffnungsvollen Jungpreußen zu einem diplomatischen Posten (für Manteuffel'sche Diplomatie!) sich handelt. So spiegeln die Wandelungen der Zeit und der Menschen in diesem vaterländischen Gedichte sich wieder, in ruhiger Klarheit und Wirklichkeit, ohne die rhetorischen Uebertreibungen, die unsere politische Unreife nur zu sehr zu kennzeichnen pflegen, wenn in unserer Dichtung von nationalen und politischen Dingen ja einmal ernstlich die Rede ist. Man scheidet von dem Buche mit dem Gefühle, daß hier das innerste Wesen eines unfertigen zwar, aber gesund fortschreitenden und zu ernster Culturarbeit berufenen Volkes in der Seele eines ebenso klar blickenden als warm fühlenden Mannes sich spiegelt. „Aber ist das Poesie?" hat man den Verfasser gefragt. Und er antwortet: „Wo das Sonnenlicht des Tages, die stürmische Nacht, der brennende Schmerz noch blutender Wunden, das Leiden und die Freuden eines noch blutenden Volkes dem Maler, der ihm angehört, die Farben geben zu einem Gemälde, was ein Theil wird seiner selbst, da reichen die Vorschriften nicht aus, nach denen ein Tom Jones oder Wilhelm Meister gebildet ward, auch nicht die, welche ein Walter Scott sich

kunstreich geschaffen, um mit elegischer Ruhe die Zustände eines gewesenen Volkslebens zu schildern." — Ist nur zu unterschreiben. Welche Wirkung hätten Gedichte wie diese hervorrufen müssen, wenn sie an eine große Nation, an ein politisches Volk von vierzig Millionen Seelen sich hätten wenden können! Leider schrumpft für den erzählenden deutschen Dichter, wenn er über die Sphäre der Liebes- und Familien-Geschichte, der Idylle, des Bildungs- oder des Verbrecherromans sich hinauswagt, oder nicht französische, italienische, englische, amerikanische Politik weltbürgerlich illustriren will, unser großes Vaterland noch immer mehr oder weniger zur Provinz, oder besten Falls zur Partei zusammen, und Farbe, Charakter der Darstellung werden durch die besondere Färbung dieser Bruchstücke eines nationalen Lesepublicums merklich beeinflußt. Es ist wohl kein Zufall, daß unser historischer Roman, so weit er moderne vaterländische Stoffe behandelt, in der prosaischen Mark Brandenburg seine schönste Blüthe getrieben hat. Des sonst so tüchtigen Heinrich König Roman „Jerome's Carneval", ein Jahr nach dem Isegrim (1855) erschienen und der gleichen Geistesströmung, wenn nicht unmittelbarer Anregung seines Vorgängers entsprossen, giebt darüber zu denken. Es war nicht nur eine Reaction, sondern geradezu eine Fremdherrschaft, die seit 1850, seit Bronzell und Olmütz auf Deutschland lastete, auf Hessen noch weit unmittelbarer und schlimmer als auf Preußen, und instinctmäßig wenden die Dichter unter ihrem verhüllten Drucke der Darstellung jener unverhüllten Fremdherrschaft sich zu, die ihr ein halbes Jahrhundert früher voran ging. Finden die Stimmungen einer noch unfertigen, gährenden Zeit ihren genügenden, dichteri-

schen Ausdruck doch weit besser in Darstellung abgeschlossener, innerlich verwandter Zustände als in dem bedenklichen, selten gelingenden Versuche, das nach Gestaltung ringende Leben der unmittelbaren Gegenwart in die Form des Kunstwerks zu fassen. Aber nun vergleiche man W. Alexis und König, und man wird inne werden, von welchem Einflusse der beschränktere Standpunct, der kleinere Gegenstand auf den Dichter hier sein muß. Wo zeigt sich in Jerome's Carneval der freie Blick, der stolze Gedankenflug, die reiche, starke Charakteristik, welcher 1847, am Vorabende der politischen Hochfluth, die „Clubisten von Mainz“ ihren Erfolg verdankt hatten? Ganz wie „Isegrim“ zeichnet „Jerome's Carneval“ die Orgien fremder Gewaltherrschaft auf deutschem Boden: das Spießbürgerthum sich duckend, ohnmächtig grollend, wenn nicht sich rückhaltlos hingebend an die Gewalt, die Großen zu gutem Theil „der Knechtschaft entgegenlaufend („ruentes in servitium“) und am Strahl der bonapartischen Gnadensonne sich wärmend, die Bauern kräftig, ehrlich, aber unbeholfen und träge, die Bessern und geistig Lebendigen aller Stände aber sich verstehend im gemeinsamen Gefühl des Verlustes und in dem Entschluß, das Verlorene besser wieder zu gewinnen. Und doch, welche Kluft, ganz abgesehen von dem Darstellungstalent der Verfasser, zwischen dem Geiste beider Gedichte! Welcher Unterschied der Handlung, des Colorits der Charaktere! Dort Candidat Mauritz, der Schüler Kants und Fichtes, der Mann des klaren Gedankens, des festen Willens, ein mächtiger Vertreter jenes in Sittlichkeit und Einsicht erstarkten preußischen Gelehrten- und Beamtenstandes, der sich seinen Platz neben den feudalen Trägern des Staatsgedankens in schweren Prü-

fungen erobert hat, lange ehe der erwerbende Bürger zu bewußter, freithätiger Theilnahme am Staate heranwuchs. Hier, in sich aufdrängender Parallele, jener Doctor Teutleben, der hübsche, wohlgepflegte Sohn guter Familie, den seine in Halle unter Schleiermacher vollendeten Studien nicht hindern, ganz wohlgemuth in den mehr oder weniger französischen Vorzimmern und Boudoirs des lustigen, westphälischen Cassel sein Glück zu versuchen, der darüber in seiner Unschuld beinahe zum bonapartischen Polizeispion wird, und schließlich nicht wie der Held des Alexis'schen Buches sich die Braut auf dem Schlachtfelde erkämpft, sondern, trotz bester vaterländischer Gesinnung, mitten im Hochsommer der Franzosen-Zeit in den Hafen einer ächten Romanhelden-Versorgung einläuft! Hier wie dort ist der nationale Gedanke die Seele des Gedichtes. Aber wie matt, wie gemacht ist seine Durchführung auf diesem Terrain und in diesen Umgebungen! Welche anekdotenhafte, an die Mühlbach'sche Schule erinnernde Behandlung der Zeitgeschichte und des historischen Costümes, welche kaum verhüllte, behagliche Freude an der bunten Außenseite dieser immerhin lustigen, pikanten, üppigen Fremdherrschaft! — Der Leser hängt mit Vergnügen an dem Munde des gewandten Erzählers, er wird seine vaterländische Gesinnung anerkennen und ehren, der bewährten Kunst des Verfassers in den eingestreuten Landschaftsbildern und Sittenschilderungen die Anerkennung nicht weigern. Aber wo bleibt der große Zug des historischen, vaterländischen Romans, der geschichtliche Pulsschlag, der Ernst der Auffassung! Man fühlt überall durch, daß die Entscheidung ganz anderswo lag als in diesen kleinstaatlichen Intriguen und Stimmungen, und so sinkt denn auch Stil und

Behandlungsweise unvermerkt von den kühnen und reichen Formen der historischen Malerei zum Genre herab. Wir nähern uns fast jener, den beiden letzten Jahrzehnten eigenthümlich angehörenden Massenproduction, welche den durch das politische Leben der Gegenwart immerhin geweckten staatlichen und geschichtlichen Sinn der Lesewelt so geschickt und skrupellos auszubeuten versteht, und sich der ernsten literarhistorischen Würdigung entzieht. Man plündert mehr oder weniger apokryphe Denkwürdigkeiten und Anekdotensammlungen, beutet die Zeitungen aus, setzt einige Staatsactionen in Scene, macht dabei mit deutscher Grammatik ebensowenig Umstände wie mit Geographie und Geschichte, würzt die lange Suppe mit einigen Liebes- und Mordgeschichten eigener Erfindung, und hat sich den bildungssüchtigen Leser eines national und politisch erregten Zeitalters verpflichtet: jenen Theil des „gebildeten“ Publikums, der den Leitartikel zu langweilig und das literarische Feuilleton zu gelehrt findet. Nomina sunt odiosa. Immerhin führt diese ganze seit zwei Jahrzehnten blühende Fabrication den Beweis, daß wir trotz alledem und alledem dem süßen Frieden der rein privaten Existenz seit 1848 ein für allemal gründlich entwachsen sind, und wenn wir zu wählen haben, geben wir ihr, culturhistorisch gesprochen, vor der Mysterien-Romantik der vierziger Jahre den Vorzug, von der Halbwelt-Literatur des zweiten Kaiserreichs garnicht zu sprechen. Es ist besser, daß unsere gelangweilten Damen, unsere Commis und Rentiers sich von L. Mühlbach, Brachvogel, Heribert Rau, Max Ring, Retcliffe ꝛc. über neuere Geschichte belehren lassen, als daß ihre Phantasie in den süßen Schauern von Spitzbuben- und Loretten-Abenteuern sich abnutzt. Uebrigens ist es nicht

mehr als billig, anzuerkennen, daß die entschlossene und sprachgewandte Erzählerinn L. Mühlbach, die glückliche Birch-Pfeiffer des deutschen Geschichts-Romans, sehr vortheilhaft aus der Reihe hervortritt und daß die bessern Leistungen von Phil. Galen (Dr. Langen) und Edm. Höfer überhaupt dieser Gattung nicht angehören, sondern nicht ohne Erfolg die Erinnerungen und Stimmungen unserer nationalen Prüfungs- und Lehrjahre künstlerisch zu gestalten bemüht sind. Philipp Galen vertritt in seinen hierher gehörigen Werken (Andreas Burns, Tochter des Diplomaten) in sichtlichem künstlerischem Fortschritte die Eindrücke, welche die erste Phase der Schleswig-Holsteinischen Bewegung in den mittleren Schichten der deutschen Bevölkerungen zurückließ. Seine Manier ist von Hause aus nicht frei von phrasenhafter Ueberschwenglichkeit und formloser Breite. Seine Schleswig-Holsteiner sind ein Geschlecht urgermanischer Recken, Wunder von Heldenmuth, Weisheit und Güte. Ihr Phlegma ist comprimirter Heroismus, ihr Schweigen ist Tiefsinn, ihr Eigensinn eitel Charakterstärke. Sie würden die Dänen vernichten, wenn sie nur nicht so edelmüthig und treuherzig, oder sich selbst opfern, wenn sie nicht glücklicher Weise so verständig und vorsichtig wären. So aber ist das Unglück auf beiden Seiten noch zu ertragen. Die jetzt so bemerklichen schleswigschen Dänenfreunde, die Wähler des Herrn Kryger, werden vom Verfasser nicht ganz geleugnet, aber sie stehen als winzige Minderheit im Hintergrunde. Nun möchten wir hier nicht mißverstanden werden. Wir wären die letzten, den zähen Nationalsinn der Schleswig-Holsteiner gering zu achten und die guten Seiten ihres ächt niedersächsischen Bauerncharakters deswegen zu verkennen, weil derselbe gegenwärtig

gerade seine weniger angenehmen Eigenschaften hie und da hervorkehrt. Es wird aber ohne Versündigung gesagt werden dürfen (jetzt, da die Frage endlich durch die preußischen Waffen entschieden ist), daß in Sachen der meerumschlungenen Herzogthümer nicht nur unsere Diplomatie sich arge Blößen gegeben hat, und daß das Renommiren und die Phrase während jener ersten praktischen Probe unseres gesammtdeutschen Nationalgefühls nicht nur auf feindlicher Seite war. Das ist in Uebergangszeiten einmal nicht anders. Der Künstler, welcher der Zeit den Spiegel vorhält, wird auch solche Züge von seinem Bilde nicht ausschließen dürfen. Es ist aber nicht gleichgültig, ob er die Befangenheit der Handelnden theilt, oder ob er sie nur darstellt. Daß das Erstere Philipp Galens Fall ist, hat nicht nur dem künstlerischen Maaße seiner Schilderungen, sondern auch der von ihm beabsichtigten nationalen Wirkung oft genug Schaden gethan. Wie im Andreas Burns über die Dänen, geht es im Strandvogt von Jasmund über Napoleon und die Franzosen her. Das bewußte und gefaßte Nationalgefühl des politisch reifen Mannes meidet solche Ueberschwänglichkeiten, von denen z. B. bei Wilibald Alexis auch nicht eine Spur sich findet. Es weiß, daß in internationalen Dingen nicht moralische Entrüstung, sondern Kraft und Klugheit die Entscheidung bringen, und daß man dem Feinde und dem Auslande durch die Betheuerung politischer Unschuld nicht imponirt. Sehr zu loben sind bei Philipp Galen die schönen, klar und correct gezeichneten Bilder norddeutscher Natur und norddeutschen Landlebens. Die Ostseelandschaft mit ihren Dünen, Haiden und Mooren, mit ihren Buchenwäldern, Wiesen, stattlichen Landsitzen, mit dem herr-

lichen Hintergrunde ihres krystallklaren Meeres kommt in ihrer ganzen männlich-kraftvollen Stimmungs-Schönheit zur Geltung, wie bei Reuter und Spielhagen, und noch malerischer und wirksamer als bei Edmund Höfer, wenn auch nicht in dem Grade, wie die ihr nahe verwandte märkische Tiefebene bei Wilibald Alexis. Nicht weniger anzuerkennen ist der kräftige, epische Zug der Darstellung, der Blick und Sinn für das äußere, handelnde Leben. Man spürt den Athem einer von den Geistes- und Gefühlsspielen einer abstracten, formalen Bildung sich praktischen Zielen zuwendenden Zeit, und wenn darüber in Galens Erstlingswerken die Feinheit und Tiefe psychologischer Motivirung häufig vermißt wird, so ist in den späteren Arbeiten auch nach dieser Richtung hin ein Fortschritt nicht zu verkennen. Die „Tochter des Diplomaten“ namentlich ragt durch künstlerische Composition, feine Vorbereitung und tüchtige Motivirung der Conflicte ebenso wie durch anziehende Handlung und reiche Naturschilderung (aus der schweizerischen Alpenwelt) über die Masse der Tagesromane hervor. Dänemark und seine Gegner treffen sich hier auf neutralem Boden und in der ernüchterten, dem Kampfe folgenden Stimmung. Die überschwengliche und unklare Erregung hat nicht nur bei den Personen, sondern sichtlich auch bei dem Verfasser des Gedichtes einer nicht weniger patriotischen, aber tiefern und besonnenern Auffassung Platz gemacht, und was die Darstelllung dabei künstlerisch gewinnt, geht auch der materiellen Wirkung des Gedichtes mit nichten verloren.

Ausgezeichnet durch künstlerische Gewandtheit, namentlich in Behandlung der Sprache und durch Feinheit der Charakterschilderung erreicht Edmund Höfer, wo er in den Bahnen von Wilibald Alexis wandelt, sein Vorbild nicht

entfernt an epischer Kraft, an Tiefe des Gedankens, an Kraft und Reinheit des politischen Pathos. Auch ihm rufen die schweren nationalen Geburtswehen der Gegenwart die ernsten Erinnerungen der Fremdherrschaft vor die Seele; auch er verweilt mit Vorliebe auf den Bildern norddeutscher Bürgertüchtigkeit, und auch ihn macht die Freude an vaterländischer, überlieferter Art nicht blind gegen die Gefahren, mit welchen von jeher die Schattenseiten unseres Charakters nicht weniger als die Verhängnisse unserer verwickelten Weltstellung uns heimsuchten. Aber wie dem Verfasser von Jerome's Carneval, verwandelt sich ihm, im Laufe der Darstellung, das historische Gemälde unvermerkt zum Genrebild, das Epos zur Idylle. Die Freude am Einzelnen läßt die großen Gesammtzüge der Zeit nur abgeschwächt hervortreten. Man vergleiche z. B. den „Verlorenen Sohn" mit dem „Isegrim." Zeit, Stoff, Situation sind dieselben. Der Sturm von Jena fegt hier wie dort über das Land, die alte Gesellschaft, der alte Staat stürzt zusammen, die Herzen werden im Feuer der Trübsal geprüft, und nicht alle bestehen. Der „verlorene Sohn" so gut wie des Isegrims Neffe hat bei Prenzlau im Regiment Gensdarmes capituliren müssen, gezwungen durch seinen unfähigen Commandeur; auch er wird von den Seinigen darüber verachtet, sucht wie jener seinen Schmerz durch Wein und Liebe zu betäuben und entgeht mit Noth den Netzen einer für die Fremden thätigen Sirene. Auch das Sammeln und Aufraffen der Gemüther, die Vorbereitungen zum Kampfe, endlich die Katastrophe selbst werden in den Rahmen des Bildes gezogen. Aber wie skizzenhaft, zerrissen, wie wenig aus einem Guß kommt das Alles heraus! Wie treten überall die privaten

Interessen und Beziehungen abschwächend in den Vordergrund, wie schrumpfen die großen Züge der Zeit zu Costüm und Ornamentik zusammen! Kaum anders, wenn auch in weit bunteren und ausführlicheren Schilderungen, behandelt der vielgerühmte vierbändige Roman „Altermann Ryke“ (1865) dieselbe Zeit. Die Handlung verliert sich in eine bunte, oft ziemlich willkürlich neben- und durcheinander herlaufende Reihe von Vorgängen, von dramatischer Spannung kommt es nur hier und da zu einem Anfange, und noch weniger macht eine kräftige, epische Strömung sich fühlbar. Dafür breitet die häufig an Einzelschönheiten reiche, idyllische Schilderung behäbigen, norddeutsch-hanseatischen Kaufmannslebens im Stil der alten Zeit bequem im Vordergrunde sich aus. Altermann Ryke und sein Gegenstück, der Kriegsrath Salinger, sind im Grunde wohlbekannte Figuren aus „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“: Der kluge, ehrenfeste, besonnene und doch, wenn es darauf ankommt, hingebend patriotische bürgerliche Geschäftsmann, und der in oberflächlicher, kosmopolitischer Bildung und Genußsucht entartete Beamte des altersschwachen, feudal-büreaukratischen Staats. Auch Gesinnung und Tendenz der Verfasser ist in beiden Romanen die gleiche, und durch gute Form und gewandte Schilderung kommt Höfer seinem Vorbilde wenigstens nahe. Aber während bei Wilibald Alexis die Schilderung der Einzelerscheinung überall dem mächtigen Grundgedanken des Werkes zu schöner Gesammtwirkung sich fügt, drängt sie ihn bei Höfer auf ein bescheidenes Pflichttheil zurück. Höfer zeigt uns mit Behagen, wie man 1806 in wohlhabenden Bürgerkreisen lebte, genoß, sich kleidete, aß, trank und liebte.

Aber wie es kam und kommen mußte, daß die Treibhauspflanze alle dieses Wohlstandes und dieser Behaglichkeit vor dem ersten kräftigen Luftstrom historischen Lebens zusammenknickte, das versteht er nur unvollkommen an concreten Gestalten anschaulich zu machen. Der Roman „Unter der Fremdherrschaft“ (1863) behandelt kaum anders die Zustände und Schicksale eines Stückchens norddeutschen Küstenlandes, vom Sommer 1812 bis zum März 1813. Er zeigt uns den Adel getheilt zwischen Hingabe an die Fremdherrschaft und vaterländischem Ehrgefühl; den Seefahrer, den Fischer, den kleinen Landmann aufs Aeußerste gebracht durch persönliche Mißhandlung und Verkümmerung des Erwerbs. Er zeichnet ergreifende und lehrreiche Scenen französischen Hochmuths und rheinbündlerischer Tücke, Erinnerungen, welche im Norden durch das in und seit 1866 Erlebte bedauerlich genug aufgefrischt sind. Das Gemälde eines siegreichen localen Aufstandes im März 1813 bildet den Schluß. Alles das ist gut und gewandt erzählt, aber von dem großen, weltgeschichtlichen Zuge der Bewegung machen auch hier nur leise Schwingungen sich fühlbar. Man kommt aus dem localen Horizont nicht heraus und hört den Verfasser einigermaaßen verwundert an, wenn er nach allen diesen genrehaft ausgemalten Bildern und Bildchen von einer großen und einmüthigen Begeisterung spricht, die damals das gesammte deutsche Volk ergriffen haben soll, da es doch wahrlich am guten Willen der Württemberger, Baiern, Rheinhessen, Sachsen nicht lag, wenn wir bei Groß-Beeren, Dennewitz, Wartenburg nicht den Kürzeren zogen.

So treten denn in langer Reihe, (sie ließe sich leicht

um eine ganze Menge Nummern vermehren)* die Darstellungen „aus der Franzosenzeit“ seit dem Anfange der funfziger Jahre in den Vordergrund unserer erzählenden Dichtung: ungleich an künstlerischem Werth, aber einmüthig in Betonung des nationalen Gedankens und in Würdigung jener Fehler, Verhängnisse und Zustände, welche vor einem halben Jahrhunderte unsere Niederlagen verschuldeten, und deren Reste und Nachwirkungen vor zwanzig Jahren unsere Wiedergeburt aufhielten. Wenn wir den Gegenstand nicht verlassen, ohne noch ein Wort über Hesekiel's vaterländische Romane hinzuzufügen, so leitet uns dabei kein literarhistorisches Interesse, sondern lediglich der Grundsatz des „Audiatur et altera pars.“ Die Partei, welche sich nach den im Jahre 1806 gerichteten Zuständen zurücksehnt, darf bekanntlich heute ihre Minorität in der Presse nicht mehr mit der Wendung erklären, daß „sie sich aus den Schmierern Nichts mache.“ Sie hat sich die „Schmierer“ etwas kosten lassen, (womit nicht gesagt sein soll, daß wir ihre literarischen Vertreter sämmtlich zu den Schmierern rechnen) und wenn sie bisher mit ihren Dichtern unglücklicher war, als mit ihren Publicisten, Rechtslehrern und Rednern, so haben jene den Mangel an Ermunterung und Anerkennung wahrlich nicht als Entschuldigung anzuführen. — Im vaterländischen Roman ist sie in erster Linie durch Hesekiel vertreten. Nicht daß wir diesen selbst darum für einen reisigen Kämpen des Rückschrittes hielten. Seine beliebten

* Es sei noch Gustav's vom See (Struensee's) sehr gut geschriebener Roman „Vor funfzig Jahren“ (1859) erwähnt, der die Jahre des Unglücks und der Erhebung nach der provinciell schlesischen Ueberlieferung anschaulich und mit schönem freisinnigem Patriotismus schildert.

Schilderungen des französischen Ancien Régime erinnern mehr an einen theoretischen Don Juan, als an einen Don Quixote. Man bekommt den Eindruck, als ob dem Verfasser die parties fines, die galanten Abenteuer und lustigen Geschichten der guten alten Zeit im Grunde anziehender sind, als das göttliche Recht des Feudalstaates. Um so belehrender, als Signatur gewisser Strömungen der funfziger Jahre, sind jene beiden Romane, durch welche er im Namen seiner Partei auf Wilibald Alexis' durchschlagende Meisterwerke glaubte antworten zu müssen: Vor Jena (1859) und „Von Jena bis Königsberg" (1860). Die Absicht und der gute Wille sind nicht zu verkennen. Zuerst zeigt der neupreußische Guckkastenmann die vorjenaische Junkerwelt im Glanze ihrer so vielfach verkannten Schönheit. Es ist Kinderball bei Excellenz Massow in Berlin. Welche Gäste, welche Costüme! Kein Kleid, kein Titel, keine Charaktermaske wird uns geschenkt. „Wie die Adler unter dem geringen Geflügel" ragen die beiden jungen Prinzen, Friedrich Wilhelm und Wilhelm, unter ihren Altersgenossen hervor. Und nun gar der von der Königinn ausstrahlende Glanz, „den man noch nach einer halben Stunde auf dem Gesicht jedes Cavaliers herauskennt, mit dem sie gesprochen." Man glaubt einen Kammerdiener oder Castellan von seiner gnädigen Herrschaft sprechen zu hören. Und dann gehts von dem Erhabenen zum Pikanten, aus dem Ballsaal ins Rauchzimmer und in die Officierskneipe. Wir treten in's Hôtel d'Angleterre, wo sich die Herren Kameraden vom „hochberühmten" Regiment Gensdarmes versammeln. (Es giebt beiläufig für Herrn Hesekiel in der Armee gar keine andere als „hochberühmte" Regimenter.) Sie werden uns namentlich

vorgestellt, die Kleist, die Nostiz, die Wussow und wie sie Alle heißen, treu nach der Quartierliste. Wir genießen sie in ihren rothen Gala-Fracks und in den Interimsröcken, bewundern sie bei der Pontac-Flasche, bei Katzenmusiken und Stelldicheins, auf Promenaden und Eisbahnen, erhalten das anschauliche Maaß ihrer Galanterie, ihrer Ritterlichkeit, ihres — Judenhasses. Dann kommt der Krieg, und der Verfasser stimmt sich pflichtschuldigst auf den heroisch-tragischen Ton, so gut es eben gehen will. Der edle Junker Pletz von Bessin tritt in den Vordergrund, ein märkischer Edelmann von ächtem Schrot und Korn. Er imponirt den napoleonischen Roturiers durch seine patriarchalisch-edelmännische Würde. Er rettet preußische, versprengte Officiere mit ebenso viel Klugheit als Opfermuth. Einen seiner Schützlinge dürfen wir auf seiner abenteuerlichen Flucht, durch die feindlichen Truppenmassen, nach Preußen begleiten. Wir sind Zeugen napoleonischer Greuel und preußischer Heldenthaten, und begrüßen endlich in Königsberg mit dem Frieden die Aussicht auf dereinstige Wiedererhebung. Aber fehlen denn in diesem Zeitgemälde die Bürger? Mit nichten. In Berlin, vor dem Kriege, schachern sie und betrügen, spionieren für die Franzosen, kriechen vor dem Adel, den sie gleichwol beneiden und hassen. Dann jubeln sie Napoleon an, singen freche Spottlieder auf das vaterländische Heer, (das berüchtigte „Frisch auf Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd, auf, hinter die Fronte gezogen! wird vollständig mitgetheilt) gehen mit den Franzosen in die Komödie, liebeln mit ihnen, machen Schulden 2c. Damit ist denn auch das ganze Unglück erklärt und das Gerede der liberalen Geschichtschreibung und Belletristik gebührend rectificirt: Die Gott-

losigkeit, der Jakobinismus, die geistreichen Juden haben den Feind in's Land gebracht, „denn Gott läßt sich nicht spotten", und nachher haben die märkischen und pommerschen Junker an der Spitze ihrer Bauern und gestärkt durch das Gebet der rechtgläubigen Priester ihn wieder vertrieben. Wer's nicht glauben will, der mag's bei Hesekiel lesen. Einen wahren Eiertanz kostet den wackern Dichter dabei die nicht gut zu umgehende Gesetzgebung von 1808. Sie war schon nützlich und gut gemeint, „aber ein Nothwerk, unvollkommen, bedenklich; und gerade das Mangelhafte an ihr hat man nachher immer gerühmt." Die dazwischen recht wie aus dem Busch guckenden gelegentlichen Bemerkungen über „bureaukratisch-militärischen, verhängnißvollen Hochmuth" der regierenden Kreise und Klassen bilden zu diesem Text einen köstlichen Gegensatz. Man denkt an Bileam den Propheten, der segnete, nachdem er den Mund zum Fluchen geöffnet. Charakteristisch ist endlich die Unbefangenheit, mit welcher alle Hauptcharaktere und Motive des Romans aus Wilibald Alexis' Schatzkammern einfach annectirt und in's Neupreußische übersetzt worden sind. Der patriotische Junker-Patriarch heißt hier Pletz von Bessin statt v. d. Quarbitz, die Giftmischerin Ursinus läßt sich, da man sie schon eingesteckt hat, durch ihre Freundinn, die Finanzräthin Reichardt, vertreten, Herr v. Wandel durch deren Bruder. Der würdige Kaufmann v. Asten ist aus dem gottlosen, verjüdelten Berlin in das unverdorbenere Königsberg übergeführt und schreibt sich Rienäcker. Auch der französische Edelmann in Napoleon's Heer, der die Roturiers durch seine Ritterlichkeit aussticht, darf hier nicht fehlen, nur daß sein Adel bei Hesekiel selbstverständlich ächt ist, und selbst Kutscher Lamprecht (hier

Lehnert) mußte herbei. Es ist eine wahre Razzia. Hesekiel giebt das geistige und ästhetische Maaß der von ihm vertretenen (oder nur bedienten?) Richtung auf dem Gebiete des vaterländischen Geschichtsromans nicht weniger belehrend, als der Verfasser von Eritis sicut Deus auf dem des socialen. Die Culturgeschichte unserer Tage hat beiden zu danken.

So spiegelt sich seit 1850 in vielfachen, noch fortwährend anwachsenden Darstellungen aus der stürmischen Geburtszeit des heutigen Deutschlands die mächtige, fortwühlende, durch kein augenblickliches Mißlingen mehr zu erstickende Gewalt des nationalen Gedankens. Diese Literatur wird in der schwersten Stunde der herein brechenden Reaction durch ein paar Meisterwerke eingeleitet. Die Typen derselben ziehen sich, in mannigfacher Verkleidung und wechselnder Beleuchtung, aber kaum verändert im Wesen, durch fast sämmtliche Romane dieser Gruppe, und erweisen sich auch darin als rechtmäßig gezeugte Kinder des dichterischen Genius und der geschichtlichen Ueberlieferung. Vollkraft des epischen Stromes, Klarheit und Energie der politischen Anschauungen und Ueberzeugungen, Einheit der künstlerischen Composition und Reichthum der Ausführung stellen W. Alexis allen Mitbewerbern voraus an die Spitze des Zuges. Seine Nachfolger gerathen mehr oder weniger auf die Abwege des Anekdoten- und Memoiren-Romans, der historisch-politisch gefärbten Idylle, oder des declamatorischen Leitartikel-Pathos, um von dem Troß der gegen Sprache, Darstellungskunst und Geschichte sich geradezu versündigenden Bücherfabrikanten hier garnicht zu sprechen. Aber durch diese ganze Production zieht sich, durch die ganz spärlichen Ausnahmen nur heller ins Licht gesetzt, die gleiche Grund-

stimmung: das Bewußtsein unseres nationalen Berufes, das Vertrauen auf die nicht mehr zu brechende Kraft unseres Volksgeistes. Das massenhafte Eindringen dieser Strömung in die Unterhaltungslectüre der weitesten „gebildeten" Kreise ist keine unbedeutende und gleichgültige Sache, zumal bei einem Volke, dessen Geschichte bis jetzt die eines tausendjährigen kaum unterbrochenen Bürgerkrieges ist. Die Einheit der Ueberlieferungen und Vorstellungen hat für die Einheit eines Volkes mehr zu bedeuten, als die Gemeinsamkeit des Ursprungs und selbst die der Sprache. Steht doch der französisch redende Waadtländer dem deutschen Berner weit näher, als der deutsche Baier dem deutschen Preußen! Was der historische Roman in dieser Richtung leisten kann, auch wo er sich mit fern abliegender Vergangenheit beschäftigt, darüber ist seit Walter Scott's Zeit kein Zweifel, und es gehört ganz wesentlich zur Signatur der Gegenwart, daß unsere erzählende Dichtung, den für sie außerordentlich ungünstig liegenden Verhältnissen zum Trotz, auch dieser schwierigsten Aufgabe des Romans immer und immer wieder sich zuwendet. „Der historische Roman kann in diesem Sinne das sein, was in blühender Jugendzeit der Völker die epische Dichtung, ein Stück nationaler Geschichte in der Auffassung des Künstlers, der im gegebenen Raume eine Reihe Gestalten scharf gezeichnet und farbenhell vorüberführt, also daß im Leben, Ringen und Leiden des Einzelnen zugleich der Inhalt des Zeitraumes sich wie zum Spiegelbild zusammenfaßt. Auf der Grundlage historischer Studien das Schöne und Darstellbare von Epoche zu Epoche umspannend, darf der Roman auch wohl verlangen, als ebenbürtiger Bruder der Geschichte anerkannt zu werden, und wer ihn achsel-

zuckend als das Werk willkürlicher und fälschender Laune zurückweisen wollte, der mag sich dabei getrösten, daß die Geschichte, wie sie bei uns geschrieben zu werden pflegt, eben auch nur eine herkömmliche Zusammenschmiedung von Wahrem und Falschem ist, der nur zu viel Schwerfälligkeit anklebt, als daß sie es, wie die Dichtung, wagen darf, ihre Lücken spielend zu ergänzen." — Vorausgesetzt, daß der Ausfall gegen die „Schwerfälligkeit" der Geschichte eben der Licenz des Poeten zu Gute gerechnet wird, wird man dieser Vertheidigung des historischen Romans (sie ist der Vorrede von Scheffel's Ekkehard entnommen) im Ganzen zustimmen dürfen. Nur freilich, daß das Grundgesetz der Gattung unverbrüchlich geachtet werde: Auseinanderhaltung des historischen Rahmens und der frei erfundenen Gestalten und Handlung, welche das Interesse der Dichtung tragen, Treue der Zeitfärbung ohne antiquarische Kleinkrämerei und Anekdotenjagd, Ehrfurcht vor der durch die Wissenschaft festgestellten Ueberlieferung, Enthaltung von jener, für die nationale Bildung geradezu gefährlichen Geschichtsfälschung, die unvermeidlich ist, wenn der Dichter die Staatsaction und die leitenden historischen Charaktere in den Vordergrund der Darstellung rückt, sie ihre geheimsten Gedanken aussprechen läßt, ihre Motive willkürlich ergänzt oder umdeutet, ohne bemerklich zu machen, wo die Dichtung beginnt und die Geschichte aufhört. Es wird ja nie an Lesern fehlen, die es pikant finden, sich durch ihre Romanlectüre zwischen Schlaf und Wachen in die innersten Geheimnisse der Staatsmänner und Feldherren einweihen zu lassen, „deren Charakterbild in der Geschichte schwankt", von deren Bedeutung und Wesen sich der „schwerfällige" Historiker nur mühsam

ein unvollständiges Bild zusammensetzt. Der Romandichter aber überschreitet, wenn er dieser Art von „Bildungsbedürfniß“ entgegenkommt, die Grenze, auf der löbliche künstlerische Freiheit von Unwahrheit sich scheidet. Es bleibt, auch nach „Maria Stuart“ 2c., eine wohl aufzuwerfende Frage, ob selbst der Dramatiker, der doch aufrichtig zu Werke geht und Schein für Schein giebt, sich von der Achtung vor den Hauptzügen der historischen Ueberlieferung ungestraft losmachen darf. Der historische Roman, der sich die Aufgabe stellt, das von der Geschichtsforschung verarbeitete Material zu beleben, künstlerisch wirksam zu machen, die Ueberlieferungen der Vorzeit lebendig wirksam zu erhalten, wird durch solche Freiheiten aus einem Volksbildner leicht zu einem gefährlichen falschen Propheten, und zwar nur um so mehr, je besser er sich durch Treue im Costüme den Anschein der Wahrheit giebt. Es ist anzuerkennen und zu loben, daß Scheffel's „Ekkehard (1855 erschienen), eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert“, diese Klippe vermeidet. Der Verfasser des beliebten „Trompeter von Säckingen“ belebt hier die bekannten Ueberlieferungen des Klosters St. Gallen, unter fleißiger und geschickter Benutzung anderweitigen culturhistorischen Materials, zu einem anziehenden Bilde allemannischen Kloster-, Schloß- und Waldlebens aus der Zeit der Ottonen. Im Namen des in Wälschland abwesenden Kaisers waltet auf Hohentwiel im Hegau mit herzoglicher Macht die schöne, aber herrische und strenge Hadwiga, Herzog Burchard's von Schwaben jungfräuliche Wittwe. Ihre souveräne Laune erzwingt sich, gegen des heiligen Benedicts Regel, Einlaß im Kloster St. Gallen. Dort erbittet sie sich von Abt Rhalo als Gastgeschenk den schönen, gelehrten Pförtner

des Klosters, Bruder Ekkehard, der sie über die Schwelle des heiligen Hauses sänftiglich trug, auf daß das Gesetz nicht verletzt würde, welches weiblichem Fuße streng untersagt, dort einzutreten. Sie gedenkt mit ihm „den „Virgil zu studieren." So muß denn der brave Mönch die Prüfungen Abälard's durchmachen, aber seine ehrliche und schwerfällig-naive deutsche Natur zieht sich mittelmäßig genug aus der Sache. Seine schöne Schülerinn nimmt ihn ihrerseits in die Lehre, und läßt ihn nach Weiberart sein langsames Verständniß hart genug büßen. Er muß froh sein, sich am Ende durch die Flucht vor Schimpf und Mißhandlung zu retten, und findet endlich in poetischer Einsamkeit Ersatz für die getäuschten Hoffnungen verbotener Leidenschaft. Die Uebersetzung des Waltari-Liedes, welches die Ueberlieferung bekanntlich auf Ekkehard's Rechnung setzt, bildet eine schöne Zugabe. Der Ueberlieferungen der Zeit über Kloster- und Schloß-Leben, halb-heidnische Sitten des Landvolkes, über die Einfälle der Ungarn ꝛc., sind zu einem geschickt gefügten Mosaikbilde verarbeitet. Die Färbung des Ganzen ist frei von romantischem Nebel, bei herzlichstem Eingehen auf die Eigenart jener frühen Zeit doch nicht ohne derb-realistischen, ächt modernen Zusatz. Scheffel erfreut sich, und wir mit ihm, weit mehr an der tüchtigen Naturkraft der germanischen Jugendzeit, als an den phantastisch-ascetischen Anwandlungen, welche sie heimsuchten. In dieser Richtung ist sein Ekkehard ein höchst belehrender Gegensatz zu den mittelalterlichen Phantasiebildern der Romantiker, und ein nicht zu verachtender Maaßstab für den Weg, welchen unser nationales Bewußtsein seitdem zurückgelegt hat. Dennoch glauben wir zweifeln zu dürfen, ob der Verfasser durch sein Werk die

von ihm so weit weggeworfenen Bedenken Julian Schmidt's gegen die Behandlung des frühen Mittelalters im historischen Roman thatsächlich ganz widerlegt hat. Was im „Ekkehard" dem zehnten Jahrhundert wirklich angehört, ist dem, im Grunde ganz modern gedachten Kerne der Dichtung doch mehr angehängt als organisch mit ihm verwachsen. Jene lebendige Detailanschauung aber, auf der zu gutem Theile der Reiz des historischen Romans im Vergleich zur Geschichte beruht, wird trotz aller culturhistorischen Gelehrsamkeit keineswegs erreicht. Die Kluft ist eben doch zu groß, die von diesen Menschen und diesen Zuständen uns trennt, und wenn es darauf ankommt, dieselbe für unsere Anschauung zu überbrücken, so stehen wir nicht an, der Methode, welche Gustav Freytag in seinen „Bildern aus dem deutschen Mittelalter" auf die Behandlung desselben Gegenstandes angewendet hat, den Vorzug zu geben. Sie vereinigt lebendige Anschaulichkeit mit Genauigkeit und bringt das poetische Interesse mit dem historischen nicht in Conflicte, in denen am Ende das eine das andere schädigt.

Auf einem weit zugänglichern und dankbarern Gebiete hat Laube's „Der deutsche Krieg" (1863—1866) neuerdings den deutschen historischen Roman um eine Arbeit von monumentalem Umfange bereichert. In drei Abtheilungen, „Junker Hans" (1863), 4 Bände, „Waldstein" (1864), 3 Bände, „Herzog Bernhard" (1865), 2 Bände, unternimmt es der Verfasser, die maaßgebenden Momente des dreißigjährigen Krieges der Unterhaltung suchenden Lesewelt zu geistigem Verständniß und dichterisch-lebendiger Anschauung zu bringen. „Junker Hans" führt uns in jene verhängnißvolle Krisis der österreichischen Geschichte, welche den An-

fang des Kampfes herbeiführte und die Keime unseres zweihundertjährigen Auflösungsprocesses umschloß. Wir sehen das Reich der Habsburger auf dem Scheidewege zwischen Deutschland und Rom, zwischen Leben und Tod. Den protestantischen, bis in die Hauptstadt, bis in die Gemächer der Kaiserburg reichenden Einflüssen tritt die jesuitische Armada entgegen, stark durch die Zuneigung des Kaisers, durch Anlehnung an uralte Herrschaftsformen, durch Klarheit und Festigkeit des Wollens, durch eine einheitliche, Talente, Leidenschaften, Interessen in den Dienst des Gesammtzwecks zwingende Organisation. Zwischen der protestantischen Aristokratie des Landes, den „Cavalieren“, und der schwärmerisch-religiösen Bewegung im Volke fehlt es an Verständniß und an Vertrauen. Der böhmische Aufstand wird durch nationale Gegensätze und durch die Talentlosigkeit der Führer gelähmt. Gedankenlose und Eigennützige bilden hüben wie drüben die Mehrzahl. Aber die leidenschaftliche Energie, die Einheit des Willens, das rücksichtslose, disciplinirte Darauflosgehen ist auf katholisch-habsburgischer Seite. Und in diesem aufgährenden Chaos unheimlicher Gewalten vertritt der Held des Romans, der thüringische Junker Hans von Starrschädel, den vaterländischen und protestantischen Gedanken mit deutschem Ernst, deutscher Ehrlichkeit und — deutscher Bedenklichkeit und Erfolglosigkeit. Die Katastrophe auf dem weißen Berge und ihr blutiges Nachspiel auf dem Ringe zu Prag bilden den Schluß. Der in „Waldstein“ dann wieder aufgehende Vorhang zeigt den Titelhelden, der uns im ersten Theile als glänzender, aufstrebender Glückssoldat begegnete, auf der Sonnenhöhe persönlichen Erfolgs. Die Siege Gustav Adolph's haben den Kaiser in die Hände

seines schwer beleidigten Feldherrn gegeben. Waldstein unterhandelt von Macht zu Macht mit seinem Souverän über die von ihm abhängende Rettung des Reichs, schwelgt in der Fülle des Selbstbewußtseins, in einer Welt berauschender Möglichkeiten und Aussichten. Aber, mehr berechnender Phantast als Mann des Entschlusses, beleidigt er, wo er vernichten oder versöhnen, droht er, wo er handeln müßte, und geht darüber zu Grunde. Im dritten Abschnitt des Romans macht der ideale Gedanke der großen Krisis, durch Herzog Bernhard vertreten, eine letzte, verzweifelte Anstrengung gegen die dunkeln Gewalten der Zeit. Nichts Geringeres als das protestantische Kaiserthum, als eine Erneuerung des Reiches auf der Grundlage religiöser und politischer (Fürsten-) Freiheit, (nach Laube) hat der siegreiche Kriesmann des Ernestischen Fürstenhauses im Sinne, und nach dem Siege bei Rheinfelden und der Einnahme Breisachs auch in naher, thatsächlicher Aussicht. Aber auch er ist dem Fluche der unseligen Zeit verfallen. Sein immerhin nothgedrungenes Bündniß mit dem französischen Reichsfeinde fälscht und untergräbt seine Stellung, und als er sich anschickt, das Netz zu zerreißen, sind die Giftmischer der Gesellschaft Jesu bei der Hand, um das von ihren Obern über den gefährlichen Ketzer gesprochene Todesurtheil zu vollziehen. Untergang der vaterländischen Sache, wenigstens für lange Zeit, Auslieferung deutscher Ehre und Macht an das Kleinfürstenthum und an die Fremden, der Gewissensfreiheit an die Landeskirchen, sind das Ende. Kaum daß auf diesem letztern zumeist bestrittenen Gebiete wenigstens die Zwietracht und Vielheit der Herrschenden den Druck der Herrschaft zu schwächen und die Keime neuen, germanischen Geisteslebens durch-

zuwintern, wenn nicht zu entwickeln verspricht. Die Guten und Verständigen ziehen sich entsagend in's Privatleben zurück. Eine lange Dämmerung der Unfreiheit und Schwäche, verschuldet durch kurzsichtigen, selbstmörderischen Sondergeist und Eigennutz, legt sich auf die deutsche Erde, und das tiefe Weh dieses mit unerbittlicher tragischer Kraft gezeichneten Schlusses wird für das Gefühl des Lesers nur dadurch gemildert, daß die hervorragenden Uebelthäter der poetischen Gerechtigkeit nicht entrinnen, und für seine ästhetische Intelligenz, durch die von dem Dichter vermittelte Einsicht in die Nothwendigkeit der Katastrophe. Es liegt nahe, daß der hier in großen Zügen angedeutete historische Rahmen und Hintergrund der Dichtung nicht auf eine Sammlung culturhistorischer und antiquarischer Mosaiken, sondern auf Geschichtsbilder in großem Stil berechnet ist. Laube, wie W. Alexis, sucht den eigenthümlichen Reiz und die treue geschichtliche Färbung des historischen Romans nicht in peinlich genauer Beschreibung alter Costümes und alten Hausraths, nicht in actenmäßig genauer Berichterstattung über Feierlichkeiten, Aufzüge und Feste, nicht in Aufwärmung von vorweltlichem Anekdotenklatsch. Er versenkt sich vielmehr mit der ganzen Gewalt seines Geistes in die großen Interessen und Gedanken und in die maaßgebenden Charaktere der darzustellenden Epoche, er läßt jene in dem Thun und Treiben der frei erfundenen Gestalten, welche den Vordergrund der Dichtung füllen, sich klar und natürlich abbilden, hält das Ganze in seinen großen Zügen auch äußerlich im Farbenton der Epoche, ohne durch Ueberladung mit antiquarischem Detail das historische Bild zum Still-Leben zu machen, und weiß dabei durch reich erfundene und munter fortschreitende Erzählung

zu spannen und zu unterhalten, ohne dem großen historisch-politischen Zuge des Ganzen zu vergeben. Daß sein Standpunct der germanisch-protestantische ist, mit vollstem Bewußtsein unseres unversöhnlichen Gegensatzes gegen das romanische, nivellirende Autoritätsprincip, das ging schon aus unsern kurzen Andeutungen über den Inhalt der Dichtung hervor. Er vertritt diesen Standpunkt in dem hier vorliegenden Rundgemälde unseres großen dreißigjährigen Todeskampfes gegen Rom, Spanien und Habsburg ebenso entschieden und tief ergreifend, wie W. Alexis in seinen Berichten von der schmerzensvollen und glorreichen Geburt des Deutschlands der Gegenwart und der Zukunft. Wir würden den Vergleich bis zur völligen Gleichstellung führen können, wenn Laube ebenso gut wie der Verfasser von „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ eine der gefährlichsten Klippen des historischen Romans vermieden hätte: das durch ästhetische Zwecke nicht gerechtfertigte Uebergreifen aus dem poetischen Gebiete in das der Geschichte, die Ausfüllung wichtiger, in den Aufzeichnungen der letztern vorhandenen Lücken, die Beantwortung gewichtiger schwebender Streitfragen durch fingirte, mit historisch-treuen Berichten willkürlich gemischte Erzählung. Eine zahlreiche Klasse von Lesern wird es immerhin pikant und „belehrend“ finden, wenn der gefällige Dichter sie in die geheimsten Berathungen der Feldherren, der Staatsmänner, der Fürsten einführt, sie spielend zu Zeugen, Kennern und Richtern welthistorischer Vorgänge macht, über deren innersten Zusammenhang die „schwerfälligen Gelehrten“ sich mit bescheidenen Vermuthungen begnügen müssen. Wir halten das aber für einen Mißbrauch des Einflusses, welchen der Dichter als Lehrer und Führer des Volkes dem Geheim-

nisse der künstlerischen Form verdankt, und für eine nicht erlaubte Methode, der persönlichen Anschauung und Hypothese in weiten Kreisen Eingang zu schaffen. Wenn der Dramatiker sich historische Charaktere und Vorgänge für die Zwecke des Kunstwerkes beliebig zurecht macht, so verfährt er wenigstens ehrlich, macht auf Geltung als Ausleger und Veranschaulicher der Geschichte keinen Anspruch und — kommt, wo es um populäre, im lebendigen Bewußtsein des Volkes fortlebende Gestalten und Ereignisse sich handelt, doch auch leicht genug den billigen Grenzen seiner Freiheit zu nahe. Im vorliegenden Falle erlaubt sich der Verfasser eine oft recht kühne Idealisirung seiner geschichtlichen Hauptfiguren. Nicht nur sein Junker Hans, bei dem das ganz in der Ordnung ist, sondern auch sein Waldstein und sein Herzog Bernhard könnten manchen Abgeordneten des norddeutschen Reichstages über Nationalsinn und Vaterlandsliebe belehren. — Von der trefflichen Erfindung und Durchführung der eigentlichen Romanfiguren war schon die Rede. Hans Starrschädel, der biedere, patriotische Protestant; der glänzende Glücksritter Leo Steinwald, Waldstein's natürlicher Sohn; der junge Grotius; der „Bartkonrad", ein prächtiger Typus des deutschen Lanzknechts; der Jesuit „von der kurzen Robe", Norbert Zierotin; der demselben Orden aggregirte „Arzt", Doctor Blandini; und unter den Frauengestalten die kokette Intriguantinn Ludmilla v. Loß und ihr Gegenstück, Magna v. Sparr, sind vortrefflich durchgeführt. Man legt diesen Cyclus vaterländischer Geschichtsdichtung, trotz der neun Bände, nicht ermüdet, sondern angeregt und erfreut aus der Hand, unter dem Eindrucke einer durchaus gediegenen und tüchtigen dichterischen Kundgebung des Geistes nationaler Besinnung

und Aufraffung, der diese unsere Uebungsepoche als eine Zeit hoffnungsvollen Werdens bezeichnet.

Und auch auf dem weiten Gebiete außerdeutscher Geschichte ist diese Richtung unserer zeitgenössischen, erzählenden Poesie nicht ohne würdige Vertreter. Julius Rodenberg gab 1865 in seinem vierbändigen Roman „Eine neue Sündfluth“ ein lebendiges, um die Person der Lady Elliot, der Jugendgeliebten Georg's IV., gruppirtes Bild des englischen Hoflebens der achtziger und neunziger Jahre, und des socialen Umsturzes, den die Schreckenszeit brachte. Das Seelenleben der Heldinn, von der Verbindung des sechszehnjährigen, lebenslustigen, eben aus dem Pariser Pensionat kommenden Dämchen mit dem mehr als sechszigjährigen Lord Elliot, bis zu ihrem Bruch mit der Gesellschaft, ist mit Liebe und Wahrheit gezeichnet. Das historische Moment ist mehr Scenerie und Einrahmung als wesentlicher Theil der Handlung, und leidet ein wenig an Ueberladung mit culturhistorischem Material. Einen wesentlichen Fortschritt des Dichters, nach jeder Richtung hin, bekundet sein zweiter Roman „Von Gottes Gnaden“ (1869). Er führt uns in jene Geburtsepoche des modernen England, deren Typen Walter Scott in „Nigel's Schicksale“, in „Woodstock“, in den „Presbyterianern“ wohl mit endgültiger Sicherheit gezeichnet hat. Cavaliere, Presbyterianer, Independenten treten auch bei Rodenberg in ihren überlieferten, wohlbekannten Zügen uns plastisch lebendig entgegen. Dagegen ist Crommwell nicht der von dem großen englischen Tory-Dichter gebrandmarkte herrschsüchtige Heuchler, sondern das der Zeit voran schreitende, und von ihr nur halb verstandene Genie, der Mann der religiösen Duldung und der gesetzlichen Freiheit, den die

Unversöhnlichkeit der Gegner, der beschränkte Fanatismus seiner Anhänger, und das Verhängniß der revolutionären Selbsthülfe in die Usurpation und die Tyrannis treibt. Neu und dem Verfasser eigenthümlich ist die Betonung und Schilderung des jüdischen Elements, welches Crommwell, nach langer gewaltsamer Vertreibung, in sein neues England zurückführte. Es wird im Roman durch einige sehr liebevoll und tüchtig gezeichnete Hauptfiguren vertreten. Die frei erfundene Handlung hebt sich von dem geschichtlichen Hintergrunde reich und kräftig ab, das antiquarische Material ist, ohne Ueberladung, organisch in sie hineingearbeitet. Die Sprache, wie immer bei Rodenberg, ist edel, kräftig und correct, (dieses Lob ist, wenn von modernen deutschen Romanen die Rede ist, leider kein selbstverständliches) und hält Maaß in Neologismen. Rodenberg's Gesammtauffassung menschlicher und speziell politischer Dinge trägt das Gepräge einer milden Unparteilichkeit, welche den geschichtlichen Gegensätzen gerecht zu werden bemüht ist, übrigens, bei aller Freisinnigkeit, mehr von humanem, als von nationalem und politischem Pathos getragen.

Unter dem Eindruck des amerikanischen Bürgerkrieges, dessen Anregungen wir auch in unserm socialen Zeitroman vielfach begegnen werden, schrieb der verdienstvolle Novellist und Essayist K. Frenzel seinen Roman „Freier Boden" (1863), der in der Anfangsgeschichte der amerikanischen Union die Gegensätze zur Anschauung bringt, welche unter unsern Augen, durch eine unerhört günstige materielle Entwickelung großgezogen, ihren welthistorischen Kampf ausfochten. Des Verfassers Sympathieen gehören, wie man weiß, der Sache der Freiheit und des humanen Fortschrittes. Doch verhin-

dert ihn das hier ebenso wenig, wie in seinen andern der Geschichte des „philosophischen Jahrhunderts“ entnommenen Darstellungen (z. B. Watteau, Ganganelli) mit künstlerischem Behagen sich in das lustige, abenteuerliche, aristokratische Treiben jener Jahrzehnte zu vertiefen, welche die Guillotine noch nicht kannten und von politischen Principienkämpfen nur erst träumten und schwärmten. Seine Manier erinnert an den leichten Griffel Königs in „Jerôme's Carneval.“ — Zahlreiche andere Leistungen des historischen, und zumal des culturhistorisch-biographischen Romans, des natürlichen Begleiters einer der Popularität nachtrachtenden Geschichtsschreibung, müssen wir hier übergehen, doch nicht ohne des trefflichen O. Müller „Charlotte Ackermann“ (1854) und „Eckhof und seine Schüler“ (1862) mit gebührender Anerkennung zu erwähnen. Welcher Literator wäre den alljährlich zuströmenden Massen der Production auf diesem Gebiete gewachsen, welche Darstellung könnte sie aufnehmen, ohne zum illustrirten Leihbibliothek-Katalog zu werden! An diesem Orte handelt es sich darum, das Hervorragende und Charakteristische zu würdigen und die Zeichen der Zeit in ihm zu erkennen, und dafür wird das Beigebrachte genügen. Wir fassen zusammen: Die politische und nationale Bewegung der beiden hinter uns liegenden Jahrzehnte spiegelt sich auf dem Gebiete des historischen und des culturhistorischen Romans in einer massenhaften Production und in einer unermüdlichen Theilnahme der Lesewelt, der unsere Vergangenheit nichts Aehnliches gegenüberstellt. Ein guter Theil des Geleisteten zeigt neben den guten, oder gar überwiegend, auch die unerfreulichen Charakterzüge der Epoche: fieberhaften Erwerbsgeist, Speculation auf die Tagesstimmung, auf die

oberflächliche Neugier, auf Sinnlichkeit und Skandalsucht. Daher im Inhalt Renommisterei wechselnd mit Schwäche, Anekdotenjägerei, in der Form äußerste Nachlässigkeit, bis zur Mißhandlung der Sprache, wenn auch selten so weit gehend als in den entsprechenden Regionen des socialen Romans. Aber aus den Massen dieser Fabrikwaare ragt Tüchtiges und Gediegenes in nicht ungünstigem Verhältnisse hervor. Die steigende historisch-politische Bildung der Nation bleibt ihre Früchte nicht schuldig; die gute Ueberlieferung geht in der Form nicht verloren; Namen wie Wilibald Alexis und Laube vertreten, auch den besten entsprechenden Leistungen der Vergangenheit gegenüber, einen wesentlichen und wirklichen Fortschritt der Gattung, und, last not least, es weht durch die maaßgebenden, von wirklichem Erfolge getragenen Productionen ein Geist warmer Vaterlandsliebe und reifenden politischen Verständnisses, in dem nur krankhafte Mißstimmung den Zug einer aufsteigenden Entwickelung verkennen könnte. Wenn ein neunbändiger Roman wie Laube's „Deutscher Krieg“ in fünf Jahren vier starke Auflagen erlebt, so hat es mit der vielbejammerten „Blasirtheit“ der Lesewelt noch gute Wege. Die Nation sammelt sich, auch auf diesem unscheinbaren Gebiete, ganz sichtlich um die Fahne der Einheit und des gesetzlichen, freiheitlichen Fortschrittes. Was die Gegenströmung an dichterischer Production in die Waagschale geworfen hat, ist kaum des Nennens werth und ging spurlos vorüber. Wer nahm 1852 Notiz von Breusing's reactionärem Roman „Ein Westphale“! In welchen Winkeln werden Bolanden's preußenfresserische „Historische Novellen über Friedrich den Großen“ gelesen? (Der Gefangene von

Cüstrin — Judas Makkabäus, 1865.) Die hemmenden, störenden, wenn auch nicht mehr zerstörenden Gewalten sind immerhin noch thätig genug im Leben. Sie haben und verwenden Geld für Zeitschriften und Pamphlete, sie setzen Deputierte durch, es fehlt ihnen nicht an eifrigen, auch nicht an geschickten und überzeugten Rednern, Publicisten, Staatsmännern, Theologen. Aber auf dem Gebiete der deutschen Dichtkunst haben sie seit „Amaranth" keinen nennenswerthen Erfolg zu verzeichnen. Der deutsche historische Roman zumal ist bis auf verschwindende Ausnahmen freisinnig, und zwar zumeist gemäßigt freisinnig, und national geworden. Vielleicht ist es auch nicht müßig daran zu erinnern, daß weitaus die Mehrzahl seiner Vertreter, und auch die von ihnen bearbeiteten Stoffe, nicht dem „poetischen" Süden angehören, sondern dem „nüchternen" Norden. Die deutsche erzählende Dichtung beginnt den Spuren der deutschen That zu folgen, und das ist kein übles Zeichen für beide.

Zweite Vorlesung.

Der sociale Roman. — Objective Darstellung des Lebens — (Riehl — **Gustav Freytag — Fritz Reuter**).

Wir sahen, wie nach den Erschütterungen und Rückschlägen von 1848 bis 1850 die Sammlung und Wiedererhebung des nationalen Gedankens in unserer erzählenden Dichtung den Ausdruck und die Genugthuung suchte, welche das Leben ihr augenblicklich versagte. Wohl nicht zufällig stimmen ihre Hauptleistungen darin überein, daß sie nicht in phantastisch ausgemalten Bildern wirklichen oder erträumten Glanzes, (wie einst die Hohenstaufen-Romantik), vielmehr an ernsten Gemälden unserer schwersten Prüfungszeiten, der Todeskämpfe gegen Frankreich und Rom, gegen romanische Vergewaltigung in weltlicher und geistlicher Form, den Muth zu erfrischen, die zerfahrenen Gemüther zurechtzuweisen versuchen: wie es einer Zeit und einem Volke geziemt, welches den schweren Uebergang aus der Welt der Träume in die der Thatsachen durchführt. Neben diesen dichterischen Zeugnissen für den Ernst und die Naturnothwendigkeit unserer nationalen und politischen Bestrebungen ist dann eine zweite, nicht minder starke Bewegung in der erzählenden Dichtung der funfziger und sechsziger Jahre nicht zu verkennen. Was uns 1848 aus den Fugen brachte, war bekanntlich nicht allein der Hunger nach politischer Frei-

heit und nationaler Einheit und Größe, sondern ebenso sehr die erste leidenschaftliche und massenhafte Kundgebung des Bedürfnisses wirthschaftlicher Umgestaltung, socialen, praktischen Fortschrittes. Jener verhängnißvolle Frühlingstag des „tollen Jahres“ wird uns unvergeßlich bleiben, da von hoher Stelle, als natürliche Ergänzung des „Extrablattes der Freude“, an die wiedergeborene preußische Nation die Anfrage erging nach den Beschwerden und Wünschen, deren Erledigung das „Volk“ nunmehr erwarte. Wie verwunderte, und, sagen wir es ehrlich, wie empörte sich unser jugendliches Bewußtsein über einen guten Theil der Antworten, welche der wohlwollende Frager in Tausenden von Petitionen und Adressen erhielt! Höheren Tagelohn und weniger Arbeit wünschten die Arbeiter, Zunftzwang verlangten die Handwerksmeister, der vielgepriesene und umworbene „Kern des Volkes“, Minderung der Abgaben und also zunächst des Heeres Alle, was natürlich gebieterische und hochfliegende Forderungen in Bezug auf die „Wiedererweckung der deutschen Machtfülle und Herrlichkeit“ nicht ausschloß. „Was denn die Webergesellen für einen Vortheil von dieser „Revolution“ haben würden?“ mußten wir in unserm Fragekasten lesen und so ernsthaft als möglich zu beantworten suchen. Und das ist anderwärts noch schlimmer hergegangen, als auf dem entlegenen Stück deutscher Erde, wo wir damals unsere Beobachtungen machten. Viel weniger an dynastischen und aristokratischen Machtmitteln, als an der oft recht engherzigen Furcht der Besitzenden, der eigentlichen und wirklichen Aristokratie des Jahrhunderts, an dem Andringen der hungernden und — auch wohl „durstenden“ Massen scheiterten die nächsten idealen Ziele der großen Bewegung. Die Sorge

für den Geldschrank, für den Speicher und die Schiffswerft plaidirte besser für den Malmöer Vertrag, als die Theorie des göttlichen Rechts, und Angesichts der gekündigten Kapitalien, der vollen Bücher und leeren Kassen, der aufsätzigen und begehrlichen Arbeiter war man bei allem Patriotismus nicht abgeneigt, auf die Herstellung des Kaiserthums und die Befreiung des alten Barbarossa aus dem Kyffhäuser lieber noch eine Weile zu warten. Wir Alle, zumal die Jugend und die Literaten, hatten keine geringe Vorstellung gehabt von der souveränen „Macht des deutschen Gedankens.“ Das zweideutige Lob des englischen Dichters hatte bei uns nur zu viele offene Ohren gefunden. Und wie mußte dann das ganze Heer unserer Geistesstreiter die Wahrheit der alten Klage erleben:

Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen.
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach Außen Nichts bewegen!

Und wenn es bei dem „Nichts bewegen Können“ geblieben wäre! Aber da bewegten sich sehr reale und unphilosophische Mächte gegen und wider uns. Ueber den Rhein her drohte das rothe Gespenst. Schon glaubten Viele es durch unsere Straßen schleichen zu sehen. Schwach hatten sich in der Krisis die Throne bewiesen, aber schwächer, leider! bewiesen sich bald genug die „Bürger.“ Wurde doch dieser ihr alter Ehrenname, wenn auch nur in französischer Uebersetzung, damals zum Schimpfwort, welches in weiten Kreisen noch heute gebraucht wird. Es gab einen Augenblick, in welchem nicht Wenige irre wurden, wie an unserm nationalen Berufe, so auch an den wirthschaftlichen und socialen Grund-

lagen unserer Cultur, an unserer Arbeit und unserer Sitte, an allen werthesten Besitzthümern, deren unser Herz sich so lange erfreut hatte. Nicht nur in den Hörsälen der Universitäten, nicht nur in den Versammlungen der Volksvertreter und in den Kabinetten der Minister erscholl das verhängnißvolle „Zurück“, der Ruf nach „Umkehr“, das sinnverwirrende Feldgeschrei der Niederlagen. Es war kaum zu verwundern, wenn die Schwachmüthigen und Schwarzseher sich mehrten, denen das Vertrauen auf die eigene Tüchtigkeit und auf die Grundverhältnisse der modernen arbeitenden Gesellschaft abhanden kam.

Da ist denn zum andern Male die deutsche Dichtung die Antwort nicht schuldig geblieben. Lange genug hatte sie sich an Jupiter's Tische in Gedanken-Nektar berauscht. Sie bedachte sich jetzt nicht, hinabzusteigen, nicht nur auf die Dorfflur und in die ländliche Hütte, (da hatte sie schon sonst manche Erholungsstunde gefeiert), sondern in das nüchternste Gebiet der nüchternen alltäglichen Erde und des sehr nüchternen neunzehnten Jahrhunderts: in das Haus, den Kramladen des Bürgers, auf den Schauplatz der modernen geschäftsmäßigen Arbeit. Und ihr Eingang ist dort gesegnet gewesen, für sie und für uns. Nicht nur der größte literarische Erfolg der funfziger und sechsziger Jahre, sondern der größte Erfolg des deutschen Romans überhaupt ist dieser Wendung zu danken, die freilich zusammentraf mit einer dem Dichter sehr günstig entgegen kommenden Sammlung und Beruhigung des öffentlichen Geistes. Man erräth, daß wir G. Freytag's Hauptwerk im Sinne haben. (Es erschien 1855). Dasselbe steht im Mittelpuncte der realistischen, nach treuer Darstellung und Auslegung unseres thatsächlichen

Lebens trachtenden Dichtung, deren Signatur unsere Epoche trägt. Ihm gerecht zu werden, soll hier Hauptaufgabe sein. Zuvor aber sei ein Wort über eine weit bescheidenere Arbeit gestattet, die auf diesem Gebiete zahlreiche und fruchtbare Keime ausgestreut hat, wenngleich sie selbst nicht in der Form der Dichtung, sondern in der der wissenschaftlichen Schilderung und Erörterung auftrat.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung unserer Literaturentwickelung, (und es kennzeichnet den tiefen Zusammenhang unserer Dichtung mit unserer ernsten geistigen und socialen Arbeit), daß wiederholt entscheidenden Leistungen der erstern eine bahnbrechende wissenschaftliche That, fast wie ein theoretisches Programm, vorausging. Was Klopstock schuf, hatte Bodmer theoretisch gefordert; in den erzählenden und schildernden Dichtungen der Geniezeit ist Lessing's Laokoon, in ihren Dramen die Hamburgische Dramaturgie überall mächtig; Herder's „Stimme der Völker" nebst den dazu gehörigen Abhandlungen leiteten das goldene Zeitalter unserer Lyrik ein, wie Schiller's Untersuchungen über „Das Vergnügen an tragischen Gegenständen" und „Ueber die tragische Kunst" unseren classischen Dramen den Weg bereiteten, und wie desselben Dichters eigenthümlichste lyrische Leistungen gewissermaßen die Blüthe der Abhandlungen über „Das Erhabene", „Ueber Anmuth und Würde", über „Aesthetische Erziehung des Menschengeschlechts" sind. So enthielten später die Aufsätze des „Athenäum" und die Schlegel'schen Vorlesungen das Programm der Romantik, Börne's Kritiken und Hegel's Aesthetik zum Theil das der jungdeutschen Bewegung. Und wenn es selbstverständlich hier nicht etwa versucht werden soll, das Gleichniß zu forciren und Riehl's

„Naturgeschichte der bürgerlichen Gesellschaft“ (1851) mit diesen Thaten der deutschen Kritik und Aesthetik auf gleiche Linie zu stellen, so ist doch ein weitgreifender Einfluß der dort entwickelten An- und Aussichten auf die Gestaltung der realistischen, erzählenden Dichtung der funfziger und sechsziger Jahre nicht zu verkennen.

Riehl's Hauptwerk fällt mit dem Siege der Reaction zusammen, mit der großen Ernüchterung, die nach den Katastrophen von Frankfurt, Stuttgart, Erfurt, Bronzell und Olmütz die Gemüther ergriff. Es macht keinen Anspruch auf die Vorrechte der Dichtung, schreibt vielmehr wissenschaftliche Forschung, staatsmännische Betrachtung auf seine Fahne. Wer sich dadurch täuschen ließe! Das Buch ist bei alledem, im Guten und Schlimmen, ein Kind des Herzens und der Phantasie, die freilich mit den Waffen und in den Formen gelehrter Rhetorik kämpft, und an ihrer beschwerlichen Rüstung genug zu tragen hat. Seine Irrthümer und Schwächen gehören der Erörterung und Schlußfolgerung an, die hie und da so „süddeutsch gemüthlich“ sind, wie kaum München und 1851 es entschuldigen können. Desto lebendiger und packender sind die Schilderungen, desto feiner die Beobachtungen. G. Freytag hatte wahrlich nicht nöthig, auf das ihm so oft vorgeworfene „Recept Julian Schmidt's“ zu warten, um auf Thema und Motive seines Romans zu kommen. Er hatte sie hier in reicher Auswahl vor sich, und es dürfte kaum zu gewagt erscheinen, wenn wir zwischen beiden Werken directere Beziehungen als die allgemeinen, in der Luft liegenden Wahlverwandtschaften des Zeitgeistes für möglich und wahrscheinlich halten. Freilich muß man mehr als Vorrede und Eingang lesen, um das

zu erkennen und sich an dissonirende Einfälle und selbst einzelne Ausführungen nicht voreilig stoßen. Wie bekannt, wurde Riehl als Vorkämpfer des historischen Rechts, der Kirche, der Aristokratie, als eine Art von staatsökonomischem Redwitz von den Einen gelobt, von den Andern getadelt. Verherrlicht er doch die Bauern, die Zünfte, die Landjunker, die Genügsamkeit, den Glauben, die Treue, ja die Härte, die Vorurtheile, den Eigensinn der alten guten Zeit. Selbst auf das Raubritterthum fällt gelegentlich ein romantisches, verschönerndes Streiflicht. „Jene Herren vom Stegreif", meint der Verfasser einmal ganz naiv, „waren immer noch besser als die Industriellen unserer Tage. Sie hatten wenigstens ihr festes, standesgemäßes Gewerbe und wußten, wo sie hingehörten." — Und, was noch mehr werth war und wie Balsam in so viele blutende Wunden sich senkte: Wie wurden die „Proletarier" aller Stände gezaust, die im Frack noch schlimmer als die in der Jacke; was bekamen die Juden zu hören, wie mußten die hungrigen Literaten, zumal die Journalisten, sich den Text lesen lassen und, was noch das Beste und Wohlthuendste, welcher durchaus nicht nach Rosenwasser duftende Kübel wurde den Schlimmsten unter den Schlimmen, den „gottlosen, halbgebildeten, unzufriedenen, nimmersatten, wühlerischen Schulmeistern" über die schuldigen Häupter gegossen! Die hatten's angefangen, die hatten's gemacht! In Nassau (aus seiner rheinischen Heimath nimmt Riehl seine Beispiele am liebsten) saßen im Jahre von 800 Dorfschullehrern 8, schreibe acht wegen ehrwidriger Vergehen oder Anschuldigungen im Gefängniß, immerhin ein ungünstiges Verhältniß, denn nach demselben Procentsatze hätte die Gesammtbevölkerung 2000 Gefangene liefern müssen,

und sie liefert doch im Durchschnitt nicht über 100. „Steht diese Criminalstatistik“, ruft nun der Verfasser aus, „nicht im geraden Verhältnisse von Ursache und Wirkung zu der Criminalstatistik der herabgekommenen Bauern?“ Daß es bedenklich sein könnte, von einem kleinen Fleckchen deutscher Erde auf das Ganze, von tief erregten Ausnahmezuständen auf den gewöhnlichen Gang der Dinge, von acht Verbrechern oder Angeklagten auf die Moralität des gesammten deutschen Lehrerstandes zu schließen, fällt ihm nicht ein. Vielmehr läßt er in charakteristischen Herzensergießungen sich gehen. Das wäre also das Gesindel, für welches man täglich Gehaltsverbesserungen verlangt, in dem man die Träger des Culturfortschrittes sieht! Hieße das nicht, das Geld ebenso unsinnig wegwerfen, wie in Louis Blanc's Nationalwerkstätten? Hatten die ehrbaren „Schulmeister“ der alten guten Zeit nicht noch weit weniger Einkommen, als diese proletarischen „Herren Schullehrer“ von heute? Und waren die Bauern damals nicht gläubiger, glücklicher, vor Allem poetisch interessanter? Das ist die Folge von dem herzlosen modernen Rechnen, vom Zeitungslesen, vom Räsonniren und Schwadroniren! — Bekanntlich sieht Riehl alles Heil in der Corporation, in der naturwüchsigen Zusammengehörigkeit der Berufs- und Standesgenossen, in der möglichsten Abhängigkeit jedes Einzelnen von den Gewohnheiten, Ueberlieferungen, Interessen der Gesammtheit, die für ihn denkt und handelt. Sein theoretisches Ideal liegt in dem, durch die romantische Brille gesehenen Mittelalter, welches die Berge seiner schönen Heimath mit Burgen schmückte, die Straßen der Städte mit Thoren, Thürmen, Ketten sperrte, an jeder Flußbiegung eine Zollstätte, in jedem Hohlweg

einen zünftigen, privilegirten Räuber hatte, und in dem überall, wo drei Menschen zusammen kamen, der Priester oder der Mönch der vierte war. So ist ihm denn auch der specifische Bauer, das lebende Mittelalter, die Grundveste des Staates und der Gesellschaft. Es ist wahr, „diese Leute" (wir lassen Riehl selbst sprechen) „sind schwerfällig, „engherzig, denkfaul und dummpfiffig, hartnäckig, hochmüthig „und vor Allem gründlichst eigennützig und selbstsüchtig, jeder „Anstrengung, jedem Opfer für das Allgemeine abgeneigt." Aber für alle diese Mängel entschädigen sie den Verfasser durch eine Haupteigenschaft, die sie besitzen. „Der Bauer „denkt nur da, hat nur da persönliche Meinungen, wo es „um seinen persönlichen Vortheil sich handelt. Ueberall sonst „hat er nicht Gedanken, sondern Sitte, Herkommen, Ueber„lieferung. Und auf diese muß der moderne, revolutions„kranke Staat, muß die Gesellschaft neu gegründet werden." Giebt es Revolution, so können auch die Bauern wohl unangenehm werden, aber nicht eigentlich gefährlich. Sie schießen, wenn die Regierung wackelt, ihren Nachbarn das Wild todt, zahlen vor Allem, der Sicherheit wegen, keine Abgaben, vergraben ihr Geld, werden praktische Communisten, d. h. sie stehlen, namentlich Holz: aber die windigen, modernen Schulmeistertheorieen lassen ihnen Ruhe. Wenn sie nur Nichts zu zahlen brauchen und Alles möglichst beim Alten bleibt, so ist ihnen das Uebrige gleichgültig. Und diese Stimmung, meint Riehl, muß man cultiviren, denn hier liegt die Rettung. Es waren die Bauern, welche 1848 vor den Thronen stehen blieben, und die damit denn auch die Revolution zum Stehen brachten. Und nächst ihnen (aber doch immer erst nach ihnen) ruht auf den Edelleuten

die Hoffnung des gemüthlichen Naturhistorikers unsers Volkes. Eigentlich, meint er, sollten diese noch Mehr und Besseres leisten, denn sie sind „Bauern zweiter Potenz"; was bei jenen Instinct, ist bei ihnen Grundsatz, Bewußtsein. Planmäßig halten sie auf und dämmen zurück. Jene, die Bauern, wissen nicht; diese, die Junker, wollen nicht wissen, und das ist verdienstlicher, und so lange es dauert auch wirksamer, aber leider, auch weniger sicher. — Wir unterbrechen hier das Citat, denn wir sehen im Geiste die Verehrer Freytag's die Stirne runzeln und uns eine ernste Rechenschaft abfordern für den Zusammenhang, in welchen wir solche Dinge mit seinem Namen bringen. Was hat der Verfasser von „Soll und Haben", der Verfasser der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" mit diesen Einfällen und Phantasieen zu thun? Trauen wir ihm Sympathieen zu mit den Adelsprivilegien, den Raubrittern? Halten wir den großen Wortführer des nationalen Fortschritts, den poetischen Sprecher des aufgeklärten deutschen Bürgerthums für einen Schüler des Anpreisers der Dreifelderwirthschaft, der Wald-Servituten, der Schulmeister-Verfolgungen?

Gewiß nicht. Aber wir sind mit Riehl noch nicht zu Ende. Die ganze, vollste Schaale seines Zornes goß der Münchner Volks-Naturforscher über den „vierten Stand" aus, den er, wie es uns vorkommt, zu diesem Zwecke erst erfinden mußte. Denn wer gehört ihm zu diesen unglückseligen „Proletariern"; diesem Ungeziefer unserer glaubenslosen und revolutionstollen Zeit? Einmal läßt er sich zu einer runden Erklärung herbei. „Materiell Proletarier „ist jeder, dessen möglicher Erwerb ihm keine annähernde „Gewähr für die Deckung seiner Bedürfnisse giebt. Geistig

„Proletarier aber sind die Fahnenflüchtigen der alten Gesell„schaft; Alle, die aus dem bisherigen Gruppensystem sich los„gelöst haben, nicht bloß Arme, sondern auch Reiche; Alle, „die über sich selbst, über ihre angeborenen Verhältnisse hin„aus wollen: zunächst also die sogenannten losen Leute, die „freien, weder leibeigenen noch durch dauernde Contracte ge„bundenen Arbeiter; aber dann auch die unzünftigen Hand„werker und — bei Weitem die Schlimmsten von Allen, die „losen Leute, welche Blouse und Jacke mit dem Frack und „sogar mit der Uniform vertauscht haben." Hier kommt nun der Poet hinter dem königlich baierischen Professor zum Vorschein, und der Verfasser wird wunderbar aufrichtig. Nächst den ewig hungrigen und wühlenden Schulmeistern, den hausirenden und halsabschneidenden Juden, hudelt er am rücksichtslosesten die — adligen Lieutenants ohne Vermögen, bis zu den apanagirten Prinzen kleiner Häuser hinauf. Das Elend der besitzlosen Aristokratie wird ganz ergreifend, auch an Beispielen geschildert. Wo die Gelder aufhören, hat der Respect und auch die Romantik ein Ende, und die Verwandtschaft der Typen der „Naturgeschichte der bürgerlichen Gesellschaft" mit denen der zahlreichen Romane, welche von „Soll und Haben" an während der funfziger und sechsziger Jahre deren Bild zeichnen, fängt an sich zu zeigen. Aber es kommt noch ganz anders. Der Münchener Volks-Naturhistoriker ist, Gott sei Dank, nicht sowohl durch seine romantischen und reactionären Paradoxieen berühmt und einflußreich geworden, als durch seinen feinen und sichern Blick in Beobachtung und Feststellung des Thatsächlichen, und durch die frische, warme, recht eigentlich sanguinische Wahrhaftigkeit, die mit ihm durchgeht, wo er nicht räsonnirt, sondern

schildert. Und da ist es denn lehrreich, zu sehen, wie der Geist dieses neunzehnten, „proletarischen Jahrhunderts" sich mächtig erweist, wie der Saulus zum Paulus wird, sobald die Darstellung das eigentliche Hauptquartier dieses Zeitgeistes, wenn das Wort erlaubt ist, nämlich den Boden des deutschen Bürgerthums betritt. Wie beugt sich da die Doctrin, der Parteigeist, die Grille vor der Gewalt der Thatsachen! Auch für Riehl ist unser Bürgerthum der Träger jener universalen, ausgleichenden, rein menschlichen Bildung, in welcher die Kraft der Neuzeit wurzelt, wie die des Mittelalters in der verfestigten Naturgewalt der Corporation. Aller Fortschritt ist seine Aufgabe und sein Werk; die Concurrenz, der freie Wettstreit der Kräfte ist seine Seele; nicht Besitzen ist seine Freude, sondern Erwerben, Schaffen; nicht Ueberliefertes wissen und bewahren will es, sondern erforschen, entdecken, das Gebiet des Erkennens erweitern. Zu freier, treuer Genossenschaft läutert sich im Bürgerthume der Standes-Instinct des Bauern, der Standes-Geist des Edelmannes. Das germanische Bürgerthum insonderheit trägt den Kranz aller Güte, Tüchtigkeit, Größe. Im sechszehnten Jahrhundert erzeugte es Luther und Shakespeare, im siebzehnten hielt es Deutschland geistig am Leben, im achtzehnten schuf es unsere Dichtung und unsere Wissenschaft, im neunzehnten unsere Industrie und die Grundlagen unsers beginnenden Wohlstandes. Und jetzt ist es dabei, unsere Freiheit zu gründen!

Nun frage man nicht, wie sich das Alles mit der Apotheose der starrköpfigen, selbstsüchtigen Bauern, mit der verschämten Entschuldigung der Raubritter, mit der Verhöhnung und Verdammung des verbesserten Volksunterrichts

und — mit der gleich auf die oben angezogenen trefflichen Auslassungen folgenden Glorificirung des Zunftwesens, des Gewerbezwanges, mit den zum Theil recht giftigen Ausfällen gegen Freizügigkeit und Freiheit der Arbeit verträgt. Ueber Romantiker und Damen kann man sich freuen, man kann von ihnen lernen, aber man muß mit ihnen nicht streiten. Ohne Frage haben Riehl's beredte Schilderungen, seine feinen Analysen und Beobachtungen, einer realistischen, eindringenden, vielseitigen Betrachtung unserer Gesellschaft dankenswertheste Anregung gegeben, und wenn unsere erzählende Dichtung seit den funfziger Jahren dem Leben näher getreten ist, so ist es billig, bei Würdigung ihrer Fortschritte dieser Anregung zu gedenken, wobei selbstverständlich voreilige Conjecturen über etwaige directe Beziehungen der Bücher und Schriftsteller zu einander nicht beabsichtigt werden. In einer langen Reihe socialer Romane, an deren Spitze Freytag's „Soll und Haben" steht, hat seit zwei Jahrzehnten Riehl's liebevolle und gründliche Würdigung des deutschen Bürgerthums plastische Gestalt gewonnen, und nicht weniger nachdrücklich hat man, Freytag voran, auch der negativen Seite jener „Naturgeschichte der bürgerlichen Gesellschaft" dichterischen Ausdruck gegeben. Wenn nicht directe Einwirkungen der Theorie auf die Praxis hier vorliegen, sondern Wirkung derselben Zeit- und Geistesströmung auf verschiedene Talente, so ist die Thatsache um so mehr zu beachten.

Freytag's im Jahre 1854 geschriebener, 1855 erschienener Hauptroman ist, wie man weiß, dem Herzoge von Koburg gewidmet. „Als die Pflicht des Dichters habe es der Herzog „bezeichnet, das Volk in seiner Muthlosigkeit aufzu-

„richten, ihm ein Bild seiner Tüchtigkeit zu zeigen. „Das wolle der Verfasser denn zu geben versuchen, ohne „plattes Abschreiben der Wirklichkeit, ohne Verzerrung und „ohne Ungerechtigkeit." Ein ebenso schönes, als einfaches Programm. Ist ihm der Dichter gerecht geworden? Bekanntlich hat die deutsche Lesewelt diese Frage zunächst mit einer enthusiastischen Bejahung beantwortet. (Mit alleiniger, aber dafür auch energisch betonter und immerhin verzeihlicher Ausnahme vieler jüdischen Kreise. Der doch auch nicht eben geschmeichelte Adel ist, soweit unsere Beobachtung reicht, toleranter gewesen.) Funfzehn Auflagen in wenigen Jahren! Das hat vor und nach der Zeit kein deutscher Dichter erlebt. (Wir reden nicht von den buchhändlerischen „Erfolgen" der todten Classiker, nach Ablauf des Privilegiums.) Auch die Kritik hat sich zunächst mehr oder weniger glücklich geschätzt, der allgemeinen Meinung beistimmen zu können, resp. zu müssen. Dann ist aber ein Rückschlag gekommen. Zuerst fiel, nicht nur bei Kritikern, sondern auch in weiten Leserkreisen, Anton als Typus deutschen Bürgercharakters in Ungnade. Man fand ihn, an eine ganz andere Sorte von ersten Liebhabern und Helden gewöhnt, (wir werden auch deren Naturgeschichte später nicht umgehen können) viel zu nüchtern, zu solide, zu philiströs für einen richtigen Romanhelden, den man ja weder zum Associé, noch zum Schwiegersohne, noch zum Manne zu nehmen braucht, aber desto nöthiger hat als Anreger lieblicher, das nüchterne Leben würzender Träume. Da wäre Finck schon ein anderer Kerl, wenn er nur nicht so junkerhaft unverschämt die gute bürgerliche Gesellschaft und den guten Ton verhöhnte! Und dann die langweilige polnische Landwirth=

schaft, und gar die noch langweiligere Politik, und der deutsche, wohl am Ende gar preußische Patriotismus!" Das die allmählich auftauchenden Beschwerden eines Theiles der „unbefangenen" Leser. Und dann ist denn auch die anfangs so verschämte Kritik gekommen, aber nun schon mit Courage. „Also bei der Arbeit soll der Roman das deutsche Volk suchen? Und wer hat das denn gesagt? Und was versteht denn der prosaische Julian Schmidt von Romanen und Romantik? Bei der Arbeit! Will das sagen, beim Kaffee- und Zuckerverkauf, beim Bilance-Machen und Buchen, beim Correspondiren und Rechnen, beim Fässeraufladen, Wäschezählen, bei der Kreide und bei dem schwarzen Pinsel? Eine schöne Arbeit das für das Volk der Denker, für die Heerschaaren der Ritter des Geistes! Wie knotig, wie nüchtern! Und dann die Bosheit gegen die Juden! Und die, trotz einiger versprechenden Anläufe, für einen richtigen, modernen deutschen, socialen Roman lange nicht energisch genug durchgeführte Feindseligkeit gegen den Adel! Und die stereotypen Charaktere! Und die schwach auslaufende Handlung! — Freilich, die Genremalerei und die Sprache ist nicht zu verachten, sie kann sogar gut, sehr gut genannt werden, und damit ist denn dem harmlosen Dinge auch sein Recht geschehen!"

So ungefähr steht heute der Proceß, wenn man die Redensarten abzieht und die Massen der stillen, enthusiastischen, dankbaren Leserinnen, und auch Leser, nicht weiter beachtet. Ohne uns nun gerade mehr zuzutrauen, als andern ehrlichen und dieser Dinge leidlich kundigen Leuten, möchten wir uns dennoch ein eingehendes Wort über die Sache erlauben, und wir glauben für dasselbe um so eher

einige Aufmerksamkeit erbitten zu dürfen, da wir nicht befürchten, unsere völlige Unabhängigkeit und Freimüthigkeit, auch dem Verfasser von „Soll und Haben" und der „Verlorenen Handschrift" gegenüber, irgendwie bezweifelt zu sehen.

Alle sociale Thätigkeit, soweit sie materielle Zwecke verfolgt, hat es in erster Linie mit Erzeugung von Werthen, dann mit Vertrieb und Austausch derselben zu thun. Ackerbau, Industrie, Handel waren und sind die Grundsäulen der Gesellschaft, auf denen alle höhere geistige Cultur sich aufbaut. Von diesen Factoren hat Freytag bekanntlich zwei in den Vordergrund seines Gemäldes gestellt, mit Bevorzugung einer bestimmten, gegenwärtig untergeordneten Erscheinungsform des Handels, und mit reicher, virtuosenhafter Schilderung gewisser socialer Krankheitserscheinungen, die den edeln Stamm kaufmännischer und gewerblicher Thätigkeit wie Parasitengewächse umziehen, und ihre aussaugenden Wurzeln weit hinaus strecken in das Muttergebiet der völkernährenden Arbeit. Von der Industrie ist nur beiläufig die Rede, und das geistige Schaffen ist nur in mehr oder weniger krankhaften Formen vertreten. Daß der darstellende, nicht Theorieen entwickelnde Dichter principiell zu dieser, wie zu jeder beliebigen andern Beschränkung in Auswahl seines Stoffes berechtigt ist, liegt in den natürlichen Grenzen der Kunst, und wird wohl so bleiben müssen, trotz aller mehr oder weniger geistreichen Anmerkungen über Kaffee- und Syrup-Poesie. Ein Bedenken gegen die Wahl und Zusammensetzung des Stoffes, (von der Hauptfrage der künstlerischen Formgebung hier noch gar nicht zu reden), wäre nur dann gerechtfertigt, wenn jene freiwillige Beschränkung

den Dichter verhinderte, den angekündigten Gegenstand seiner Darstellung, nämlich das eigenthümliche Wesen und die maaßgebenden Kräfte und Eigenschaften deutschen Bürgerthums vollständig, wahrhaftig und wirksam zu zeichnen, uns den deutschen Bürger zu zeigen: in seiner reinen Freude an der emsigen, schaffenden Arbeit, in seinem soliden Ehrgefühl, seiner Redlichkeit, seinem Familiensinn, seiner Bescheidenheit und Duldsamkeit, aber auch in seiner oft bis zur Engherzigkeit gehenden Nüchternheit, seinem Eigensinn, seiner Pedanterie, seinem Mangel an Sicherheit und zuverlässigem Selbstbewußtsein gegenüber den höheren Ständen und dem Staat. Und nun verfolge man zunächst einmal Antons, des Helden, Leiden und Thun, von der ersten Unterrichtsstunde, die ihm Herr Pix mit dem schwarzen Pinsel ertheilt, bis zur glorreichen Krönung seiner Hoffnungen, man sehe ihn unverdrossen im Waarenlager und im Comptoir, treuherzig und redlich gegen die guten, wenn auch zum Theil wunderlichen Genossen, hingebend gegen den Chef, eifrig eintretend für die Ehre der Firma, höflich und gut gegen die Geringern, fest und tapfer gegen die Uebermüthigen, gegen den chevaleresken, äußerlich überlegenen Gefährten, wie gegen die polnischen Insurgenten in Krakau und Posen und, was noch mehr sagen will, gegen das eigene Herz; und dann doch wieder so unfrei vor dem Zauber aristokratischer Sicherheit und Schönheit, so unsicher auf dem Grenzgebiete, jenseits dessen die Dienstfertigkeit und Hülfsbereitschaft in schädliche, wenn nicht gar würdelose Schwäche ausartet, so bereit, mit seiner Weisheit und Aufklärung Andern, oft ungebeten, zu Hülfe zu kommen, und so voller Skrupel und Bedenken in den einfachsten Dingen: und

frage man sich, ob das nicht Fleisch ist von unserm Fleisch und Blut von unserm Blut, ob da einer von den Zügen fehlt, die das deutsche Bürgerthum lebendig erhalten und stark gemacht haben, und eine von den Schwächen, denen es seine Fehlschläge und Demüthigungen verdankt hat, durch die es seinen Feinden so oft zur Genugthuung, seinen Freunden zur Prüfung gereichte! Und dann diese sorgfältig gewählte und reich gegliederte Reihe von Ergänzungsgestalten und weise berechneten Gegensätzen, im Mittel- und Hintergrunde des Bildes! Der durch Leben und Erfahrung gereifte und — gehärtete Kaufherr, ganz Redlichkeit und Zuverlässigkeit, die Güte und Tüchtigkeit selbst in den durch Stand und Gewohnheit bezeichneten Grenzen seines Thuns, darüber hinaus ablehnend, mißtrauisch, nicht ohne Härte, wo er nicht achten kann, unerbittlich gegen die Leidenschaft und Schwäche, die gegen den gesunden Verstand sich empört, ganz und gar ohne „Point d'Honneur", aber recht eigentlich ein Gefäß und Träger der feinfühligsten strengen Ehre; in der erziehenden Sphäre seines Einflusses eine lustige, bunte, emsige Gesellschaft von verschieden begabten, und doch in allen Hauptpuncten gleichartig fühlenden Streitern der bürgerlichen Arbeit; der pedantische, ruhige Rechnungsführer, die selbstbewußten, „gebildeten" „jungen Leute" des Waarengeschäftes, der gutmüthig-tyrannische, praktische Pix, der geistreiche Denker, der Mann der originellen Behauptungen und des extravaganten „Kürbis-Geschmacks", der biedere, gottselige Baumann, und vor Allem jene Prachtstücke ächten Humors in saubersten, vollendeter Zeichnung, der riesenhafte Auflader Sturm und sein naseweiser „Knirps" von Sohn. Nimmt man dazu aus der Zahl der ländlichen Figuren den

barschen, in seinem Blockhause verschanzten Förster, den verständigen deutschen Schäfer, der sich unter den Polacken „in allen Dingen zuerst auf sich selbst verläßt, dann auf seinen Hund Krambow, und erst dann, wenn es gar zu schlimm kommt, selbstverständlich den Blick nach oben wendet", so hat man wahrlich eine stattliche, und in keinem deutschen Roman übertroffene Reihe ächt deutscher, bürgerlicher Typen beisammen. Zunächst treten uns alle diese Leute nun in den alltäglichsten Beschäftigungen gegenüber, so zu sagen in ihrem normalen, ruhigen Sein und Behaben. Anton schreibt Briefe und Rechnungen, packt Waaren aus und ein, nimmt Tanzstunden, hört bei Tische fein artig zu, wenn sich der Principal mit Herrn Jordan und Fräulein Sabine unterhält. Wenn es hoch kommt, wird er von seinem ritterlichen Freunde angefahren, auf ein wildes Pferd gesetzt, zum Spaß in die Oder geworfen, und ein freundliches Wort oder, je nachdem, ein Glas heißen Punsches bringt die tragische Verwickelung wieder in's Klare. Und doch ist er, in seiner Eigenschaft als Opferlamm eines übermüthig-gutmüthigen fils de famille und einer nicht viel milderen adligen Amazone, noch das bewegende Princip des Romans. Die Uebrigen leben einen Tag wie den andern und erleben nur die unvermeidliche Verheirathung und Versorgung. Liebold schreibt seine Zahlen, Pix malt seine Hieroglyphen auf die Waarenballen, Baumann brütet über seinen künftigen Missionspredigten, der alte Sturm schrotet seine Fässer, trinkt, weil es nicht mehr weit bis zu dem verhängnißvollen funfzigsten Geburtstage ist, einstweilen noch so viel Bier als möglich, und wundert sich über die Kleinheit und über die Klugheit seines Karl, und Karl hilft Allen, weiß überall Bescheid,

wirthschaftet wie ein Wichtelmännchen im Hause umher, und „wird praktisch.“ Und doch möchten wir den deutschen, unbefangenen Leser sehen, den diese einfachen Dinge langweilten, dem es nicht wohl würde in dieser so „alltäglichen“ Gesellschaft, der aus diesen „anspruchslosen Genrebildern“ nicht eine Erquickung, Tröstung, Stärkung gewänne, die doch noch etwas Anders ist, als jene rein ästhetische Befreiung und Beruhigung des Gemüthes, die das in sich ruhende, formvollendete Kunstwerk überhaupt gewährt. Gewiß wären wir die Letzten, jenen Zauber der Kunst als solcher in diesen, in unserer Literatur nicht erreichten Darstellungen zu verkennen oder zu unterschätzen. Gewiß ruht die Weihe der Schönheit auf allen diesen Gestalten, sichert ihnen unvergängliche Dauer und ihrer Wirkung ein, die gesammte Welt europäischer Cultur umfassendes Gebiet. Wir aber, die wir als Deutsche und als deutsche Bürger uns fühlen, sind dem Dichter noch besonders verpflichtet. Jenes Wort der Widmung, „daß er sein Volk in seiner Muthlosigkeit aufrichten, ihm ein Bild seiner Tüchtigkeit zeigen wolle“, er hat es hier glänzend eingelöst. Alle jene Gestalten sind recht eigentlich unsers Geschlechts, aus dem frischen, vollen Leben gegriffen, und wenn wir sie sehen, mit ihnen leben bei ihrer bescheidenen Arbeit und ihren harmlosen Freuden, so geht uns das Herz auf, denn alle das einfache unscheinbare Treiben und Weben wird durch zwei ächt deutsche Dinge verklärt und geadelt: durch die ehrliche, volle Hingabe an die frei übernommene, und darum zur Ehrensache gewordene Pflicht, und durch einen Grundzug menschlichen Wohlwollens, instinctiver, im Blute liegender Humanität, die den kräftigen Kampf der Temperamente, der Charaktere,

der Interessen und selbst frische, übermüthige Laune nicht ausschließt. An Herrn Schröter's Ehrentage bringt der hartgesottene, amerikanische Dandy, der nichts weniger als sentimentale Finck, nicht der weichherzige Anton oder der bedächtige Jordan, den Toast aus: „Trinken Sie mit mir auf das Wohl eines deutschen Geschäftes, wo die Arbeit eine Freude ist und die Ehre eine Heimath hat!" — Nun, Gottlob, wir können getrost mit anstoßen. Solche Geschäfte sind in Deutschland noch die Regel. Ob es sich dabei um Kaffee und Zucker handelt, oder um Bücher und Bilder, oder um Acten und Berichte, das ändert Nichts an der Sache. Die Arbeit adelt, heilt und tröstet, nicht das Handwerkszeug und der Stoff; und der Dichter, der der deutschen Arbeit so in die Seele geschaut hat, wie G. Freytag, der mag ihren ehrwürdigen Namen getrost auf seine Fahne schreiben, unbekümmert um feine Nasen, die die Gerüche des Specereigeschäfts nicht poetisch genug finden. Der junge Bernhard Ehrenthal beklagt sich einmal gegen Anton über die schaale Langweiligkeit des bürgerlichen Alltagslebens. Er sehnt sich „nach Wüsten und Palmenwäldern, nach den Rosengärten von Schiras und nach den Weinlauben des Hafis." Anton ist nicht seiner Meinung. „Wer das Leben hier schaal findet, der würde sich in Te„heran oder in Schiras erst recht langweilen. Der europäi„sche Kaufmann erlebt ebenso viel Großes und mehr, als „der Reiter in der arabischen Wüste. Sein Blick umfaßt „einen ganz andern Gesichtskreis, und sein Herz und sein „Muth werden nicht weniger in Anspruch genommen: denn „im Grunde beruht das ganze Geschäft auf Redlichkeit und „auf Vertrauen."

Nun ist aber der deutsche Bürger, der arbeitsame, gebildete Mittelstand nicht die Nation, und Deutschland ist nicht die Welt. So hätte der Dichter seine Aufgabe nur unvollständig gelöst, wenn er sich auf die Darstellung jener ruhigen, gefestigten Verhältnisse, auf die Idylle bürgerlicher Geschäftigkeit und bürgerlichen Behagens beschränkte. Der Gegensatz giebt erst das Maaß der Dinge, und im Kampfe mißt sich die Kraft. So treten denn dem Bürgerthume auf der einen Seite seine Parasiten, die Männer des leichten Gewinnes, der arbeitscheuen Pfiffigkeit gegenüber, auf der andern Seite die bevorrechteten, auf ererbten Besitz, auf Genuß und stattliche Repräsentation gestellten Existenzen des Adels, und sie alle müssen sich in einer lebendig geschilderten Episode jenes Kampfes zwischen deutscher und slavischer Raçe und Sitte erproben, um den seit tausend Jahren ein besonders lehrreicher und erfreulicher Theil unserer Nationalgeschichte sich dreht. Es sind kaum viele Worte darüber zu verlieren, daß in diesem Theile des Gedichtes die Kraft des Verfassers sich nicht ganz so ausreichend bewährt, als in jenen freundlichen Bildern unsers normalen, ruhigen Seins. — Vielfach hat G. Freytag den Vorwurf einer übel verhehlten Vorliebe für chevalereske, abenteuerliche Charaktere und Existenzen, eines gewissen Restes krankhafter, jungdeutscher Stimmungen zu hören bekommen. Wenn dabei an seine Erstlings-Dramen gedacht wird, so läßt sich darüber reden. Aber den Werken seiner Reife, den Romanen gegenüber sollte man mit solchem Vorwurfe vorsichtig sein. Weit eher könnte ein etwas empfindlicher Edelmann sich über tendenziöse Verunglimpfung, oder doch etwas einseitige Darstellung seines Standes beklagen. Wohl hat es in Deutschland an

„Rothsatteln“, in Polen an „Tarnowsky's“, niemals gefehlt. Aber der Ausländer würde sich doch ein falsches Bild machen, wenn er von solchen Einzelfällen das Maaß für die Beurtheilung unsers Landadels entnähme. Es ist ein schweres Wort, welches Freytag von dem alten Rabulisten Hippus an seinen lernbegierigen Schüler Veitel Itzig richten läßt: „Diese Genußmenschen sind nur auf einem Wege niederzuwerfen: man muß ihnen Arbeit und Sorge machen. Sie kennen die eine so wenig wie die andere, und können sie nicht auf die Dauer ertragen. Wenn sie einmal durch ihre Wirthschaft gegangen sind, so kommen sie sich als gewaltige Arbeiter vor und sind müde.“ — Das trifft dann bei Rothsattel zu, und erst recht bei seinem Sohne, und es giebt eine schöne Folie her für das Motto des Buches. Aber es trifft Gott sei Dank heute zu Tage keine Classe der deutschen Gesellschaft mehr, auch die höchste und bevorzugteste nicht. Das neunzehnte Jahrhundert hat nicht nur viel adlige Bildung unter dem höhern Bürgerstande, sondern auch viel bürgerliche Tüchtigkeit und Arbeitskraft unter dem deutschen Adel aufwachsen lassen. Unsere Junker haben von ihren angelsächsischen Standesgenossen viel Tüchtiges gelernt, und werden schwerlich je das Schicksal der romanischen Ranudos oder der polnischen Heißsporne haben. — Aber Freytag geht noch einen Schritt weiter. Selbst auf dem eigentlichen Herrschgebiete der bevorrechteten Stände, da wo es um gute Form, um anmuthige Geselligkeit und würdige Repräsentation sich handelt, wiegt er das „Soll und Haben“ ab, ohne eine Spur von aristokratischen Sympathieen zu zeigen. „Sei nur so unverschämt als du kannst, es ist Alles dummes Zeug“, sagt Fink zu seinem unschuldigen Schüler, da er

ihn in das heiße Kreuzfeuer der ersten Visite bei Frau von Baldereck und in die hochadlige Tanzstunde führt. Und nun erinnere man sich, wie Anton dort durch mystische Anspielungen auf Vermögen und — uneheliche vornehme Geburt acceptabel gemacht wird, man vergegenwärtige sich die Stellung des spießbürgerlich einfachen jungen Mannes als Vertrauter der „braunen“ Damen, und im Besitze der Achtung der „grünen“, als zuverlässige Stütze aller Arrangements, man gedenke seines moralischen Triumphes und der mehr als kleinlichen Haltung der vornehmen Gesellschaft in der Katastrophe, die ihn aus der Tanzstunde entfernt: und die Intentionen des Dichters können kaum zweifelhaft bleiben. Wohl ist die stattliche Gestalt Leonorens von einem Glanze umstrahlt, an welchem das freie, sichere Selbstbewußtsein adliger Gewöhnung und Sitte seinen guten Antheil hat. Aber in den heruntergekommenen Verhältnissen ihres Vaters, unter den polnischen Edelleuten, mit denen sie zu Antons Aerger, unbekümmert um ihre nationalfeindliche Haltung, gern und lustig verkehrt und — in entscheidender Stelle dem bürgerlichen Helden des Gedichtes gegenüber, erntet auch sie keine Triumphe, und selbst auf ihre so sanfte, graziöse, ächt vornehme Mutter fällt einmal ein so dunkler Schlagschatten, daß wir ihn wegwünschen würden, wenn nicht gerade er für die Naturwahrheit des Bildes ganz wesentlich wäre. Als Anton von dem Freiherrn, zum Dank für seine zu gutmüthig aufopfernden Dienste, gröblich beleidigt und fortgejagt wird, „belohnt sie ihn vornehm — sehr vornehm. Sie giebt ihm noch eine recht schwierige, und selbst gefahrvolle Commission mit auf den Weg.“ (Die Herbeischaffung des schriftlich gegebenen und dann vom Frei-

herrn in der Noth gebrochenen Ehrenwortes.) „Sie hatte „ihn im Geist eigentlich immer mit weißer Perrücke und mit „silbernen Schnallen gesehen.“ — Aber Fink! Das übermüthige Schooßkind des Dichters, der Aristokrat, dem Nichts heilig ist, nicht einmal die Damast-Servietten Fräulein Sabinens: gehört ihm, seiner junkerhaften Art nicht das Herz des Verfassers, sowie — der meisten Leserinnen des Buchs? Und kommt dabei Freytag's Theorie nicht gegen seine Praxis in's Gedränge? Das Erste mag bis auf einen gewissen Punct gern zugegeben werden; gegen das Zweite wird eine unparteiische Kritik Verwahrung einlegen dürfen. Fink hat unter den Lesern des Buches mehr Verständniß und Beifall gefunden als Anton, zunächst weil er von vorn herein in allen Hauptzügen fertig ist, (wie alle Nebenfiguren des Romans), also weit leichter zu fassen ist, und — weil der Mensch überhaupt, und so auch der deutsche Bürger das, wonach er trachtet, mehr zu bewundern und zu schätzen pflegt als das, was er besitzt. Man müßte die Augen zumachen, um nicht zu sehen, daß der Zug unserer Zeit und unseres Volkes, aus der Welt der Gedanken in die der Thatsachen und der äußern Erfolge, aus der Enge kleinbürgerlichen und gelehrten Mühens und Behagens in die Weite weltmännischer Bildung, neben seiner tiefen Berechtigung und Nothwendigkeit auch seine krankhaften Symptome hat. Unsere Nachbarn haben das längst gesehen, weil es in ihren Kram paßt, es uns vorzuwerfen. Wir unsererseits fürchten die alte abziehende Krankheit noch mehr, als die heranrückende neue; doch wird die Stunde nicht lange ausbleiben, wo auch dieser entgegen zu treten sein wird. Dieser im Mittelstande der Gegenwart nicht zu verkennende Zug findet

nun einen schmeichelhaft genug gezeichneten Vertreter in dem halb cavaliermäßigen, halb kaufmännischen, halb deutschen, halb amerikanischen, bei äußerer Frivolität und Schroffheit doch im Grunde des Herzens ehrlichen und gutherzigen Finck, und dieser Vertreter durfte nicht fehlen, ohne eine wesentliche Lücke in dem vorgeführten Zeitbilde zu lassen. Finck hänselt seinen Anton auf Wegen und Stegen, ist ihm überlegen zu Pferde und zu Kahn, auf dem Parket des adligen Ballsaales und in der Trinkstube des Italieners, überall, wo es Kurzweil und keckes Zugreifen gilt — dafür aber behält Anton in allen ernsten Fragen nicht nur für sich Recht, sondern giebt auch für seinen Freund die Entscheidung. Vor der Abschiedsscene bei Baldereck's hat Anton nicht um Rath gefragt; wohl aber folgt Finck dem Rathe seines spießbürgerlichen Freundes, als es gilt, seine amerikanischen Verbindungen zu lösen. Den Damen gegenüber sieht es aus, als hätten sich Beide nicht viel vorzuwerfen. Finck bekommt seine Lection von Sabine, Anton von Leonore. Der Unterschied ist nur der, daß der kluge Halb-Cavalier sich in aller Form seinen Korb holt, während das schlichte Bürgerkind rechtzeitig die Augen aufmacht, und nicht nur andere Leute, (wobei er immerhin gelegentlich langweilig wird), sondern auch sich selbst zu schulmeistern weiß. Der Mischungs- und Uebergangsproceß, den Finck auf seine Weise vertritt, datirt übrigens bekanntlich in seinen ersten Anfängen nicht von heute. Schon Wilhelm Meister vertritt ihn, mutatis mutandis, in unserer Dichtung, und er hat viele Nachfolger gehabt. Aber wenn dieses Hinausstreben aus den Schranken bürgerlicher Enge früher in Einzelnen auftrat, und zunächst mit exclusivem geistigem und

künstlerischem Streben verknüpft war, so hat es jetzt ganze Stände ergriffen und dringt in die Breite der materiellen Verhältnisse ein. Riehl und die ihm glauben, mögen ständische Selbstgenügsamkeit, Corporationsgeist, altväterische Sitte mit ihren schönsten Worten vergolden. Die Gegenwart und die nächste Zukunft gehört doch einmal der unabhängigen, sich entschlossen auf eigene Füße stellenden, conventionelle Schranken nicht anerkennenden Kraft, zu der der deutsche Bürger sich allerdings nicht in Masse aufschwingen wird, ohne noch manches Lehrgeld zu zahlen, und ohne der bösen, lachlustigen Welt noch manche gute Stunde zu machen. Auf dem Gebiete des Deutsch-Amerikanerthums und in den verwandten Kreisen unserer „eleganten" Geschäftswelt wachsen die Beispiele wie Unkraut.

So dient denn adliges Wesen und adlige Sitte hier der bürgerlichen Gesellschaft überall nur als Folie und ist deshalb, wenn nicht gerade unrichtig, so doch unvollständig und einseitig gezeichnet. Es wäre uns lieb, wenn wir über die Behandlung des andern Gegensatzes, über die Darstellung der unächten, parasitischen Geschäftswelt nur dies zu sagen hätten. Leider ist hier ein Vorwurf nicht zurück zu halten, aber er trifft durchaus nicht den Künstler, sondern lediglich den Beobachter und Denker, den poetischen Sittenmaler der Zeit. Es ist nichts Drastischeres, nichts Virtuoseres, nichts feiner der Natur Abgelauschtes in unserer Literatur vorhanden, als die Judengestalten in „Soll und Haben." Veitel Itzig, der von Sorau gen Breslau zieht, hungrig, skrupellos, selbstvertrauend, zu Allem entschlossen, „um zu werden ein großer und ein mächtiger Mann, wie man es kann lernen in die Papiere", seine Unterhandlung

mit Ehrenthal über den Lohn, und über den Rock und die Hosen, „durch die er will Ehre machen dem Geschäft"; seine betriebsame Demuth, die in dämonische Frechheit umschlägt, sobald er seinen Herrn in der Hand hat („ich werde gehen, wenn ich will", ruft er dem entrüsteten Herrn zu, „ich werde morgen kommen in's Geschäft, und Sie werden sagen: guten Morgen, Itzig!"); Schmeie Tinkeles aus Brody, mit seinem abgebrühten Humor, Löbell Pinkus, „der kleine Mann", Ehrenthal mit dem kleinen Comptoir und der großen Brieftasche, der demüthige Gast bei dem reichen Baron, der gewaltige Herr, sobald er „den Rothschwanz auf dem Sprenkel hat", die schöne, kokette Rosalie, die stattliche Frau Ehrenthal mit den fetten von Ringen strahlenden Fingern — lieber Gott, wer hätte das nicht Alles gesehen! Aber wer wäre auch nicht Zeuge gewesen, und wäre nicht täglich Zeuge jener mächtigen, folgenreichen Culturbewegung, die seit einem Jahrhundert unserer nationalen Arbeit durch das jüdische Element eine unermüdliche, in allen Sätteln gerechte Kraft zuführt und zuzuführen fortfährt, die in unserer Wissenschaft, unserer Kunst, unserer Politik nicht minder, als in Handel und Gewerbe unvergängliche Denkmäler zurückgelassen, neue Bahnen gebrochen, den Charakter unseres Mittelstandes wesentlich, und gewiß nicht bloß zu seinem Nachtheil, umgebildet hat, und deren Wesen sich wahrlich in dem schmutzigen Schaume nicht abbildet, den sie, oft immerhin unästhetisch genug, auf die Oberfläche des Stromes empor wirbelt und an seinen Ufern absetzt! Das deutsche Judenthum bedarf in dem Zeitalter Strousbergs, Meyerbeers, Rothschilds und — des Kladderadatsch nicht mehr der Vertheidigung. Es wehrt sich schon selbst. Es

hat auch weder durch die Ungerechtigkeit seiner Feinde, noch durch den Idealismus seiner Freunde, weder durch Leo und die Kreuzzeitung, noch durch Lessings Nathan, ein Privilegium gegen begründeten Tadel und meinetwegen, wo es provocirend auftritt, gegen Spott erworben. Gleichwohl wäre „Soll und Haben“ uns lieber, wenn in diesem classischen Gemälde deutschen Arbeits- und Geschäftslebens nicht so ziemlich alle Bösewichter und Narren in orientalischen Kehltönen sprächen. Wir fürchten, der jüdische Sprachaccent, die hebraisirenden Wendungen und Constructionen, die überladenen Toiletten haben der germanischen, sittlichen Entrüstung des Verfassers die Augen geschärft. Es ist wie bei Riehl, wenn auch im Roman eher zu entschuldigen, als in der culturhistorischen Erörterung. Die Aesthetik ist mit der Gerechtigkeit durchgegangen, und das sollte sie nicht, auch nicht im Gedicht. Nicht einmal den anerkannten, welthistorischen Vorzug des jüdischen Stammes, seinen unverwüstlichen Familiensinn mag der Verfasser unverkümmert anerkennen. Wohl verliert der alte Ehrenthal den Verstand über den unversöhnten Tod seines Sohnes Bernhard, für dessen Zukunft er sein Gewissen so schwer belastete. Desto empörender aber, (und wir dürfen wohl sagen durchaus unjüdisch) benimmt sich nachher in der Verlobungsscene die Familie gegen den unglücklichen Mann. Und, als sollte ausdrücklich und absichtlich jedem Tropfen Wein die Galle beigemischt werden, wird selbst der ehrenwerthe und rechtschaffene Idealismus des jungen jüdischen Gelehrten durch eine ihm angedichtete, bei seinen Stammes- und Standesgenossen nur in seltensten Ausnahmen vorkommende Unbehülflichkeit und Schwäche die Zielscheibe des Spottes. Wir

gäben Viel darum, wenn wir den künstlerisch vollendetsten und inhaltreichsten socialen Roman unserer Zeit von diesen Härten frei wüßten, die seiner culturhistorischen Bedeutung doch wohl nur in einer vom Verfasser nicht beabsichtigten Richtung zu Gute kommen.

Wie man weiß, hat Freytag das in „Soll und Haben" begonnene Gemälde deutschen Bürgerlebens zehn Jahre später durch eine dichterische Schilderung der socialen und sittlichen Beziehungen deutschen Gelehrtenlebens vervollständigt. Die „Verlorene Handschrift" (1864) nimmt es in weit tragendem Ernst der Absicht, in Energie und Reichthum des Gedankeninhaltes mit ihrem berühmten Gegenstück reichlich auf. Wie wenig des Dichters Grundstimmung, seine Stellung zur Sache des freien, arbeitenden, gebildeten Mittelstandes sich geändert hat, ist auf jeder Seite zu spüren. Nicht selten findet sie in fast überkühnem Schwunge beredten und ausführlichen Ausdruck. Wir finden da ein Gespräch, in welchem eine freisinnige, hübsche, geistreiche und — verliebte Prinzessinn dem Helden der Erzählung, dem auf Entdeckung der verlorenen Tacitus-Handschrift ausgezogenen Professor Felix, mit großem Nachdruck die Verdorbenheit der Hofkreise schildert. Der Professor meint ganz treuherzig, vor hundert Jahren sei das Bürgerthum nicht klüger und nicht besser gewesen als jetzt die Höfe, und in Zukunft würden auch die letztern über ihre jetzigen Verkehrtheiten zu lächeln verstehen. „Der wärmste Herzschlag unseres Volkes", fährt er fort, „war von je (?) zwischen Oben und Unten. „Von da verbreiten sich neue Ideen und Bildung zu den „Fürsten und in das Volk. Sogar Eigenthümlichkeiten und „Schwächen steigen in der Regel ein halbes Menschenalter,

„nachdem die Gebildeten darunter gelitten haben, auf „die Throne, und sie erlangen dort erst Geltung, „wenn das Volk sie schon überwunden hat." — Man sieht. Für einen koburgischen Hofrath läßt dieser Freimuth Nichts zu wünschen übrig. Und das ist nicht etwa ein vereinzelter Einfall. Ein in guten Momenten erhabener, in schwächeren wenigstens scharfer und kriegerischer Geist des Bürger- und Gelehrtenstolzes durchzieht das ganze Gedicht. „So lange", meint derselbe Professor Felix an einer andern Stelle, „trägt unser Volk die Bürgschaft schöpferi„scher Jugend in sich, als es die Ehrfurcht vor geistiger „Arbeit und die einfache Ehrlichkeit in Liebe und Haß nicht „verliert." Recht aus dem innersten Herzen unserer nationalen Bewegung strömt die schöne Ausführung, wie das höchste und heiligste Verhältniß auf Erden das des freien, sittlichen Mannes zu seinem Volke sei, wie der Einzelne dem Volke Alles verdanke, ihm daher auch nicht weniger schulde, als sich selbst, wie auch Frieden, Freude, Glück für den Einzelnen nicht anders zu finden sei, als in dieser bedingungslosen Hingabe der Einzelkraft an das Werk der Gesammtheit. Und daneben spricht in diesem äußerlich so harmlos sich ankündigenden Romane, nicht hie und da und gelegentlich, sondern in der innersten Anlage und in den entscheidenden Zügen der Handlung, ein Ernst, eine Energie des Zornes, ja nicht selten des Hasses sich aus, an die wir bei G. Freytag nicht gewöhnt sind und die auf den ersten Blick Alles eher erwarten läßt, als eine Abnahme der Kraft. Man erinnere sich: Ein kleiner deutscher Fürst ruft einen Professor, einen ideal gesinnten Ehrenmann, in dessen Hause des Fürsten Sohn während seiner Universitätszeit täglicher

Gast war und sich glücklich fühlte, unter ehrenvollem Vorwande an den Hof, um — durch des Professors schöne, naturfrische Frau den etwas sentimentalen Prinzen von compromittirenden und kostspieligen Liebschaften mit den Hofdamen abzulenken. Eine Art erotischer Kuhpockenimpfung auf Kosten eines im schlimmsten Falle ungefährlichen, bürgerlichen Büchermannes! Der noch unverdorbene Prinz ist zu blöde und zu ehrlich verliebt in die Frau Professorinn, um auf den Plan einzugehen. Er thut sich Gewalt an und hält sich geflissentlich fern. Darüber verliebt aber der regierende Fürst selbst sich in die schöne Ilse, wendet Schmeichelei, List, selbst Betrug an, um den seiner Handschrift nachstrebenden Professor am Hofe festzuhalten und von seiner Gemahlinn geschickt zu entfernen. Da das Alles nicht hilft, verfällt er ganz regelrecht in den von dem Professor so eben in beredten Worten nach Tacitus geschilderten „Cäsaren-Wahnsinn", und zwar gleich in das letzte Stadium desselben, das des Zerstörungstriebes, der Grausamkeit, in welche die übersättigte oder überreife Sinnlichkeit umschlägt. Er will den guten Professor ganz einfach erschießen, wird aber durch seinen Oberhofmeister, einen würdigen Edelmann, daran gehindert und nachher sogar zur Abdankung gezwungen. — Man sieht, für einen deutschen Dichter, der ganz moderne, mitteldeutsche (es war einmal ausdrücklich von Ilse's „Sachsenblut" die Rede) kleinstaatliche Verhältnisse schildert, und der vielfache Gelegenheit gehabt hat, diese Verhältnisse aus eigenster, persönlicher Anschauung kennen zu lernen, entspricht die Kühnheit dieser Conception selbst weitgehenden Anforderungen. Leider, (man sagt das ungern von G. Freytag, aber was wäre eine Kritik ohne ehrlichen Freimuth!) leider

bleibt die Ausführung hinter der Intention, nach unserm Urtheil wenigstens, sehr weit zurück. Es giebt für uns kaum ein schlagenderes Beispiel des alten Gesetzes, daß in der Kunst das „Wie“ dem „Was“, die Form, die Ausführung dem Gedankeninhalt vorangeht, als die beiden Romane des bedeutendsten unserer zeitgenössischen, erzählenden Dichter. „Soll und Haben“ fesselt bei jeder neuen Lesung wohlthuender durch eine vollendete Architektonik der Anlage, durch eine in mäßigem Tempo, aber consequent fortschreitende Handlung, durch ebenso tief angelegte als sorgfältig, ja mit saubersten Feinheit durchgeführte Charakteristik, durch eine wunderbare Gegenständlichkeit und Wirklichkeit der Darstellung und eine tief innerliche, oft in golbächtem Humor ausstrahlende Gefühlswärme des Dichters. „Die Verlorene Handschrift“ enthält schöne Capitel, wirksame Schilderungen, treffliche Gedanken und geistreiche Einfälle genug. Aber als Ganzes, als Kunstwerk scheint sie uns verunglückt, ein Gemisch heterogener Bestandtheile von zweifelhafter, wenn nicht geradezu verstimmender Wirkung. Man hat die Ursache in der Wahl des Stoffes gesucht, nicht ganz ohne Grund. Es ist ohne Frage eine mißliche Aufgabe, die gelehrten Bestrebungen eines vom Leben zurückgezogenen Alterthumsforschers als ernstes Hauptmotiv eines mehrbändigen Romans zu behandeln, der die geistige Bedeutung des Mittelstandes und seiner Arbeit zu poetischer Anschauung bringen soll. Immerhin hat die Massenarbeit, die Herbeischaffung des Materials auch auf geistigem Gebiete ihre große Bedeutung; unser Verstand sieht das ein und zollt dem Gelehrten, der ein entlegenes Eckchen einer entlegenen Wissenschaft emsig bebaut, auf das Zeugniß der bewährten Fachgenossen hin seine Ach-

tung. Aber unsere Anschauung, unser Gefühl, unsere Phantasie, (und die sprechen in poetischen Dingen doch das erste Wort) gehen andere Wege. Für sie verkörpert sich die geistige Arbeit des Volkes in den Leistungen der bahnbrechenden Künstler und Denker, die für sich selbst sprechen und der Nachhülfe des Erzählers weder bedürfen, noch überhaupt in den Rahmen der Erzählung sich einfügen lassen. Die persönlichen, socialen Verhältnisse des Gelehrten, des Schriftstellers aber haben immerhin ein rein menschliches Interesse, wie das jedes Andern, aber für die Charakteristik der geistigen Arbeit sind sie von untergeordneter Bedeutung, während im Thun und Treiben des einzelnen Kaufmannes, Landwirthes, Industriellen die Grundbeziehungen und Verhältnisse ihrer Thätigkeit und ihres Standes ganz natürlich und genügend zur Anschauung kommen. Herr Schrötter gewährt ein vollständiges und deutliches Bild kaufmännischer Thätigkeit, kaufmännischer Würde und kaufmännischer Schwächen. Er repräsentirt die Totalität seines Standes. Aber was bedeutet dem deutschen Geistesleben gegenüber ein Professor, der einer Handschrift des Tacitus nachläuft, dabei eine Frau findet, dann mit dieser Frau, (beiläufig recht sehr pedantisch und geschmacklos) den Homer studiert, einen schwächlichen Prinzen bevormundet, von einem Fürsten verhöhnt und geäfft, von einem gemeinen Falsarius betrogen wird, und es am Ende erleben muß, daß nach einer, mit seinem treuen Weibe in kühler Waldgrotte höchst romantisch verlebten Nacht, ein nichtsnutziger, vom Dichter in wunderlicher Laune unter die handelnden Personen eingeführter Köter den — Deckel der lange gesuchten Handschrift, nicht aber sie selbst, aus der Erde wühlt! Daraus wird keine

Geschichte deutscher Geistesarbeit, und würde es mit noch so herrlichen Betrachtungen und Ausführungen gewürzt. Aber eine anziehende Erzählung, ein gutes Gedicht könnte es immerhin werden, wenn — ja, wenn G. Freytag hier nicht, in der Behandlung des Stoffes, fast das gerade Gegentheil von alle dem thäte, wodurch er uns in seinem ersten Roman so lieb wird. „Soll und Haben“ könnte in der Technik der Darstellung ebenso gut wie Homer als Muster- und Beispielssammlung für Lessings Laokoon dienen. Da ist Alles Leben, Handlung, Bewegung. Von vorn herein ist Erzähler und Leser mit ganzer Seele inmitten der Sache, ungestört durch vom Zaune gebrochene Betrachtungen und durch breite Beschreibungen, unter denen die Handlung ins Stocken geräth. Ueber das Aeußere der handelnden Personen werden bei ihrem Auftreten keine oder wenig Worte gemacht. Erst wenn die Handlung die Theilnahme geweckt hat, wenn Gefühl und Phantasie unter dem Impulse derselben in Thätigkeit sind, kommen kurze, dann aber schlagende Andeutungen über Aeußerlichkeiten der Vollendung des in unserer Seele schon halbfertigen Bildes zu Hülfe: so in Bezug auf Fink in der Scene seines übermüthigen Auftretens im Salon Ehrenthal, bei Anton gar erst, als er von Fräulein Sabine den Lohn seiner Tugend empfängt. Die handelnden Personen wissen stets, was sie wollen, handeln einfach, natürlich, unter dem verständlichen Einflusse ihrer klar vorliegenden Interessen oder ihres uns wohlbekannten Charakters. Die Charakteristik ist, wie wir sahen, hie und da tendenziös einseitig, beinahe boshaft in der Wahl ihrer Typen, aber durchaus wahr, kaum hie und da etwas chargirt in der Durchführung. Mit ganz besonderem

Geschick ist eines der in unserer neuesten Dichtung beliebtesten, aber gefährlichsten, dem Mißbrauch nur zu leicht ausgesetzten Kunstmittel behandelt: die Belebung, Personificirung der todten Natur zu poetisch-symbolischen Zwecken. Welch ein nachgerade unerträglicher Unfug wird seit zwanzig Jahren bei uns getrieben mit redenden — Tischen, Stühlen und Bänken, Häusern und Bäumen, Hausgeräthen, Thieren und Blumen, was muß Wald und Feld, Straße und Markt, Stube und Kammer sich nicht Alles erzählen! Wenn die Handlung stockt, so kommen diese poetisch sein sollenden gezierten Redensarten an die Reihe, eine Fluth von traumhaft unverständlichen Phrasen ergießt sich über die Trivialität der Situation, und der in diesem Wust vergeblich Grund suchende Leser überschlägt, wenn er klug ist, die ganze Redeübung, um sich mit einem kühnen Sprunge auf den festen Boden der fortschreitenden Erzählung zu retten. Bedächte man doch vor Anwendung solcher poetischen Gewaltmittel, daß die Sympathieen, welche die menschliche Seele mit den Dingen und der Natur verbinden, etwas Geheimnißvolles und Heiliges sind, daß nur im Zustande erhöhten Seelenlebens, gespannter Erwartung, hochfluthender Gefühlserregung ihre Kundgebung natürlich, und dann auch dichterisch berechtigt und verständlich ist, daß wir nicht à tout propos, bei jedem Quark, in jeder Lücke der Unterhaltung in der Verfassung sind, auf Naturstimmen und Geister zu hören, daß diese lieblich, freundlich, ahnungsvoll, gewaltig, furchtbar sein können, aber niemals „geistreich" und geziert. Wahre Muster der Gattung und von unübertrefflicher Wirkung sind in „Soll und Haben" die Schilderung der Gewitternacht, in welcher der Freiherr mit dem vernichtenden

Bewußtsein des gebrochenen Ehrenwortes im Herzen durch seine Felder schreitet, und ganz besonders das geheimnißvolle Stillleben des alten Kaufmannshauses bei Antons, des lange Verbannten und Ersehnten, endlicher Rückkehr. „Kein Mensch „denkt daran, aber das große Haus weiß es und in der „Nacht rührt sich's in allen Winkeln. Und es knistert im „Holz, und es summt in den Gallerieen, und es arbeitet „leise in alten Wandverschlägen, der Mond überzieht heute „alle Gänge mit mattem Silber und in den geheimsten „Winkeln zittert ein dämmriges Licht." — Alle diese glänzenden Eigenschaften der Darstellung treten in der „Verlorenen Handschrift" nur noch abgeschwächt und sporadisch auf. Der Roman beginnt nicht mit anschaulich-lebendiger Erzählung, sondern mit gesucht-geistreicher Betrachtung. Eine recht gezierte Apostrophe an den Mond, dann eine nicht bessere an die Abendlandschaft macht den Anfang, die Personen werden mehrfach durch breite Beschreibungen eingeführt, die Handlung, von Hause aus ohne rechtes Interesse, stockt alle Augenblicke. Der Dichter ist selten mit ganzer Seele in und bei der Sache. Er schwebt über den handelnden Personen als kalter Beobachter, in Wolken der Abstraction gehüllt, und so bewegen sich denn auch jene in entscheidenden Wendepunkten nicht mit dem sichern, lebendigen Instinct der Leidenschaft und des Interesses, noch mit der robusten Sicherheit des gesunden Menschenverstandes, wie in „Soll und Haben", zeigen sich vielmehr von des Gedankens Blässe angekränkelt und machen darüber eine — Wunderlichkeit, um es gelinde zu sagen, nach der andern. Die als frisches, tüchtiges Landmädchen eingeführte Frau Ilse benimmt sich, als ihr gelehrter Gemahl sie durch Un-

terricht in Mythologie und altgriechischer Literatur akademisch präsentabel machen will, nicht wie eine vernünftige, geschmackvolle deutsche Professorsfrau unserer Tage, sondern wie ein recht pedantischer Blaustrumpf. Sie spricht bei jeder Gelegenheit in homerischen Versen und Redensarten, (wäre G. Freytag auf deutschen Universitäten wirklich jemals einem solchen Frauenzimmer begegnet?) schreibt nach Hause, an ihren Vater, den Amtmann, und zwar nicht als Witz, sondern in ernstem, gemüthlichen Erguß, „sie sehne sich, die Rinder wieder im weitscholligen Blachfelde wandeln zu sehen", und wird für solche und ähnliche Affectation vom Verfasser nicht etwa verspottet, sondern recht pathetisch gelobt; die Professoren benehmen sich bei jeder Gelegenheit wie pedantische Sonderlinge, (es geht in unserer Gelehrtenwelt, Gott sei Dank! so albern doch nicht mehr zu), die Schilderung der Empfindungen hält oft nicht das Maaß ein, welches der Handlung entspricht, sondern hängt sich nicht selten an die Personen wie ein schlecht angepaßtes Kleid, und die Handlung, eben weil ihr die innere, treibende Kraft großer Interessen und Leidenschaften fehlt, bewegt sich abwechselnd im Schneckengange kleinlichen Stilllebens und in forcirten Sätzen einer Tragik, die in diesen engen und übernüchternen kleinstaatlichen Universitäts- und Hofverhältnissen viel zu willkürlich gemacht erscheint, um uns innerlich zu packen. Damit hängt denn auch die ganz verschiedene Behandlung der humoristischen Charaktere und Situationen in beiden Romanen zusammen. Ueber diesen delicaten Punkt ist ein ausführliches, eingehendes Wort hier nicht zu vermeiden. Vom „Humor" und vom „Humoristischen Genre", seiner künstlerischen Offenbarung, gilt allen

Aesthetikern zum Trotz noch immer das Wort, mit welchem die Schrift den Gottesathem der Schöpfung bezeichnet: „Du hörest sein Brausen wohl, aber Du weißt nicht, von wannen er kommt, noch wohin er fährt." Wer ihn besitzt, ist Herr des Schicksals und König der Geister; wer ihm nachjagt, mag sich hüten, daß der neckische Elfe ihn nicht arg zu Falle bringt; und wer ihn einfangen wollte in die Netze des Schulbegriffs und der strengen Definition, dem ist es schon oft ergangen wie dem ungeschickten Knaben mit dem Schmetterlinge, den er zerriß. Dennoch, oder vielmehr gerade darum, ist es dem Kritiker nicht gestattet, mit einem so viel gebrauchten und so dehnbaren Ausdrucke Fangball zu spielen, ohne deutlich zu sagen, in welchem Sinne (ohne damit andern, engern oder weitern Auffassungen in den Weg zu treten) er sich desselben zu bedienen gedenkt.

So wäre denn zunächst zu bemerken, daß es uns, um Begriffsverwirrung zu verhüten, nothwendig scheint, den Humor des Dichters, des schaffenden Künstlers mit seiner Manifestation im Kunstwerke, mit dem Humor der dort auftretenden Charaktere nicht zu verwechseln. Der letztere erscheint in Falstaff anders als im Prinzen Heinrich, in Lear's Narr anders als in Mercutio oder Benedict, in Viola und Porcia anders als in Frau Fluth, und doch ist es immer Shakespeare's Humor, der in ihnen allen in verschiedenen Farben sich bricht, wie der Sonnenstrahl im Gewölk. Und dieser Humor des Dichters ist nicht ein „Talent", sondern eine bestimmte Grundverfassung und Eigenart seines ganzen geistigen und seelischen Wesens. Es giebt ein „Talent" der Rede, ein „Talent" des Witzes, ein „Talent" des Verses, der Sprache; der Humor ist für uns nicht etwas dem

Grade nach Höheres, sondern etwas seiner Natur nach ganz anderes. Sein Wesen ist Harmonie des innern Menschen, Gesundheit und Fülle, Gleichgewicht vielseitiger, reich entwickelter Kräfte, unbestechlicher Verstand und Scharfblick bei warmem Herzen, stolzes Selbstgefühl und Fülle hingebender Liebe, Muth und Demuth, Wissen und Glauben: Wissen von der Endlichkeit und Unvollkommenheit alles Geschaffenen, und fester Glaube an den Schöpfer, den Urquell, die Idee, („Name ist Schall und Rauch") deren Majestät auch im geringsten Geschöpfe sich spiegelt und Ehrfurcht fordert. So ist es dem ächten Humor gegeben, den Starken, Stolzen zu verlachen und den Schwachen zu achten, denn es ist ihm nicht verborgen, wo die Kraft des Einen mit dem Nichts, die Schwäche des Andern mit dem All sich berührt; so hat er die köstliche Gabe der Geduld im Schmerz, und der Mäßigung im Glücke, denn er bleibt im Rausch und Reiz des Moments der Endlichkeit des einen inne, wie der des andern. So lacht er unter Thränen und weiß sich in der Freude zu fassen, (seria res est verum gaudium, das fühlten schon die Alten), so fühlt er den eigenen Schmerz mit gelassener Rührung, als wäre es fremder, und empfindet den fremden wahr und innig im eigenen, starken Herzen. Wer ihn in seiner Vollkommenheit besäße, immer, zu jeder Stunde, wäre der vollkommene Mensch, und wer damit das Talent der Darstellung, der Gestaltung verbände, (welches ein durchaus Besonderes bleibt), der vollkommene Dichter. So gut ist es nun keinem Menschen geworden; die Besten müssen sich an Stückwerk genügen lassen, verfallen in Momenten der Schwäche dem Bann der Endlichkeit. Selbst Shakespeare, der König des ächten Humors, hat seine Stunden

der Leidenschaft, der Verbitterung, auch wohl der Zerstreuung und der Schwäche. Auch er hat nur einen Prinzen Heinrich geschaffen. Und selbstverständlich thut es mit Nichten auf diesem Gebiete die Grundanlage, die gute Natur allein. Sie bedarf mehr als für irgend eine spezielle, untergeordnete Leistung, der Reife, der Erfahrung, Prüfung und Uebung. Die Meisterwerke humoristischer, d. h. nicht spaßhafter, lustiger, sondern allseitiger, dem Ernst und dem Scherze in Freiheit gerecht werdender Darstellung, sind ausnahmslos die Erzeugnisse männlicher Jahre, die reife Frucht eines reich ausgestatteten, aber auch ehrlich durchkämpften und durcharbeiteten Lebens, gezeitigt unter dem Wetterwechsel von Freude und Schmerz. Was sie kennzeichnet, ist nicht aufregende Spannung, sondern milde, versöhnende Heiterkeit, Klarheit und Maaß. Und wenn von „verschiedenen Arten des Humors“ die Rede ist, etwa von dem sentimentalen Humor Jean Paul's, dem phantastisch-grotesken Rabelais', dem tiefsinnigen Shakespeare's, dem derb-realistischen Fritz Reuter's, so ist dabei immer nur an verschiedene Bethätigungen derselben Kraft und an eine Mannigfaltigkeit von Mitteln zu denken, deren sie sich bedient, von Stimmungen und Verhältnissen, durch die sie sich Bahn bricht. Der Humor Jean Paul's war phantastisch sentimental, denn der Dichter bewegte sich in einer Atmosphäre von der Wirklichkeit ziemlich losgelöster Gefühls- und Phantasie-Seligkeit, von den thatsächlichen Gewalten des Lebens, im Guten und Schlimmen, wenig genug berührt. Seine Figuren, welche unsere Eltern und Großeltern durch ihr eigenthümliches Gemisch hohen Seelenadels und unbehülflicher äußerer Schwäche und Beschränktheit entzückten und

rührten, gehörten weit weniger dem deutschen thatsächlichen Leben an, als dem Empfinden und Phantasiren deutscher, bevorzugter Kreise; aber in diesen Kreisen, in ihrem Empfinden und Phantasiren drängte sich die beste Lebenskraft der Zeit zusammen, für welche der Dichter schrieb. Jetzt ist das gar anders geworden. Der Donner welthistorischer Entscheidungsschlachten und der Lärm einer gewaltigen, auf Eroberung der Wirklichkeit gerichteten Arbeit ist über das deutsche Stillleben dahin gefahren, und gar beweglich erhebt sich mitten in dem Siegesjubel der Herrschenden und der Besitzenden aus manchem dunkeln Eckchen die Klage über die Gefährdung unsers edelsten Kleinods, der deutschen Gemüthlichkeit, wo nicht des deutschen Gemüths. Da ist es denn wirklich ein nicht zu unterschätzender Trost, daß die Dichtung dieser „ungemüthlichen" Zeit, und zwar gerade die realistische, treuer, behaglicher Darstellung dieses „materialistischen" Treibens zugewandte, erzählende Dichtung, der besten Leistungen sich rühmen darf, welche wir auf dem Gebiete humoristischer Darstellung, freilich nicht sentimentalen und phantastischen, sondern bei aller Innigkeit und Gemüthstiefe derben und kräftigen Genre's besitzen.

Es bedarf kaum der Erinnerung, daß auch hier in allererster Linie von Gustav Freytag zu sprechen ist.

Was „Soll und Haben" als meisterhafte Composition, als treues Gemälde deutscher Bürgersitte und Art, als Muster vortrefflicher Charakteristik uns werth ist, davon war schon die Rede. Dennoch wäre diese Würdigung eine ungenügende, wenn wir des eigentlichen, schönsten Zaubers nicht gedächten, jenes warmen und goldächten Humors, der das

Gedicht durchweht und erwärmt, hier mild und süß, dort neckisch aufblitzend wie funkelndes Sonnenlicht durch dunkles Laub. Dieser Zauber verklärt das Allerheiligste der Schrötter'schen, ehrbaren Bürgerlichkeit, jene stillen, nüchternen Räume, in denen Sabine ihre Gedecke zählt und in stillem Einverständniß mit ihrem schweigsamen, strengen Bruder um Antons Zukunft sorgt; er blitzt aus Fincks gutmüthigem Schelmen-Auge, da er dem grimmigen, beleidigten, „in seinem reinen Hemdchen so unschuldig vor ihm daliegenden" Anton herzlich und ehrlich die verlangte Genugthuung giebt. Es geschieht beiden Gegnern ihr volles Recht, dem Einen durch die Buße für seinen muthwilligen Angriff, dem Andern durch die heitere Behandlung seines ganz ehrlichen, aber der Situation und dem Charakter aufgezwungenen Heldenpathos: und doch, mit welcher Liebe sind sie Beide gezeichnet, wie kommt ihre innere, eigenste Bravheit und Tüchtigkeit gerade in ihrer mangelhaften Erscheinungsform zu ausgiebigster Geltung! Und wie heiter und warm ergießt sich dieser Lichtstrom freier, ruhiger, aber inniger Theilnahme und Würdigung über das ganze scheinbar so nüchterne Leben der wackern Arbeitsgenossen, wie mildert er die Schroffheiten und Ecken der Charaktere, ohne sie zu verstecken, wie glänzt er in buntesten Farben aus dem festlichen Kreise hervor, den die Anmuth und die kleinen Intriguen der „Grünen" und der „Braunen" beherrschen! Da sind Frivolität, Prüderie und Blasirtheit gleich fern, und die warme Theilnahme eines Herzens, das sich seine Jugend zu bewahren gewußt hat und darum die Jugend versteht, eint sich mit dem klaren und sichern Blick des Menschenkenners, um Bilder zu schaffen, die in ihrer Art den schönsten Blüthen des englischen

Humors Nichts nachgeben. Den Preis aber auf diesem Gebiete des Gedichts trägst du davon, wackerer Vater Sturm, du Mann mit den riesigen Gliedmaaßen, der felsenfesten Rechtschaffenheit und dem Kinderherzen, und neben dir dein „kleines Ungeheuer", dein „praktischer" Karl. Welche Kraft der Erquickung, der Beruhigung die schlichte, heitere Darstellung anspruchsloser Güte und Tüchtigkeit in sich birgt, das erfährt jeder unverdorbene Leser an diesen Scenen, die keiner Kunst- und Reizmittel, keines besondern Costüms und Idioms bedürfen, um das Naive und Anmuthige zu voller Wirkung zu bringen. Ist es nicht ein Kabinetsstück von Pädagogik, jenes Capitel, in welchem Karl seine erste Lection im praktischen Dienste des Handlungshauses empfängt? Da stehen die Fässer mit Rosinen, mit Mandeln; hier, diese schmecken am besten. Du darfst nehmen, was und soviel du willst. Erst probir' aber einmal, wie lange du's ohne das aushältst, und dann kommst du zu mir und sagst, „nun ist's genug." Und da diese Katastrophe denn nach ein Paar Stunden erfolgt, meint der Alte: „Das ist gut, Liliputer. „Es ist aber nicht gerade nöthig, daß du heute wieder hin„untergehst." — Und welche Sorgen nachher der kleine Karl mit seinem großen Vater ausstehen muß, der lange nicht einsehen will, daß sein strebsamer Sohn in der Welt doch noch andere Dinge brauchen dürfte, als Ehrlichkeit, praktische Anstelligkeit und — jene schweren, wohlgefüllten Strümpfe, die er seit Jahren für ihn gesammelt hat. Nicht einmal jene kitzliche Frage will verfangen, ob der Goliath, der einem praktischen Menschen soviel zutraut, wie die Alten dem „Weisen", ob er z. B. Lust hätte, etwa einen Stiefel anzuziehen, den der „praktische" Karl ohne herkömmliche

Schusterstudien machen und ihm aufnöthigen wollte. „Nein“, meint er, „den ersten gewiß nicht, auch wohl den zweiten noch nicht, aber der dritte wird passen.“ Und welch ein wahrhaft beglückendes Stück Menschenleben zieht nachher an uns vorüber, als Vater Sturm sich sein Einziges, seinen „nur zu ehrgeizigen“ Jungen vom Herzen reißt, ihn nach dem Wunsch der zu früh verstorbenen Mutter aufs Land schickt und, ohne eine Miene zu verziehen, einsam zurückbleibt, um noch eine kleine Weile so zu thun, als lebe er noch und sei noch der alte Sturm. Leider verliert sich die äußere Inscenesetzung des so trefflich angelegten Charakters nachher ins gesucht Burleske, die Klippe humoristischer Darstellung. Aber der eigentliche poetische Hauch, um den es sich handelt, weht auch überhaupt weniger aus dem äußern Vorgange (da kann schon ein Fehlgriff, ein schwacher Einfall mit unterlaufen), als aus der Grundanlage des Charakters, der Verbindung hohen Seelenadels mit anspruchlosester Erscheinung und Sitte, die männliches Selbstbewußtsein nicht ausschließt: eine ächt germanische Mischung, die selbst einen tüchtigen Zusatz von germanischen Nationalfehlern, von Eigensinn, Streitsucht und — derber Sinnlichkeit erträgt, ohne daß der Charakter verdirbt. Wie nahe freilich für den Künstler hier die Gefahr willkürlicher Uebertreibung liegt, das ist schon in manchen Scenen von „Soll und Haben“ nicht zu verkennen: man denke z. B. an Sturms groteske Pantomimen, als er sich mit den Polen über seinen „kleinen“ Sohn verständigen will. Ueberhand aber nimmt diese, für den ächten Humor recht gefährliche Richtung in den „humoristischen“ Scenen der „Verlorenen Handschrift.“ Sie tragen, soweit wir die Sache verstehen, fast noch mehr als die ernsten den Stempel

des Gemachten, der abnehmenden, sich forcirenden Kraft, oder doch ungünstiger Disposition. Freytag hat ja in der Wahrnehmung vollkommen Recht, daß Herzensgüte, ja Edelmuth sich sehr wohl mit kleinlicher Streitsucht und abstoßender Rauhheit in demselben Charakter vertragen können. In gewissen Grenzen wird diese Verbindung, (als der gerade Gegensatz der, ihre Blöße hinter affectirtem Pathos verbergenden Gewöhnlichkeit), sich oft als die Grundlage humoristischer Natur und Stimmung erweisen. Und so wollen wir denn auch die Conception eines Charakters wie der des Fabrikanten Hummel in der „Verlorenen Handschrift“ in ihren Grundzügen ganz gerne gelten lassen, und Niemandem das Vergnügen an den guten Späßen dieses edelmüthigen Polterers verderben. Der hier oft so drastisch ausbrechende Widerwille des knorrigen, norddeutschen Küstenbewohners gegen die Ueberfeinheit und Geschmeidigkeit gewisser binnenländischer Bevölkerungen ist einmal eine ethnographische Thatsache; und daß man grobe Leute selten durch Feinheit und Sanftmuth bekehrt, hat ja im Allgemeinen auch seine Richtigkeit. So mag denn der Mann des „nordischen, derben Filzes“ seiner zartsinnigen, in Stroh arbeitenden Nachbarschaft immerhin das Leben sauer machen, ohne daß wir ihn deswegen für einen schlechten Kerl halten dürfen. Er mag sich über die Rosen, über die Glaskugeln im Hahn'schen Garten ärgern, mag an dem, in seine Tochter verliebten Erbhalter des „feindlichen Stammes“ sein Müthchen kühlen, allenfalls, wenn er es einmal nicht besser versteht, selbst mit so groben Späßen, wie das Vertauschen der Handschuhe und des Schnupftuches, welche die beiden Liebesleutchen einander beim Pathenstehen zu schenken haben.

Wir lassen das Alles gelten und gewinnen den wunderlichen Kauz sogar lieb, wenn er nachher, ohne alle sentimentalen Façons, dem von schwerem Unglück bedrohten Nachbarn, der so lange die Zielscheibe seiner Laune war, großartig und edelmüthig zu Hülfe kommt. Aber unser Glaube, und Spaß und Humor mit einander hören auf, wenn der Dichter nun denselben Mann, unter dem unmittelbaren, frischen Eindrucke dieser großmüthigen That, die Fortsetzung der alten, läppischen Neckereien nicht nur ganz ernsthaft ankündigen, sondern auch in vermehrter und verbesserter Auflage durchführen läßt, wenn Hummel z. B. die von seinem dankbaren Nachbarn ihm zu seinem Geburtstage in den Garten gepflanzten Rosen wüthend ausreißt und fortwirft. Wer so Etwas thäte, wäre kein barocker Humorist mehr, sondern einfach ein boshafter Narr. Der Verfasser zeichnet hier nicht mehr einen lebendigen Menschen, sondern er führt eine Art von Antithesenmaschine vor, ein frostiges psychologisches Rechenexempel. Er lebt nicht mehr in seinen Personen, sondern er spielt mit ihnen: und was sollte er mit diesen Puppen auch anders thun? So werden denn auch Extravaganzen möglich, wie jene von Laura verlangte und bestellte, und dann unter Beihülfe von Vater und Mutter in Scene gesetzte „Entführung", bei der die zu „entführende" romantische Schwärmerinn feierlichen Abschied von den Eltern nimmt, aber, der Heimlichkeit wegen und weil das bei einer „Entführung" so Mode ist, erst an der nächsten Straßenecke in den (vom Vater bestellten) Wagen steigt — oder endlich gar die Erhebung des selig verstorbenen Paters Bachhuber zum „wilden Jäger" und die Versetzung des Köters Speihahn unter die Geisterhunde. Mit wem treibt Gustav

Freytag in diesen Einfällen eigentlich seinen Scherz? Wo bleibt da Sinn und Humor? Es fehlt eben die Hauptsache, die innige Vertiefung des Dichters in einen, immerhin äußerlich geringfügigen und kleinen, aber durch kernhafte Wirklichkeit anziehenden Stoff. Wo diese fehlt, wo die Andacht zur Sache nicht da ist und, nach der ganzen Anlage des Gedichtes nicht da sein kann, da lassen sich immer noch viele gute, drastische Witze reißen, (Heine hat das wohl gezeigt, und sie fehlen auch hier nicht), aber der Humor und mit ihm die wahre poetische Andacht hat ein gründliches Ende.

Dies zur Steuer der Wahrheit und Aufrichtigkeit. Im Uebrigen wird die Nachwelt nicht über die „Verlorene Handschrift“ raisonniren, sondern sich an „Soll und Haben“ erquicken. Und der Culturhistoriker der funfziger Jahre wird an der Thatsache nicht gleichgültig vorüber gehen, daß diese Zeit der Entmuthigung, der Ernüchterung und Zerfahrenheit unsere Literatur nicht nur durch treffliche Meisterwerke des vaterländischen Geschichtsromans, sondern auch durch liebevolle und treue, von ächtem Humor geadelte Darstellungen unserer socialen und rein menschlichen Grundverhältnisse bereichert hat, daß die deutsche Dichtung in der Stunde des Zweifels und des Rückschlages weder das Verständniß unserer Geschichte verlor, noch die vertrauensvolle Freude an der Natur und Art unseres Volkes. Trugen schon die humoristischen Glanzpartieen von Gustav Freytags Dichtung in Anlage und Färbung dies ächt nationale Gepräge, so nehmen

Fritz Reuter's Dichtungen, (oder doch die Mehrzahl von ihnen), nach dieser Richtung hin noch eine größere Bedeutung in Anspruch. Sie sind, wie wenige Erscheinungen

deutschen Schriftwesens, ächte Offenbarungen deutschen Volksgeistes, deutscher Anlage und Sitte, und zwar, trotz des Dialekts, von allgemeiner, nationaler Tragweite: denn im Grunde des Wesens ist norddeutsche Art von süddeutscher lange nicht so verschieden, als die Theoretiker der „Stammeseigenthümlichkeiten“ aus nahe liegenden Gründen es Andern und sich selbst einreden möchten. Vergeblich wird man bei Reuter nach jenen glänzenden Sonder-Gedanken, (wenn der Ausdruck erlaubt ist), sich umsehen, durch welche die eigentlich bahnbrechenden Geister sich über die Vorstellungsweise ihrer Zeit- und Volksgenossen erheben. Selbst an seinen poetischen Stoffen, an der Handlung seiner Skizzen, Anekdoten, Erzählungen ist der Antheil seiner eigenen Erfindung bekanntlich ein geringer: aber gerade das erhöht für den Zweck, den diese Studien im Auge haben, seine Bedeutung. Es ward diesem Manne, wie Wenigen vor ihm, gegeben, deutsches Leben zu sehen, zu fühlen, zu genießen, als ein richtiger norddeutscher Normalmensch, und das Gesehene, Empfundene, Erlittene, Genossene mit freiem Geiste und warmem Herzen dichterisch zu gestalten in einer Form, die sich zu dem Inhalte verhält wie ein gesunder, wenn auch mehr derber und handfester als idealisch schöner Körper zur Seele. „Eine bescheidene Leistung“, hat seiner Zeit wohl Mancher gesagt, und doch die beglückendste, welche die Muse ihren Lieblingen gewährt, und diejenige, deren lebendige Wirkung wenigstens so lange dauert, als der Volkstypus, den sie abbildet. Es versteht sich, daß es sich dabei nicht um Auswüchse, Sonderbarkeiten, Entwickelungskrankheiten, sondern um die maaßgebenden Grundeigenschaften des Volkscharakters handelt. Ihnen ist Reuter in seiner be-

schränkten Sphäre und seinen bescheidenen Formen wunderbar gerecht geworden. Seine eigentliche Stärke ist liebenswürdiger, behaglicher Humor, in der allerbesten Bedeutung des Wortes, gereift und zur ganzen Reinheit und Stärke dieser Empfindungs- und Darstellungsweise erhoben durch ein Lebensschicksal, wie nur eine Natur von dieser urwüchsigen Gediegenheit und — Derbheit es zum Segen ertragen und verarbeiten konnte.

Reuter's Jugend fällt bekanntlich in die dem Befreiungskriege zunächst folgenden Jahre, in welchen die Erinnerungen der vielbewegten Zeit noch mit ganzer Stärke unter uns wirkten. Er wurde am 7. November 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg-Schwerin geboren, als Sohn des Bürgermeisters dieser Stadt. Der Vater verband mit seinem einflußreichen Amte eine ausgedehnte Ackerwirthschaft und eine Bierbrauerei; Leute aller Classen gingen da ein und aus, es gab Viel zu sehen, zu hören, zu schaffen, und der unter diesen mannigfaltigen Eindrücken, in Garten, Feld und Wald aufwachsende Knabe sammelte da ein Capital von Gesundheit und frischer Empfänglichkeit: ein Schatz von unberechenbarem Werthe für den modernen Culturmenschen, wie Jeder mitfühlen wird, der das Glück hatte, seine Knabenjahre als Landjunge zu genießen. Und diese Naturerziehung wurde, wenn nicht durch guten, regelmäßigen Unterricht unterstützt, (daran fehlte es im Gegentheil), so doch auch nicht durch pädagogische Kunststücke verdorben. Reuter's Lehrer bis zu seinem vierzehnten Jahre waren meist mehr oder weniger originelle Dilettanten: ein Handlungsdiener, ein Studiosus, ein Schneider, Uhrmacher Droz (aus „Ut de Franzosentid" bekannt), vor allen „Onkel" Herse,

ein vom Geschäft zurückgezogener Apotheker, jovial, originell bis zum Barocken, erfindungsreich, nie um Geschichten und Erklärungen verlegen, ein sinniger, tief gemüthlicher Naturfreund, „Vogelsprachen kund, wie Salomo." Man vergleiche darüber Reuter's Mittheilungen in „Schurr-Murr." Wenn Herse mit seinem Fritz durch Feld und Wald schwärmte, wußte er den Stimmen der Vögel Liederchen und Sprüchlein unterzulegen, deren Einwirkung auf die Phantasie des Knaben in „Hanne Nüte" noch nachklingt. — Amtmann Weber im herrschaftlichen Schloß des Städtchens, Mamsell Westphalen, Fritz Sahlbach, die ganze Bildergallerie aus „Ut de Franzosentid" hat Reuter als Knabe gekannt und geliebt. Diese Typen gehören jetzt ihm, aber sein Volk hat sie ihm geliefert. Erst im Alter von 14 Jahren schickte man ihn ins Gymnasium nach Friedland, dann nach Parchim, und mit 21 Jahren, zu Michaelis 1831, bezog er die Universität zu Rostock: kein frühreifes Genie, wie man sieht, vielmehr eine durchaus auf langsame, gediegene Entwickelung angelegte Natur. Und diese Entwickelung sollte ihm werden, in einer scharfen, aber gründlichen Schule. Man erinnert sich, wie es im Frühlinge 1832 in den Köpfen vieler deutschen Studenten spukte. Die Julirevolution hatte mit einem mächtigen Windstoße die schwüle, stille Atmosphäre der Restaurations-Jahre durchbrochen. Die Romantik war zu Grabe getragen, unter dem höhnischen Gelächter ihrer eigenen Adepten und unter den pathetischen Zornausbrüchen einer jungen Generation philosophisch geschulter Denker. Thaten, Freiheit, Nationalgröße war das Feldgeschrei — freilich nur erst für den warmblütigeren Theil der deutschen Literaten und der von ihnen beeinflußten Jugend, während

die Massen, zumal im Norden, in gleichgültigem Schweigen bei ihrer Werkeltagsarbeit blieben. Unter solchen Aspecten bezog Reuter, Ostern 1832, kurz vor dem Hambacher Feste (27. Mai), die Universität Jena. Sie war noch von den Befreiungskriegen, der Burschenschaft, Karl August's und Goethe's mildem Regiment her der Heerd deutschen, studentischen Muthes und Uebermuthes. Als Reuter in die Reihen ihrer Bürger eintrat, stritten „Germanen“ und „Arminen“ in den altehrwürdigen Formen deutscher Studentensitte, mit Wort und Lied, mit Bierseidel, Klinge und Ziegenhainern um den richtigen Weg und die Führerschaft zu Freiheit und Ruhm. Diese vertraten moralische Errungenschaften, Aufklärung und Geistesbefreiung; jene versagten den Despoten den mit solcher Methode verbundenen Aufschub ihres Sturzes, riefen nach Thaten und übten ihre Kraft, in Ermangelung anderer erreichbarer Gegner, zunächst an den „schwachmüthigen“ Arminen. Fritz Reuter, der stämmige, fast hünenhafte mecklenburgische Junge, schlug sich auf die praktische Seite. Er wurde ein grimmer Vertreter „Germaniens“ auf Kneipe und Fechtboden, sprach und trank nicht schlechter als die Besten für Deutschlands Freiheit und Einheit, und machte seinen Vorstudien im väterlichen Bierkeller zu Stavenhagen alle Ehre. So verfloß ein fröhliches, und wie er glaubte harmloses Jahr, und der nächste Frühling fand ihn schon wieder daheim, als, am 3. April 1833, das berüchtigte Frankfurter Hauptwachen-Attentat den Sturm der großen „Demagogenhetze“ über die deutschen Universitäten herauf beschwor. Es waren die letzten Orgien des unter den Auspicien Metternichs und der heiligen Allianz eingeführten Systems, traurig durch die Härte, mit der sie die Opfer

trafen, durch die dabei zu Tage geförderten Gesinnungsproben strebender Beamten und „Richter“, trauriger noch durch die Gleichgültigkeit, mit der das damalige Rechtsbewußtsein der gebildeten Stände, um von dem „Volke“ nicht zu reden, diese Dinge dahin nahm. Wer unzufrieden mit der Gegenwart schmollt, von Vergeblichkeit unserer Anstrengungen, wohl gar von Verschlechterung unsers nationalen Charakters spricht, der lese diese Dinge, vergleiche und — schäme sich. Reuter lief seinem Unglücke übrigens mit viel Unvorsichtigkeit und auch wohl mit etwas Renommage entgegen. Obwohl gewarnt, ging er im Herbst 1833 nach Berlin, in die Höhle des Löwen, wurde ergriffen und mußte ein Jahr lang alle raffinirten Martern einer damaligen Untersuchungshaft in der Hausvogtei ertragen, um dann, mit 38 Andern, zum Tode verurtheilt und schließlich zu dreißigjährigem Gefängniß „begnadigt“ zu werden. Studentische Redensarten und ganz allgemein gehaltene Projecte „zur Herbeiführung einer freien und einheitlichen Verfassung Deutschlands“, ohne einen Versuch des Anfangs thatsächlicher Verwirklichung, waren Alles, was man ihm vorwarf. „Zum Thun waren wir zu schwach, „zum Schreiben zu dumm — da haben wirs denn gut „deutsch gemacht, und geredet, freilich auch auf einer deutschen Universität am hellen, lichten Tage die deutschen „Farben getragen!“ So nennt er selbst kurz und gut das Ding beim rechten Namen. Nun begann denn „de Festungstid“, zunächst mit Einsperrung in dunkeln, ungesunden Zellen, in scheußlicher Luft und mit einem täglichen Tractament von fünf Silbergroschen. Die ersten drittehalb Jahre wurden in Silberberg so zugebracht, dann folgte (Februar und März 1837) jene sechswöchentliche Episode milderer Haft

in Glogau, mit deren reizender Schilderung „Ut mine Festungstid“ beginnt. Es war ein kurzer Lichtblick. In Magdeburg, der nächsten Station, kam's desto schlimmer: Gefängniß im Inquisitoriat, Zellen mit kleinen, vergitterten Luftlöchern dicht an der Decke, Spaziergänge auf einem pestilenzialisch stinkenden Hofe, harte Handhabung der Hausordnung durch einen Commandanten, „der der Welt einmal zeigen wollte, wie man mit Hochverräthern umgehen muß.“ Erst als dieser würdige Herr verstorben war, erwirkte sein Nachfolger, nach einem Jahre, für die meisten „Demagogen“ eine Versetzung, um sie den geradezu lebensgefährlichen Einflüssen solcher Einkerkerung zu entziehen. Reuter wurde nach Berlin gebracht, mußte in der Hausvogtei, an der Stätte grausamer Erinnerungen, noch drei Tage und drei Nächte lang in kalter Zelle, ohne Bett, hungernd und frierend „Onkel Dambachs“ wohlbekannte Fürsorge genießen, und erreichte dann, im Frühling 1838, Graudenz an der Weichsel, wo unter der Herrschaft eines ehrenwerthen Veteranen der Freiheitskriege jene letzten, vergleichsweise erträglichen Haftjahre folgten, denen wir seine heitern, von Humor sprudelnden Geschichten von der Gegenbuhlerei des „Copernicus“ und des „Capitäns“, von dem Hochzeitstransparent, der Holländerei, und von Aurelia's Verlobung verdanken. Im Juni 1839 erwirkte die mecklenburgische Regierung endlich, nicht etwa die Befreiung dieses „gefährlichen Hochverräthers“, aber doch seine Auslieferung zu milder Haft auf der mecklenburgischen „Festung“ Dömitz; aber Friedrich Wilhelm III. behielt sich ausdrücklich das „Begnadigungsrecht“ vor, d. h. zunächst das Recht, ihn weiter sitzen zu lassen, und erst der Tod des Monarchen und die Amnestie

Friedrich Wilhelms IV. gab den nunmehr dreißigjährigen Studenten Fritz Reuter im Herbst 1840 seiner Heimath zurück.

Es war ein kurzer, heller Morgen des Wiedersehens und der Freiheit, nur zu bald durch recht schwere Wolken getrübt. Die härtesten Prüfungen sollten erst kommen. Reuter war und ist Alles eher als eine Gelehrten-Natur. Sehen, Genießen, thatkräftiges Eingreifen und dann künstlerisches Gestalten lag ihm stets näher als die folgerichtige, ausdauernde Arbeit des Verstandes und des Gedächtnisses, von der die Wissenschaft lebt. Er hatte auf der Festung, unter Träumen, Wirthschaftssorgen, Malversuchen sein Jus so ziemlich vergessen, und das schöne, lustige Heidelberg, wohin sein Vater ihn im Frühling 1841 zur Wiederaufnahme seiner Studien sandte, war am allerwenigsten der Ort, diesen von unbefriedigter Genußsucht verzehrten, um seine schönsten Jugendjahre beraubten angehenden Dreißiger an die Bücher zu fesseln. Er holte nach Kräften nach, was versäumt war, aber zunächst — im Trinken und lustigen Leben, und es blieb seinem Vater am Ende Nichts übrig, als ihn unverrichteter Sache nach Hause zu rufen. So ward Fritz Reuter ein „Strom“, wie man in Mecklenburg, ein „Landschwede“, wie man in Preußen sagt. Er wirthschaftete wacker auf des Vaters Feldern herum, ward blühend und stark, strotzend von Kraft und Lebensmuth, und — machte unter Pächtern, Arbeitern, Inspectoren, Kleinbürgern, die Vorstudien zu seinem dichterischen Hauptwerke. Leider, oder vielleicht zum Glück für unsere Literatur, machte im Jahre 1845 der Tod des Vaters diesen Freuden ein Ende. Die Hinterlassenschaft entsprach den Erwartungen nicht, die

Wirthschaft mußte aufgegeben werden, da die Freunde sich „vorsichtig“ erwiesen, und so wurde aus dem „Strom“ zunächst ein „Strom a. D.“, ein überall gerne gesehener, wenn auch eigentlich heimath- und berufloser Gast und Hausfreund bei der zahlreichen Freundschaft und Verwandtschaft im gesegneten Mecklenburger Land und in Pommern. Auf diesen Kreuz- und Querfahrten wurden wohl, zunächst zu geselligem Gebrauch und in lustiger Praxis die „Läuschen und Rimels“ gesammelt, der volksthümliche Anekdotenschatz des mecklenburgischen und vorpommerschen Landmanns. Anlaß zur Niederlassung und Wahl eines neuen Lebensberufs gab erst 1850 dem nunmehr bereits vierzigjährigen Manne eine mit starker Gewalt ihn erfassende Liebe. Sie legte ihm zunächst ein härteres Joch auf, als er's in Graudenz getragen: das Loos eines Privatlehrers, der für zwei Groschen die Stunde die Jungen des Landstädtchens Treptow an der Tollense unterrichtete, nachdem er „für 27½ Groschen das preußische Staatsbürgerrecht glücklich erstanden.“ Natürlich konnte von dem Ertrage dieses Handwerks kein Haushalt bestehen, und so beschenkte ihn denn die „zehnte Muse“, die harte Noth, im Jahre 1853 mit seinem poetischen Erstlingskinde, den „Läuschen und Rimels.“ Der Erfolg war glänzend, durchgreifend, aber zunächst noch local. Der mecklenburgische und vorpommersche Landmann ergötzte sich an seinen alten, lustigen Geschichtchen von dumm-pfiffigen Bauern, geizigen Pastoren, despotischen Amtleuten, hochnasigen Junkern. Er verschlang mit gleichem Appetit die unmittelbar darauf erscheinende „Reis' nach Belligen“ (1855). Aber die vornehme Kritik und das „hochdeutsche“ Publikum hatten Wichtigeres zu lesen und zu beachten, als

diese bescheidenen Feldblumen der norddeutschen, ländlichen Flur. Erst 1856 traten Robert Prutz und Julian Schmidt mit warmer, trefflicher Würdigung Reuter's hervor, die dann den Dichter nicht nur den halbverhüllten Bemängelungen Karl Gutzkow's (z. B. im „Zauberer von Rom"), sondern auch einem offenen Federkriege mit seinem lyrischen Vorgänger in plattdeutscher Dichtung, Claus Groth, aussetzte. Nun ging es schnell vorwärts. Die letzten funfziger und die sechsziger Jahre brachten „Kein Hüsung" (1857), „Läuschen und Rimels, neue Folge" (1858), „Hanne Nüte" (1859), „Woans ick tau ne Fru kam" und „Ut de Franzosentid (1860), „Schurr-Murr" (1861), „Ut mine Festungstid" (1862), „Ut mine Stromtid" (1862—1864), „Dorchläuchting" (1866), „De Reis' nach Konstantinopel" (1867). Man hat die, neben „Soll und Haben" in Deutschlands Belletristik bisher nicht erhörten Erfolge vor Augen. Schon die „Läuschen und Rimels" erlösten den Dichter aus seiner A-B-C-Schützen-Knechtschaft. Er zog 1856 nach Neu-Brandenburg, nachdem ein in Treptow herausgegebenes Localblatt sich in dem winzigen Städtchen nicht hatte halten können. Seit 1863 wohnt er bekanntlich am Fuße der Wartburg, in einer so glücklichen Unabhängigkeit, wie sie selbst Goethe nicht genossen hat: auch eine der vielen, triftigen Antworten, welche unsere „der materialistischen Barbarei entgegen sinkende" Zeit für die Lobredner der „idealistischen" Epoche bereit hat, in welcher Schiller die Theilung der Erde und den Pegasus im Joche dichtete. Oder — wäre am Ende gar dieser ungeheure Erfolg ein Beweisstück der Anklage? Wäre es gerade ein Zeichen unseres „nach Unten trachtenden", von den

Idealen der classischen Zeit abgefallenen Sinnes, daß diese Bauernwitze, diese Kneip- und Spinnstuben-Geschichten in Aller Herzen und Munde sind, daß sie Byron, Walter Scott, Bulwer, die Mystères de Paris auf den Nähtischchen unserer Damen ersetzt haben, daß der „Entspecter" Bräsig mit seinen „auswärtsigen" Füßen, seiner rothen Nase und seinem „missingschen" Deutsch der beliebte Allerweltsonkel geworden ist, daß „Herr Droi" und Mamsell Westphalen und der „unvernünftige Schlingel", Fritz Sahlbach in ihrem kurzen öffentlichen Leben sich eine zahlreichere Freundschaft und Bekanntschaft erworben haben, als die beiden Lenoren, Ottilie, Charlotte, Ferdinand rc. alle zusammen? Daß man heute zu Tage in Reuter'schen Witzen und Redensarten plaudert und scherzt, wie dermaleinst der junge Goethe und seine Genossen in den Redensarten der Shakespeare'schen Clowns? Wo findet sich denn bei Reuter ein origineller Gedanke? Was lehrt er? Was will er? Was ist seine Tendenz? Was beweisen alle diese hausbackenen Geschichten?

Nun, vor allen Dingen beweisen sie wieder einmal die alte, freilich für die ächte Gemeinde des Beweises nicht bedürftige Wahrheit, daß wirkliche Poesie der Tendenz nicht bedarf (im Gegentheil!). Und dann haben sie uns noch ganz speciell die tröstliche Gewißheit gegeben, daß unser Volk inmitten der Rückschläge, Anstrengungen, Enttäuschungen einer schweren nationalen Umwandlung kerngesund geblieben ist, weil es noch, und zwar besser als jemals, Spaß versteht, das heißt Spaß im guten, ernsten Sinne, daß es noch herzlich lachen kann über seine eigenen Schwächen und Wunderlichkeiten, daß es sich die berechtigte Freude an sich selbst, seinem eigensten Wesen nicht hat verkümmern

lassen durch die Arzneien und Operationen seiner Aerzte, auch nicht durch die Erkenntniß seiner eigenen Dummheiten und Fehler: ebenso wenig wie Fritz Reuter sie sich verkümmern ließ, weder durch „Onkel Dambachs“ väterliche Fürsorge, noch durch den ingrimmigen Grafen H. in Magdeburg, so wenig wie durch die noch trüberen Erfahrungen jener Tage, da er wie der alte Habermann den schwersten Gang, den des Geldentleihers gehen mußte, und noch dazu ohne Erfolg.

Damit aber das nicht mißverstanden werde, ist wohl noch ein Wort nähern Eingehens nöthig.

Vor Allem sind wir nämlich weit entfernt, (und wir fürchten nicht, Fritz Reuter mit diesem Geständniß zu beleidigen), alle Schriften dieses Dichters in eine Wolke des Weihrauchs zu hüllen. Sie zerfallen zunächst dem Inhalte nach in vier Gruppen: Memoirenähnliche Erinnerungen aus seinem Leben (Meine Vaterstadt Stavenhagen, Ut mine Festungstid); Darstellungen, welche im Wesentlichen eigene Anschauungen und Erinnerungen dichterisch umgestalten (Ut de Franzosentid, Woans ick to ne Fru kam, Ut mine Stromtid); ganz freie Dichtungen (De Reis' nach Belligen, Kein Hüsung, Hanne Nüte, De Reis' nach Konstantinopel); endlich localisirte Bearbeitungen mecklenburgisch-pommerscher Sagen, Anekdoten und Schwänke, vermehrt durch sehr ungenirte Anleihen bei dem Gesammt-Anekdotenschatz des deutschen Volkes (Läuschen und Rimels, und wohl der größere Theil des Inhalts von Dörchläuchting). Unsers Erachtens sind die freien Compositionen, namentlich die Reis' nach Belligen und Kein Hüsung am schwächsten; die localisirten Anekdoten und Schwänke entzücken durch frische Gegen-

ständlichkeit, durch eine Virtuosität launig=naiver Darstellung, die selbst im Wandsbecker Boten und in Hebel's rheinischem Hausfreunde nicht erreicht worden ist. (Man erinnere sich z. B. an die „Pirdskur" bei Herrn von April.) Die Erinnerungen aus Reuter's Leben, namentlich „Ut mine Festungstid", erheben sich schon nicht selten auf die volle, reine Höhe ächten Humors, und die beiden größeren, aus den Jugenderinnerungen des Verfassers hervorgewachsenen Erzählungen („Ut de Franzosentid", „Ut mine Stromtid"), stellen wir unbedenklich nach Form und Inhalt neben das Allerbeste, was unsere Dichtung überhaupt besitzt.

Wie wenig Reuter überhaupt mit der Gabe ausgerüstet ist, eine Handlung zu erfinden, künstlerisch zu ordnen und in spannender Lebendigkeit durchzuführen, das zeigt sich gar deutlich nicht nur in den ziemlich billigen und einförmigen, häufig sogar ziemlich gezwungenen Schwänken der „Reis' nach Belligen", sondern noch mehr in den weit anspruchsvoller auftretenden Gedichten „Kein Hüsung" und „Hanne Nüte." „Kein Hüsung" bezeichnet dabei seinen, zum Glück allein gebliebenen, Abstecher auf das gefährliche Gebiet der Tendenzdichtung. Es richtet seine Spitze gegen jene engherzigen agrarischen Gesetze des „Landes der Erbweisheit", die vor 1866 die mecklenburgischen Arbeiter zu Tausenden über das Meer trieben, wo ihnen wenigstens das Recht, eine Familie zu gründen und sie im Schweiß ihres Angesichts zu ernähren, nicht streitig gemacht wurde. Aber wie wenig entspricht die Ausführung der ohne Zweifel löblichen Absicht! Was soll die That eines rohen, jähzornigen, mörderischen Knechts gegen das Recht der mecklenburgischen Junker beweisen? Und wie wenig entspricht der Gehalt der Reden

des Helden dem Pathos, mit dem er sie vorbringt, wie wenig der Gehalt seines Charakters den Ansprüchen, die er an unsere Theilnahme erhebt! Reuter's Element ist der heitere, beschauliche Humor. Dramatische Kraft, zumal tragische, ist kaum seine Sache, und auch wenn er sentimental wird, zumal in Versen, kommt er uns vor, (wir können die Ketzerei nicht verschweigen, verehrte Damen!) wie ein Fisch auf trockenem Lande. Die weichen Rührungen, das vor Freude, Liebe, Andacht Weinen will den norddeutschen Bauern einmal nicht zu Gesicht stehen. Diese Art trägt ihr Gefühl nicht zu Markte und ist in der Regel am kürzesten angebunden und äußerlich am ruhigsten, wo sie am tiefsten und wärmsten empfindet. Was unsern Reuter dagegen unwiderstehlich macht, das ist die sichere Behaglichkeit, mit welcher er dem Verlauf norddeutschen, ländlichen und kleinstädtischen Alltagslebens seine Eigenart absieht, der launige Scharfblick für deren Wunderlichkeiten und Schroffheiten, die warme Liebe, der Adel der Gesinnung, der tiefe Herzenszug zu Allem, was menschlich, männlich, gut in diesem Volkscharakter ist, und die Kunst, dies ganze, oft recht unscheinbare und der bestechenden Formenschönheit entbehrende Treiben in die Sphäre des Idealen, des rein Menschlichen zu erheben. Was ist das für ein Mann, der von den Marterjahren seiner unglücklichen Jünglingszeit, von den Kerkermeistern, die ihn quälten, den guten Seelen, die seine Tage erleichterten, den Kameraden, die sein Loos theilten, so zu erzählen versteht, der alle diesem Elend und diesen Versuchungen so gesund, so unverbittert entrann, wie der Verfasser des merkwürdigen, und wir können es mit Stolz sagen, ächt und wesentlich deutschen Buches „Ut mine

Festungstid!" — Ja, es war wirklich eine merkwürdige Art von „Hochverräthern" und „Königsmördern", an denen der Criminalrichter sein Avancement und seine Orden verdiente, „mit deren Fett der Wagen der Reaction zum Rücklauf geschmiert werden sollte." Die heitere, resignirte Ergebung, mit welcher Reuter (und zwar recht eigentlich als Wortführer der großen Mehrzahl) von jenen dunkeln Tagen spricht, hat Nichts von leichtsinnigem oder gefühllosem Phlegma an sich; es ist dabei entfernt nicht an aufgegebene Ueberzeugungen oder gebrochenen Muth zu denken, auch nicht an schwächliche Unfähigkeit zu tragischem Zorne. „Dörvör sollst du mir Red' stahn!" ruft Reuter, mitten aus der ruhig dahin gleitenden Erzählung, seinem längst verstorbenen Quäler Dambach ins Grab nach, als ihn die Erinnerung überkommt an die kalte, höhnische Grausamkeit, mit der jener einst Reuter's Vater abhielt, seinen Sohn im tiefsten Elende einen Augenblick zu sehen und zu trösten! — Nein, er hat das Gefühl nicht verloren, nicht für die Schmerzen, noch weniger für die Sache, um die er litt. Aber dieses Gefühl verblendet ihn nicht über die wirklichen Verhältnisse seines Thuns und seines Leidens, über die Unzulänglichkeit des einen und über die heilsame Frucht der Charakterreife und der Geduld, welche das andere auf dem Boden seiner reichen Natur groß ziehen sollte. Und so funkelt und blitzt mitten in die Kerkerscenen eine ächte, warme Lebensfreude hinein, wie sie auf den Jugenderinnerungen der beglücktesten Sterblichen nicht heiterer und wohlthuender glänzt. Wer könnte unbewegt jene Erzählung lesen von dem ersten Abendbrote in Glogau, der ersten, menschlichen Mahlzeit nach Jahren des Hungerns und Entbehrens! „Ich war fast über

mein eigenes Unglück gerührt. Denn ich war satt!" Und dann der Jubel, als der humane Oberst dem Gefangenen ein Paar gute, anständige Leuchter aufs Zimmer schickt. Ein Sprung ans Fenster, geöffnet: „Rut mit den Drahtlüchter!" so macht die erste Freude über jene symbolische Anerkennung des im „Hochverräther" nicht untergegangenen gebildeten Menschen sich Luft. Hierauf das Studium der lange, lange entbehrten Menschengesichter auf der Straße und gar beim ersten Spaziergange auf dem Walle. „Das war gar nicht „einmal nöthig, daß mir alle die hübschen Mädchen begeg„neten. Ich wäre mit Einer zufrieden gewesen, das heißt „am Arme!" — Und die „politische Unterhaltung" mit dem Wittenbergischen Primaner, der den „Demagogen" während des Transports von Glogau nach Magdeburg, Abends im Wirthshause zur Punschbowle ladet, und mit Stolz von seinen Beziehungen zu den Burschenschaftern erzählt. Reuter warnt ihn. „Aber hei wüßt' dat bäter. De Jungen weten dat immer am besten." — Und dann jener Commerce bei dem Gefangenwärter in Magdeburg, wo der Platzmajor ihnen gerade in „Freiheit, die ich meine", hineinplatzt. Und gar das „fortificirte Liebesleben" der Herren Demagogen in Graudenz, die Schicksale der jungen, von Copernicus und dem „Captähn" „schief gestandenen" Linde, des „Captähns" resignirender Edelmuth, die Milchkur, das Cardinal- und Kirschen-Frühstück, die transparenten Hochzeitsengel mit schwarz-roth-gelb bequasteter Postillons-Trompete und Schnurrbärten; später die Empfindungen im ersten Walde, durch den die Heimfahrt nach Dömitz führt, und endlich der Rausch des ersten Freiheitsgrußes! — Wir haben in den vierziger Jahren Gelegenheit gehabt, in unsern Studentengesellschaften an

Reuter's Schicksalsgenossen einige Studien zu machen. Sie waren gewiß nicht die Schlechtesten oder Schwächsten. Man muß sie aber gesehen haben, wie sie, oft krank, geknickt, oder doch dem fortgeschrittenen Leben mehr oder weniger entfremdet in unsere Reihen traten, um die Natur zu würdigen, die durch solche Erfahrungen nur zur Reife geführt wurde.

Die vielleicht vollkommenste dichterische Frucht dieser Reife ist dann für uns die reizende Erzählung „Ut de Franzosentid" (1860). Sie führt uns, wie die Mehrzahl der vaterländischen Romane aus den funfziger und dem Anfange der sechsziger Jahre, wie die oben betrachteten Werke von Wilibald Alexis, König, Edmund Höfer, Struensee, Philipp Galen, in die schweren Geburtsjahre des heutigen, vom nationalen Gedanken getragenen Deutschlands zurück. Es ist im Winter 1812. Schon schleichen Gerüchte vom Unglücke des Kaisers, von der Katastrophe von Moskau umher, die Herzen rühren sich, die Hoffnung der Befreiung erwacht in den Bessern. Auch im Städtchen Stavenhagen fängt es an zu rumoren. Onkel Herse vor Allen denkt die welthistorische Stunde nicht zu versäumen; sein Plan zur Umzingelung und Vernichtung Napoleons ist so gut als fertig, und es handelt sich nur noch um die Kleinigkeit, ihn nach Berlin zu schicken, zur Annahme zu bringen und dann schleunigst auszuführen. Einstweilen aber steht leider der Feind noch im Lande, um so hungriger, gieriger und gereizter, je knapper seine Tage gezählt sind. Und so leitet denn jene kunstreich verschlungene Verkettung ernster und heiterer Begebenheiten, willkürlicher und unwillkürlicher Heldenthaten und wunderlicher Zufälle sich ein, durch die es

dem Dichter gelingt, den Zustand der Gemüther, die Lage der Verhältnisse kurz vor der Katastrophe uns so anschaulich zu machen, als ständen wir mitten darin, und uns gleichzeitig eine Anzahl ächt poetischer und ächt realistischer Gestalten vorzuführen, die uns während des Lesens lieb werden wie alte Bekannte, und die wir nie wieder vergessen. Vaterlandsliebe ohne Verbitterung gegen den Feind, warme Ehrfurcht vor dem Großen und Erhabenen in der Geschichte, ohne Illusion über das meist sehr wenig ideale irdische Gemenge, in dem es den Zeitgenossen entgegen zu treten pflegt, ein ächt nationaler, aber zu freier Humanität gereifter Sinn, das ist der Geist, der das Ganze durchweht: ein wahres Musterbeispiel, wie die Leidenschaften und Stimmungen der Völker, die ganze schwere Noth der Zeit, einmal überwunden, in der Seele des ächten Dichters sich spiegelt. Daß das Spiegelbild hier nur klein ist, hat weder seiner Klarheit, noch seiner Vollständigkeit geschadet.

Und in größerem Rahmen hat dann Reuter sein Hauptwerk gegeben, auf der Höhe des Lebens, als ein Mann in den funfziger Jahren, in denen die Lyriker (zum Glück!) meistens längst ausgesungen haben. „Ut mine Stromtid" entwirft ein Rundgemälde norddeutscher, ländlicher und kleinstädtischer Zustände, kurz vor 1848 und während des tollen Jahres, in vollkommener Natürlichkeit und Einfachheit, gegenständlich, greifbar, und doch durchaus ideal, von dem Schimmer ächtesten Humors beleuchtet, wie eine freundlich bescheidene norddeutsche Landschaft in dem sanften, klaren Lichte eines heitern Herbsttages. Die Reuter'sche Gesellschaft ist vollständig beisammen: der ächte Landedelmann und der thörichte, ausgeartete Junker, der wohlgenährte bürger-

liche Emporkömmling gemeiner Sorte, der brave, zuverlässige jüdische Geschäftsmann und sein ihm aus der Zucht wachsender, moderner Halsabschneiderei bedenklich zuneigender Sohn, der rabulistische Advocat, biedere rationalistische Pastoren alten, und „petistische“, gläubige Theologen neuesten Stils, der redliche, gediegene Landwirth Habermann und der stutzerhafte „Oekonomiker“ Fritz Triddelfitz, vom politischen Fieber ergriffene Kleinstädter und Tagelöhner, wie das Jahr 1848 sie erzog, die ganze Schattirung der ländlichen Damenwelt, vom altadligen Fräulein und der liebenswürdigen, gebildeten Pastors- oder Pachter-Frau bis zu Pomuchelkopps Hausdrachen und den mehr oder weniger unglücklichen Gouvernanten der Nüßler'schen Kinder; endlich, der Spiritus familiaris dieser kleinen Welt, die Unruhe an der Uhr dieses Romans, und Fritz Reuter's eigenste, klassische Gestalt, der unsterbliche Bräsig, immer er selbst und nur sich gleich, ob er bei Frau Nüßler, seiner alten Liebe, „nach dem Rechte sieht“, oder seinen Freund Habermann bei Herrn v. Rambow so einführt, wie es einem höflichen und gebildeten Manne geziemt, ob er „die Wasserkunst“ über sich ergehen läßt, oder in Rahnstädt Klubreden hält, ob er, zur Höhe seiner ganzen, ächten Manneskraft sich erhebend, den unglücklichen v. Rambow errettet, oder endlich, da sein Stündlein gekommen, lächelnd entschlummert mit der im Leben so oft wiederholten Bemerkung, daß er „dem Habermann im deutschen Stil denn doch immer über war.“ — Bräsig wird nicht nur vom Dichter mit ächtem Humor geschildert, sondern er ist selbst bewußter Humorist ersten Ranges, wie nur Shakespeare's beste Gestalten. Er kennt sich selbst vollkommen, auch in seinen Wunderlichkeiten und seinen

Schwächen, aber er darf dabei an sich und selbst an jenen seine unbefangene Freude haben, in der festen Burg seines sittlichen Bewußtseins, seines Verstandes und seiner Herzensgüte. Hie und da klingt in der Dichtung ein sonst nicht eben in Reuter's frischer, entschlossener Art liegender elegischer Zug an. In der kleinen, bunten Welt der auftretenden Personen nimmt sich das junge heranwachsende Geschlecht im Ganzen ziemlich schwach aus neben den Alten, an deren Stelle es tritt. Der „Petist“, obwohl immerhin noch von einer unschädlichen Art seiner weit verbreiteten Gattung, kann doch den braven Pastor Behrends, den Mann des herzerfreuenden, praktischen Christenthums, an dessen Stelle er tritt, nimmer ersetzen. Der junge Axel v. Rambow, in seinem junkerlichen Dünkel und seiner unpraktischen Halbwisserei, seinem Uebermuth und seiner Verzagtheit, bildet ein trauriges Gegenstück zu seinem trefflichen, ächt edelmännisch-vornehmen Vater. Auch jung David wird trotz seiner modernen Kleidung und Bildung den Geschäftsfreunden der Firma den alten, prächtigen Moses lange nicht ersetzen. Aber diese Schatten sollen und können den Gesammtcharakter des hier aufgerollten Sittengemäldes nicht verdüstern, und auch Habermanns ernste Schicksale nicht. Es weht ein Geist des Vertrauens, der Liebe, der Versöhnung, der Mäßigung durch das Ganze, der, ohne Schönfärberei, auch den Eindruck des an sich Häßlichen mildert und uns keinen Augenblick darüber zweifelhaft läßt, daß wir es mit dem vollberechtigten, dichterischen Wortführer eines, zwar weder fehlerfreien noch reifen, sondern gar sehr des Fortschrittes bedürftigen, aber kerngesunden und des Fortschrittes in alle Wege sichern Geschlechtes zu thun haben. — Gustav Freytag

und Fritz Reuter sind die Krone unserer zeitgenössischen, realistischen Dichtung. Lassen wir es als eine gute Vorbedeutung gelten, daß sie Beide, in voller Kenntniß zwar der Schattenseiten unserer Zustände und unsers Charakters, und der Darstellung derselben vollkommen gewachsen, dennoch in denselben nicht selbstquälerisch herumwühlen: daß nicht Anklage, Verzagtheit, Zorn ihr Pathos ist, sondern Hoffnung, Liebe, Vertrauen, Freude am Dasein.

Dritte Vorlesung.

Sonstige Versuche und Schattirungen objectiv-realistischer Darstellung deutschen Lebens.

(Komische und humoristische Romane (Holtei, Hackländer, Zeising). — Die Dorfgeschichte nach 1848 (Auerbach, Joseph Rank, Melchior Meyr). — Komperts Judenromane. — Der deutsch-amerikanische Abenteuer-Roman (Gerstäcker, Armand).

Wir haben in der ersten dieser Darstellungen darauf hingewiesen, daß es die Läuterung und Vertiefung des nationalen Gedankens und des historisch-politischen Bewußtseins in erster Linie gewesen ist, welche in den Erfolgen und Bestrebungen des deutschen Romans seit den Erschütterungen von 1848 bis zu den Katastrophen der jüngsten Vergangenheit sich spiegelt: eine nicht mißzuverstehende Belehrung für die Kleingläubigen, welche jeden Fieberschauer unserer politischen Kinderkrankheiten als eine bedenkliche Krisis aufzufassen geneigt sind. Demnächst wendete sich unsere Aufmerksamkeit jener Richtung auf eine liebevolle, unbefangene Auffassung und Darstellung deutschen Volks- und Bürgerlebens zu, in welcher die Dichtung der funfziger Jahre nach den eben überstandenen Aufregungen und Enttäuschungen naturgemäß Ruhe und Sammlung suchte und fand. Die Epoche machenden Erfolge Gustav Freytag's

und Fritz Reuter's setzten dieser Zeitstimmung unvergängliche dichterische Denkmale. Das erschütterte Selbstbewußtsein des deutschen Mittelstandes richtete sich an diesen Vorstellungen deutschen Gemüthes und deutscher, ruhig und bescheiden strebender, aber unverwüstlicher Kraft mächtig auf. Beide Dichter haben wenig oder gar nicht „Schule gemacht." Aber zahlreiche Versuche, die „Naturgeschichte unseres Volkes" in erzählender Dichtung zu illustriren, haben kurz vor und nach ihnen mit mehr oder weniger Erfolg ähnlichen Aufgaben sich zugewandt und auf ihre Weise für jenen Zug zur Wirklichkeit, jene Hingabe an das Thatsächliche Zeugniß abgelegt, der in erster Linie, neben dem national-politischen Pathos, die Gegenwart kennzeichnet. Daß dabei nicht von jenem „Realismus" die Rede ist, der ohne sittliches und ästhetisches Urtheil, ohne Auswahl und künstlerische Gruppirung einfach die Thatsachen abschreibt und auf zweideutige, stoffliche Wirkungen speculirt, bedarf hier, wo vom Dichter die Rede ist, kaum der Bemerkung. Auch der realistische Dichter bleibt eben Poet, Schöpfer. Er malt nicht, was das Leben in buntem Gemenge zufällig vorführt, sondern was ihm wesentlich, zusammengehörig, des Malens würdig erscheint. Gilt das schon von den naivsten Dichtern naiver, reflexionsloser Zeitalter, wie viel mehr von den Söhnen einer, aus den Ablagerungen der Jahrtausende aufgebauten Culturwelt. Wir mögen uns stellen wie wir wollen. Der Streit zwischen Ideal und Leben, zwischen Sollen und Wollen, zwischen Mögen und Können läßt uns auch in den Pausen der Ruhe, der Einkehr, des unbefangenen Betrachtens und Genießens nie völlig los: und wie er, bei günstigstem Verhältnisse geistiger und gemüthlicher

Gesundheit und schöpferischer Kraft die Meisterwerke des ächten Humors entstehen läßt, so spiegelt er sich in den mannigfachen, bunten Nuancen der komischen Darstellung, sobald der Schwerpunct auf die Seite des Verstandes und der Beobachtung hinübergeht. Freiheit des Gemüthes, Freude am Dasein quand même ist die Lebensluft, in der diese gedeiht; harmlose Befriedigung des intelligenten Selbstbewußtseins auf negativem Wege, durch überraschende, aber das ernste Gebiet des Willens und der Empfindung nur streifende Aufdeckung der Unvollkommenheiten und Widersprüche alles Geschaffenen, ist das Geheimniß ihrer unwiderstehlichen Wirkung. Wie diese in allen Zeiten und auf allen Bildungsstufen sich erprobt hat, so durfte sie den ebenso widerspruchsvollen, unfertigen, als reichen und mannigfaltigen Lebensformen dieser unserer Uebergangsperiode am wenigsten fehlen, sobald der heftigste, leidenschaftlichste Zusammenstoß der Gegensätze einmal vorüber war. Wir haben in den funfziger Jahren eine Literatur von Witzblättern erlebt, der unsere gesammte Geistes- und Sittengeschichte, vielleicht die bewegtesten Jahrzehnte des sechszehnten Jahrhunderts ausgenommen, nichts Aehnliches entgegen zu setzen hat. Kladderadatsch zumal ist eine literar- und culturhistorische Thatsache ersten Ranges und giebt, mit den Münchener Fliegenden Blättern, eine kostbare Gallerie nord- und süddeutscher Stimmungsbilder aus den funfziger und sechsziger Jahren. In der Form der Skizze, des Feuilletons hat eine heitere Selbstkritik mit nicht minderer Wirkung unsere Entwickelung begleitet. Ernst Kossak's saubere „Federzeichnungen“ haben die harmlosen Schwächen und Wunderlichkeiten des zeitgenössischen, norddeutschen, zumal

Berliner Alltagslebens in einer Reihe von Darstellungen abgebildet, die einzeln durch ihre richtigen Umrisse, ihre geistreiche Gruppirung und ihre unerbittliche Aufrichtigkeit anziehen und überraschen, die aber, in größern Massen genossen, doch wohl schärfer auf die Nerven wirken, als eine gesunde, der Freude am Leben und dem Vertrauen auf die Menschen noch nicht verschlossene Natur es gerne erträgt. Für Kossak (selbstverständlich den Federzeichner, nicht den Privatmann, den wir nicht kennen) ist jeder noch nicht eingeführte Besucher ein zudringlicher Geck oder ein Bettler, jeder Reisegefährte ein überlästiges Anhängsel; der Gastfreund ladet seine Gäste, um sie auszubeuten oder mit ihnen zu prahlen; die Gäste verhöhnen den Wirth, an dessen Tische es ihnen wohlschmeckt; die Gesellschaft setzt sich in der Hauptsache aus Foppenden und Gefoppten, Ausbeutenden und Ausgebeuteten zusammen; Eitelkeit und Habsucht sind die Federn, welche das große Uhrwerk bewegen, diesen „Markt der Eitelkeit", auf welchem der von der ganzen Bagage sichtlich gelangweilte Beobachter seine Studien macht. Die Kritik ist oft schlagend, überraschend fein, die Form der Darstellung durchweg von correcter, oft wahrhaft vornehmer Eleganz: aber es weht eine feine, schneidende Zugluft durch diese Reviere, man knöpft sich unwillkürlich, dem Beispiele des Autors folgend, bis an den Hals zu und zieht die Mütze über die Ohren. Kaum daß hie und da ein freundlich aufblitzender Strahl jenes warmen Liebes-Sonnenscheins durchbricht, in welchem die Blumen der Dichtung Freytag's und Reuter's erblühen. — Harmloser und durch ausgiebiges entschlossenes Erzählertalent nicht selten recht ansprechend, sind die komischen Sittenschilderungen Hackländer's und

Holtei's. Beide haben vor der großen Mehrzahl unserer Romanschreiber den nicht geringen Vortheil voraus, daß sie nicht ausschließlich in der Studierstube, sondern unter bunten, wechselnden, meist heitern Lebenserfahrungen, im Comptoir, auf dem Exercierplatze, resp. hinter den Coulissen und auf weiten Reisen, in mannigfaltiger Berührung mit Großen und Kleinen ihre Lehrzeit durchmachten. Friedrich Wilhelm Hackländer, „der deutsche Dickens", wenn man seinen Verehrern glaubt, 1816 zu Burscheid bei Aachen geboren, empfing seine ersten Lebenseindrücke als Commis (in Elberfeld) und als „Avantageur" in der preußischen Artillerie. Die strenge Subordination und die Eintönigkeit des Friedensdienstes in der Kaserne, auf dem Exercierplatz und, wenn wir seinen lustigen Geständnissen glauben dürfen, auch recht oft im Arrestlocale und im Lazareth, führten seinen Ehrgeiz bald auf zeitgemäße Dimensionen zurück. Er schnallte den Säbel ab und ergriff wieder die Elle, die er bald mit der Feder des freien Literaten vertauschte. Die „Soldatenbilder im Frieden" 1841 und die daran sich schließenden „Wachtstubenabenteuer", harmlos-neckische Darstellungen aus dem Bereiche militärischer Friedens-Pedanterie, in ihren Conflicten mit dem Lebensübermuthe der soldatischen Jugend, machten seinen Namen in weiten Kreisen bekannt. Sie kamen der gegen den militärischen Kastengeist gereizten liberalen Zeitstimmung entgegen, ohne doch durch tendenziöse Bitterkeit zu verletzen. Noch nicht so bitterfeindlich, wie nach den Katastrophen von 1849 und 1850, aber doch schon recht entfremdet, standen sich nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms IV. die stehende Armee und der erwerbende und genießende Mittelstand, „die Gebildeten", in Preußen und

in den preußisch beeinflußten norddeutschen Staaten gegenüber. Was man in bürgerlichen Kreisen im Stillen sich erzählte von militärischer Pedanterie, militärischem Uebermuth, militärischer Härte, von der langweiligen Oede dieses ganzen „glänzenden Elendes“, das fand nur zu sehr seine Bestätigung in diesen Erzählungen, in denen willkürliche und harte Strafen, Quälereien im Dienst, unfreundliche Behandlung des nicht durch Reichthum oder Geburt empfohlenen Untergebenen doch einen recht düstern Hintergrund bilden, auf dem die allerdings ungebrochene, übermüthige Lebenslust des jungen Volkes, der „Avancirten“ nur noch einen zweifelhaften Effect macht, um so mehr, als der Erzähler sich von tendenziös-verbitterter Satire durchaus fern hält und die Herzensgüte und Tüchtigkeit manches äußerlich barschen Officiers, sowie die harmlose Biederkeit des „gemeinen Mannes“ gern und warm anerkennt. — Eine, in Begleitung des württembergischen Oberstallmeisters v. Taubenheim unternommene Reise in den Orient lieferte dem Dichter dann Anregung und Stoff für die „Daguerreotypen“ (1842), anschauliche Schilderungen orientalischen Lebens, und für die Mährchensammlung, „Pilgerreise nach Mekka.“ Die schon bis dahin gewonnene freie Umschau über die weite, bunte Oberfläche des zeitgenössischen Lebens wurde dann, seit dem Jahre 1843, welches dem Dichter die Ernennung zum Secretär des Kronprinzen von Württemberg brachte, durch mannigfaltige, unter günstigsten Verhältnissen unternommene Reisen mächtig ausgedehnt. Hackländer durfte seinen Herrn und Beschützer nach Italien, Sicilien, Norddeutschland, Belgien, Rußland begleiten. Den Katastrophen von 1849 wohnte er als bestplacirter Zuschauer bei, als

Gastfreund der Sieger, im Hauptquartier Radetzky's und des Prinzen von Preußen. Er gewann ihnen die „Soldatenbilder im Kriege" ab (1849). Im Jahre 1854 studierte er Spanien an Ort und Stelle; 1859 gewährte die Ernennung zum Aufseher der Königlich Württembergischen Bauten und Gärten einen neuen, an ästhetischen Anregungen reichen Wirkungskreis. Die italienischen Kriegsereignisse desselben Jahres war ihm im österreichischen Hauptquartier als Gast des Kaisers, der ihn später zum Ritter ernannte, zu beobachten vergönnt, und seit dem Tode des Königs von Württemberg folgte allen diesen Gaben des Glücks noch die beste, nämlich unabhängige Muße bei voller, frischer Kraft und auf der Höhe reicher Erfahrung. Die Früchte dieser so ungewöhnlich freundlichen Lebensfügungen und eines rührigen, leicht arbeitenden Talents liegen nun in einer langen Reihe erzählender Dichtungen (um von den Dramen hier nicht zu sprechen) vor uns. Sie haben mit vollem Rechte einen Ehrenplatz in der Unterhaltungsliteratur unserer Zeit und eine reelle Bedeutung für unsere Sittengeschichte erworben, soweit sie auf dem heimischen Gebiete Hackländer's, dem der heitern, launigen Genremalerei sich halten, welche das Treiben auf der Oberfläche einer bunt bewegten Zeit ohne allzutiefe gemüthliche oder gedankliche Erregung, in behaglicher, auf persönliches Wohlsein gegründeter Stimmung verfolgt, und mit leichter, sicherer Hand in anmuthiger Gruppirung zu fesseln weiß. Die humoristischen Erzählungen (1847), Handel und Wandel (1850) und die „namenlosen Geschichten" (1851) sind, neben den schon erwähnten Darstellungen militärischen Lebens und Treibens, für uns in diesem Sinne das Beste, was Hackländer geleistet hat. Dann

hat er sich bekanntlich dem großen socialen Roman zugewandt und zwar im „Europäischen Sklavenleben“ (1854) mit entschiedenstem Glück. Das harte Schicksal des nicht von Hause aus mit Glücksgütern gesegneten oder durch besonders lucrative Talente begünstigten Mittelstandes, der „Proletarier im Frack“, auf denen in dieser Zeit der allmächtigen, entfesselten Geldwirthschaft die Wucht des socialen Gebäudes verhältnißmäßig gewiß am härtesten lastet, hat hier einen beredten Anwalt und einen ganz vortrefflichen Darsteller gefunden. Wir haben uns so ziemlich daran gewöhnt, in der Lösung der „Arbeiterfrage“ das eigentliche, wo nicht das einzige sociale Problem der Zukunft zu sehen. Unsere Tagesblätter sind voll von Berichten über „Strikes“, über Arbeitervereine und Versammlungen, über Gesetze zu Gunsten der Handarbeiter und über ernstliche Bemühungen der Fabrikanten, deren Schicksal zu bessern. Wer aber kümmert sich um das Schicksal jener ungeheuern Anzahl von „gebildeten“ Arbeitern und Beamten aller Art, welchen die unerbittliche Sitte tausend Anstandspflichten auflegt, welche ihre Kinder „liberal“ erziehen sollen, an welche die Gesellschaft der Besitzenden die höchsten geistigen und sittlichen Ansprüche stellt, denen sie ihre wichtigsten Interessen anvertraut und — anvertrauen muß, während der rapid fallende Geldwerth dieselben zu der Rolle darbender Zuschauer bei dem großen Festgelage des „industriellen Jahrhunderts“ verurtheilt, und ihnen auf jedem Schritte Entsagung in der härtesten Form auferlegt, nämlich Entsagung bei vollem Verständnisse des Werthes der entbehrten Güter. Es wird gründlicher Modification unserer Sitten, Beseitigung vieler falschen Anstandsbegriffe, und insonderheit Ein-

setzung der ehrlichen, auf Erwerb gerichteten Arbeit in ihre socialen Rechte, nicht durch das Gesetz, sondern durch die Gesellschaft bedürfen, ehe hier geholfen werden kann, und die dem Leben so nahe stehende erzählende Dichtung bewegt sich gewiß in berechtigten Bahnen, wenn sie der Beleuchtung dieses so wichtigen socialen Gebietes sich zuwendet. Es wird später ausführlicher davon zu sprechen sein. Was Hackländer angeht, so sind wir übrigens der Aufrichtigkeit das offene Geständniß schuldig, daß die neuere und neueste Periode seiner Entwickelung sich, soweit wir die Sache verstehen, nicht in aufsteigender Linie bewegt. Seine rasch auf einander gefolgten großen Romane (Der neue Don Quixote 1858, Tag und Nacht 1860, Wechsel des Lebens 1861, Die dunkle Stunde 1863, Fürst und Cavalier 1865, Künstlerroman ꝛc.) scheinen auf ernste, literarische Geltung immer mehr zu verzichten und jener bequemen Methode zu folgen, welche durch lose an einander gereihte Abenteuer, Liebesscenen von mehr oder weniger pikantem Beigeschmack, spaßige Genrebildchen, Landschaftsschilderungen, ohne Einheit der Handlung und ohne logische, tiefer angelegte Charakteristik, das Unterhaltungsbedürfniß der Liebhaber „leichter Lectüre" zu befriedigen weiß. Selbst die ihrer Zeit viel besprochene und ziemlich anspruchsvoll auftretende „Dunkle Stunde" macht davon keine Ausnahme. Die recht lebhaften italienischen Landschaftsschilderungen und einige gute Lieutenants- und Coulissen-Geschichten (das Lieblingsthema der Hackländer'schen komischen Muse) sind das Beste. Im Uebrigen ist auf ernst theilnehmende und der Handlung und Charakterschilderung von Band zu Band mit Aufmerksamkeit und Nachdenken folgende Leser wohl kaum gerechnet.

Nicht viel mehr Gutes wird eine nicht auf der Oberfläche verweilende Beurtheilung den; durchweg den hier vorliegenden Jahrzehnten angehörigen Romanen des sonst so liebenswürdigen und vielfach verdienten Holtei nachrühmen dürfen. — Karl von Holtei, 1797 in Breslau geboren, war längst als Verfasser von Liederspielen und heroisch-sentimentalen Rührstücken Liebling weiter Kreise, er hatte als virtuosester Nachahmer Tiecks in der Kunst des dramatischen Vorlesens reiche Lorbeeren gesammelt, als er 1852 mit seinen „Vagabunden" das Gebiet der erzählenden Dichtung betrat. Ein neugieriger und wohlwollender Leserkreis konnte dem Dichter der „Wiener in Berlin", der „Lenore", des „alten Feldherrn", dem Verfasser von „Lorbeerbaum und Bettelstab" und von „Shakespeare in der Heimath", dem vielgereisten und mit aller Welt, zumal mit allen Geheimnissen der Coulissen wohlvertrauten Virtuosen gerade bei diesem Stoffe und in jenem Zeitpuncte nicht fehlen. Es ist nicht Jedermanns Sache, sich durch große Zeitfragen, mag die Entscheidung so oder so fallen, dauernd „den Humor verderben" zu lassen. Weite Kreise, welche die Bewegung von 1848 mit dem Reiz der Neuheit und der Ueberraschung gefaßt hatte, fühlten sich sehr bald müde und übersättigt, als die Fehlschläge begannen und die Schwierigkeiten und Gefahren der jubelnd aufgestellten Probleme sich fühlbar machten. Es fehlte nicht an Massen von „Gemäßigten", die unmittelbar nach der Katastrophe von Olmütz des Haders und Lärms um ihnen im Grunde so fern liegende Dinge, wie politische Freiheit und nationale Größe, gründlich überdrüssig waren, und sich nach einem harmlosen Zeitvertreib sehnten, wie der Hirsch nach frischem Wasser. Was konnten

diese sich Besseres wünschen, als lustige Vagabundengeschichten, erzählt von einem lustigen und vielgeprüften Odysseus, der mancher Circe, mancher Kalypso in die Augen gesehen, zwischen mancher Scylla und Charybdis hindurch gesteuert war, einem ruhmgekrönten Veteranen jener alten, guten Tage, in denen der gebildete, wohldenkende Deutsche noch den lieben Gott und den gnädigen König für Alle sorgen ließ, und sich durch Staatsgespräche nicht den Appetit verdarb? Solchen Anforderungen entsprach denn auch das Buch. Es führte in eine lustige, oder doch der Lustigkeit nachjagende Welt. Der Held des Romans, ein bildhübsches Kind der Liebe und der Natur, läuft mit seiner Fiedel bewaffnet als sechszehnjähriger Dorfjunge seiner Großmutter davon, um die Welt zu sehen und zu erobern. Er wird der Reihe nach Menageriewärter, Kunstreiter, Wachsfiguren-Erklärer, Spieler und Schwindler von Profession, dann Kameel- und Bärenführer, Abrichter trommelnder Hasen, Tanzmeister. Alle hübschen Frauenzimmer verlieben sich selbstverständlich in ihn und machen ihm die betreffenden Anträge, von den Männern setzt es dagegen Anfeindungen und Hiebe, und auch mit dem „mehr Credit als Geld“ des alten Liedes behält es seine Richtigkeit, bis schließlich das Schicksal und der Poet sich erbarmen und den viel Geprüften zum reichen Gutsbesitzer und soliden, glücklichen Ehemann befördern. Das Beste in der langen, bunten Gallerie sind die wohl immer treuen und natürlichen, auch hie und da spaßhaften und launigen, aber keineswegs immer reinlichen oder gar poetischen Schilderungen aus jenen Regionen der „Künstlerwelt“, welche dem Buche den Titel gegeben haben. Der Verfasser nimmt für sie das Verdienst der thatsächlichen Wahrheit in An-

spruch. Unschön genug sind sie dafür, doch fehlt es hie und da nicht an grotesk heitern Effecten. Das Prachtstück der ganzen Sammlung von Originalen ist der Riese Schkramperl, glücklicher Gatte einer unbezahlbaren, lucrativen Frau ohne Arme, und Vater eines gleich werthvollen Kindes mit zwei Köpfen, sowie Besitzer einer Zwergfamilie, mit der er den Effect des Contrastes für sich ausbeutet. Auch ein Künstler. Die vagabundenhaft-übermüthige Laune steht dem Verfasser wohl an, denn sie ist ihm natürlich und versöhnt für manches Unschöne durch ihre aufrichtig heitere Selbstironie. Wehe aber dem an süßen Brei nicht ganz besonders gewöhnten Leser, wenn Holtei es für nöthig hält, sentimental, moralisch und tragisch zu werden, wie z. B. im „Schneider", der 1854 einen ganz hübschen Erfolg in gewissen Leserkreisen erzielte. Das Buch ist ein wahres Monstrum von Geschmacklosigkeit, und könnte mit Herrn Schkramperl's zweiköpfigem Wunderkinde wetteifern. Das Erdgeschoß dieses babylonischen Thurmes wird durch drei Handwerksbursche eingenommen, Jugendkameraden, Zöglinge desselben Waisenhauses, dann freiwillige Jäger, die sich, aus dem Kriege zurückgekehrt, vor den Augen des Lesers zu Taugenichtsen von verschiedener Sorte ausbilden. Der Eine wird ein Spieler, der Zweite ein Mädchenjäger, der Dritte ein Säufer. Erst in des letzterem Sohne, am Ende des ersten Bandes, kommt der Held des Romans, wieder der bewußte, bildschöne, unwiderstehliche Vagabund zur Welt. Der Junge wird als Gesellschafter eines jungen Grafen unterrichtet, entwickelt sich dann zu einem gebildeten, sentimentalen und tugendhaften Muster von Schneidergesellen, erlebt auf der Wanderschaft als Theaterschneider allerlei Aben-

teuer, in denen Küsse von Primadonnen und Soubretten und Prügel von deren Liebhabern wieder die Hauptrolle spielen, und das Ende ist dann nach allerlei an den Haaren herbeigezogenem Graus und Schrecken das herkömmliche, obligate Romanhelden-Glück. Es fehlt übrigens nicht an guten Genrebildchen aus dem Künstler- und Handwerkerleben (darin ist Holtei ganz wie Hackländer zu Hause); die der Dichtung, wie allen Romanen Holtei's, zum Grunde liegende Lebensauffassung ist die des heitern, gutmüthigen Welt- und Lebemannes, der die Oberfläche der Dinge gesehen hat und sie ganz anschaulich beschreiben kann, dem hie und da ein guter Scherz gelingt (zur Satire ist Holtei zu gutmüthig, zu heiter und auch wohl zu oberflächlich), der seine Art zu sehen und zu empfinden in der geistigen Atmosphäre der zwanziger und dreißiger Jahre gebildet hat, nur private Interessen und Empfindungen kennt und statuirt, und in dieser Stimmung andern, größern Verhältnissen gegenüber tritt, harmlos, ohne Groll, denn er weiß sich seines Erfolges bei dem großen Nachtrab der Zeit und bei den Massen der Müden und nach Ruhe und Zerstreuung Ausschauenden sicher genug, ohne Kenntniß der Tiefen des Lebens, ihrer Kräfte und ihrer Geister, ohne Enthusiasmus, nicht ohne Eleganz und scherzhafte Laune, aber selbstverständlich ohne eine Spur von dem, was wir ächten Humor nennen.

Wie wenig es der doch starken und scharfen politisch-socialen Strömung unserer Tage bis jetzt überhaupt schon gelungen ist, in alle Winkel unsers vielgestaltigen nationalen Hauswesens zu dringen, das zeigt u. a. ein Blick auf die noch immer Anklang findenden und gute Talente beschäftigenden Nachzügler des beschaulichen romantisirenden Künstler-

romans. Da liegt z. B. des begabten Zeising „Reise nach dem Lorbeerkranze“ vor uns. Mit welcher Liebe und Sorgfalt wird in diesen Blättern die alte, wohlbekannte Gestalt des Jean Paul'schen, bescheidenen, unbeholfenen, in sich und seine Traumwelt versenkten, aber innerlich aller Seeligkeit und Genialität vollen Phantasie- und Gemüthsmenschen, des Muster-Deutschen der alten staats- und volkslosen Zeit, aus dem Eckchen hervorgeholt, neu aufgeputzt, und den frivolen Blicken unsers abgehärteten, realistischen Geschlechts preisgegeben! Man stelle sich ein modernes deutsches Musik-Genie, einen Zeitgenossen Meyerbeer's und Wagner's vor, der früh als Wunderkind mit Glanz debütirte, dann, zum Jüngling gereift, durch den strengen, schroffen Tadel eines Meisters von alt-classischer Schule nicht nur bescheiden, sondern verzagt, überschüchtern wird, in aller Stille von vorne anfängt, in tiefem Mißtrauen gegen die eigene Kraft jedem Gedanken an Ruhm und Oeffentlichkeit entsagt, und nur noch in dem Allerheiligsten seiner traumseeligen Kunstbegeisterung lebt! Nur durch List gelingt es dem alten, überstrengen Cantor, dessen Urtheil er sich beugte, seinen zu gehorsamen Schüler während des Gottesdienstes an die Orgel einer kleinen Residenzstadt zu bringen. Der geniale Jüngling wird denn auch richtig Organist, verliebt sich selbverständlich in seines Meisters Tochter und wird dann von dem Alten auf „die Reise nach dem Lorbeerkranze“ ausgeschickt, um sich die Hand seiner Angebeteten zu verdienen. Er träumt und taumelt in der Gesellschaft umher, ergreift im ersten Concerte vor versammeltem Publikum das Hasenpanier, und zwar — aus Schreck und Beschämung über das für seine Bescheidenheit zu stark auf-

getragene Lob der Reclame. Ein deutscher Virtuos aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, der das Lob nicht ertragen kann! und noch dazu ein Gesinnungs- und Richtungsgenosse Richard Wagner's, wie wir ausdrücklich erfahren! Aber er leistet noch mehr. In zarter, urgermanischer Gewissenhaftigkeit übernimmt er bei der durch seine Hasenherzigkeit blamirten Primadonna die Rolle des reumüthigen, aufopfernden Ritters, und — zugleich die des keuschen Joseph, wird darüber von der bösen Welt natürlich verklatscht, auf den Schub gebracht, ausgetrieben, und kommt dann unversehens zu Lorbeerkranz, Braut und allem Zubehör, nur durch die rechtzeitige Unverschämtheit eines Industrieritters, der ihm seine Symphonie stahl und sie zur Preisbewerbung einreichte. Und wie gesagt, dieser träumerische Nachkömmling der Quintus Fixlein und Wust ist ein Prophet Wagner'scher Musiktheorieen! Und da wollen die Franzosen an uns gar verzagen, und wüthen, daß die Kritik und der große Graf v. Bismarck ihre alten, lieben, geduldigen, breitrückigen, philosophischen Nachbarn in eitel gottlose Spötter und ehrgeizige Händelsucher verwandelt habe! Lieber Gott! Es ist noch ein gutes Stück alten Sauerteigs im Troge vorhanden: Der Ritter vom Lorbeerkranze findet immer noch sein Publikum und steht mit nichten allein, wenn auch seine Vetterschaft nicht mehr die Masse bildet. Welche Aufnahme fand nicht noch im Jahre 1854 Gottfried Keller's „Grüner Heinrich“, nicht nur bei der Kritik, sondern auch bei einem Theile des Publikums! Wie wenig ist die stille Gemeinde seiner Gläubigen und Bewunderer auch heute schon ausgestorben, und welch ein Buch! welch ein Charakter, der des Helden! Welch ein Rückfall

in die wunderlichsten Wunderlichkeiten deutscher, traumseeliger Flucht vor dem Leben, die sich so gern mit dem schönen Namen tiefer Gemüthlichkeit schmückt, und die Selbstironie ihrer Ohnmacht so würdevoll in dem Zwielicht geheimnißvoller, höherer Weisheit in Scene setzt! — Wir denken dabei übrigens durchaus nicht an die persönlichen, theoretischen Ueberzeugungen des Verfassers, so weit der Roman sie als Episoden entwickelt, sondern an die in der Handlung und den Charakteren desselben sich abbildenden Stimmungen und Instincte. Das ganze Buch trägt recht eigentlich den Stempel der tief erschütterten, zwischen Altem und Neuem fieberhaft schwankenden Zeit, in der es geschaffen wurde. (Es wurde 1847 begonnen und, wie bemerkt, 1854 veröffentlicht.) Keller, der Theoretiker, ist durchaus ein Vertreter humaner Freiheit und einer organischen, von Autoritätsherrschaft und gesetzloser Willkür gleich fernen Weltordnung. Die Lehre vom freien Willen, welche er für seinen Helden zurecht macht, windet sich geschickt genug zwischen den Fußangeln des Materialismus und den Abgründen mystischer Axiome hindurch und streift beinahe an Darwinsche Ansichten: Der Wille ist ihm allerdings ein Ergebniß von dem Zusammenwirken verschiedenster, zum Theil nachweisbar materieller Kräfte; Abstammung, Nahrung, Lebensweise wirken auf ihn ein, wie Dünger, Regen, Sonnenschein auf die Pflanze. Dann aber, einmal erzeugt, ist er etwas Vorhandenes, ein Ding für sich, und wirkt innerhalb seines Kraftgebietes, selbstständig und bestimmend fort. Der Zeitbewegung gegenüber, auch der augenblicklich rückläufigen, unter der das Buch erschien, hält sich der Verfasser auf der hoffnungsstarken Höhe der Hegel'schen Geschichtsauffassung.

„Es giebt in der Geschichte nur eine Bewegung, die des Fortschrittes. Nichts Untergegangenes ist zurückzuwünschen, denn, wenn es vollkommen gewesen wäre, wäre es nicht untergegangen, und was wirklich gut daran war, lebt unter allen Umständen fort.“ Selbst der Jesuitismus (für den freisinnigen Schweizer die zunächst drohende Gefahr) sei Nichts, „als die Anziehung und Beschäftigung aller unnützen und eiteln Köpfe (?), welche zur Ausübung ihres Unsinns einer colossalen Methode bedürfen.“ Das sei sein innerstes Geheimniß. Keller verwirft den Köhlerglauben, „daß eine „Armee solcher methodischen Hans-Narren (utinam!) eine „höhere positive Welt bauen und sichern werden, die einen „eigenen Geist und einen eigenen Leib habe.“ Gegen die, damals auf der Oberfläche der Dinge allmächtige, Reaction predigt der Dichter nicht Haß, sondern Reinigung und Förderung unserer selbst. Wer stimmte da nicht gern ein? Aber welch ein Bild deutschen Empfindens, Denkens und Handelns entrollt uns dann der Verkünder dieser trefflichen Lehren, und zwar durchaus ohne erkennbare ironische Tendenz, in den Schicksalen und Thaten seines Helden, des grünen (leider sehr und dauerhaft grünen) Heinrich Lee aus Zürich! Und welch eine Composition, welch eine Behandlung der ersten und einfachsten Grundgesetze der erzählenden Dichtung! Der Held, ein gemüthlicher, naturfrischer, von seiner guten, sparsamen Mutter liebevoll und einfach erzogener Bürgersohn, verläßt das Elternhaus, um sich in Deutschland zum Manne und zum Künstler zu bilden. Nachdem er einen recht kühlen Abschied von seinem Mütterchen genommen, verliert er sich in der Postkutsche in lange, tiefsinnige Betrachtungen über das Glück der Familie, während

deren plötzlich „der Gedanke, daß seine Mutter nun allein „sei, wie der Schatten eines fliegenden Krähengerippes (sic!) „durch seine Seele fährt.“ Hierauf akklimatisirt er sich allmählich in der süddeutschen Hauptstadt, wozu verschiedene praktische Belehrungen über baierische Höflichkeit, die er empfängt, (unter andern schlägt ihm König Ludwig, den er aus Unkenntniß nicht gegrüßt hat, allerhöchst eigenhändig die Mütze vom Kopfe) das Ihrige beitragen, und schickt sich dann an, seinen neuen Lebenslauf zu beginnen, auf den der Verfasser uns durch Vorlesung eines bis zur Hälfte des zweiten Bandes gehenden Manuscripts über Heinrichs, ganz gewöhnliche und unbedeutende, Jugend- und Schuljungen-Geschichte mehr gründlich als lustig vorbereitet. Wer so weit ausgehalten hat, wird dann zum Lohn in das Münchener Maler-Leben eingeführt, oder doch in einige, nicht gerade zur Putzstube gehörige Winkel desselben. Eine sehr gewöhnliche Liebesgeschichte (ein ganz junges Münchener Bürgermädchen nimmt sich vor, einen von ihr geliebten Maler zu verführen, im juristischen Sinne, um ihn dann zur Heirath zu zwingen!) führt die Katastrophe herbei. Heinrich wirft sich zum Ritter der speculativen Schönen auf, die ihn nach einem Maskenballe beim Abschiede geküßt hat, „um doch Etwas zu küssen.“ Er fordert den widerspenstigen Heirathscandidaten, seinen Herzensfreund langen Datums. „Um das thatkräftige Gebahren nicht zu verlieren, das er im Leibe hat“ — kneipt er die ganze Nacht hindurch und „denkt dabei mit Zärtlichkeit an seinen Gegner „wie an — ein Stück Pergament, auf das er den Namen „Gottes schreiben will.“ (Sic!) Auf der Mensur lächeln die beiden kunstsinnigen und philosophischen jungen Männer

sich an, lassen „die Klingen mit sehnsüchtiger Lust an einander gleiten", und — Heinrich stößt dann dem Freunde die Klinge durch die Lunge, um gleich darauf ohnmächtig niederzusinken und zu deliriren. Nun geht aber die tiefsinnige Romantik erst los. . Der grüne Heinrich wird immer grüner. Er hört auf zu malen, verthut sein und seiner Mutter Vermögen, bringt seine Zeit mit Betrachtungen und Träumen hin, die uns in ganzen Capiteln erzählt werden, untermischt mit Liedern von dem Geschmack und dem Gedankenreichthum des Wagner'schen „Wagalaweya." Endlich, da alle Hülfsmittel erschöpft sind, setzt man ihn, sehr natürlich, an die Luft. Träumerisch wandelt er, seine Jugendgeschichte, jetzt sein einziges Besitzthum, unter dem Arme, seiner Heimath zu. Unterwegs prügelt er in ritterlichem Edelmuth einen hartherzigen Flurschützen, findet, zerlumpt und verhungert, gastfreundliche Aufnahme bei einem reichen Grafen, der wohl das kunstphilosophische Genie in ihm ahnt. Man pflegt ihn, giebt ihm Geld, bestellt Bilder bei ihm; die reizende Tochter des Grafen bekehrt ihn zum — Atheismus, und wird dafür würdig durch seine Liebe belohnt. Er macht eine unverhoffte Erbschaft, und erinnert sich dann endlich, daß es nun wohl nachgerade Zeit wäre, an seine alte, einsame Mutter zu denken, der er seit Jahren keine Nachricht gegeben, und der er auch jetzt nicht etwa schleunig schreibt. Vielmehr wendet er sich, als wäre die Briefpost noch nicht erfunden, auf dem längsten Wege, behaglich bummelnd zur Heimreise. In Basel kommt ihm, da man gerade das Schützenfest feiert, der ganz neue Gedanke, daß ein rechter Mann doch eigentlich wehrhaft sein müsse. Er bleibt also da hängen, um schießen zu lernen, und kommt

dann endlich — nach nochmaligem, vielem und geistreichem Träumen und Philosophiren — zum Begräbniß der Mutter nach Hause. Die Alte hat sich eben allmählich todt gegrämt. Unser wackerer Vertreter des Volkes von Denkern nimmt diesen unerwarteten Umstand anfangs leidlich philosophisch auf. Er besucht seine Verwandten, hält schriftlich um seine schöne Gräfinn an (jetzt kann er mit einem Male schreiben), aber, ehe die gar nicht zweifelhafte Antwort zurückkommt, stirbt er plötzlich — aus Gram um seine von ihm so lange vernachlässigte Mutter. — Und dieser Roman hat seinem Verfasser einen Namen gemacht unter den deutschen Aesthetikern, und lockt noch heute eine gläubige Gemeinde von schönen Seelen in seine traumhaften Labyrinthe: eines von vielen Beispielen für die Langsamkeit und Ungleichmäßigkeit, mit der die culturhistorischen Wandlungen sich in unserem vielgegliederten und gebrochenen Volke vollziehen. Die hervorragenden socialen Tendenzromane unserer Epoche, von denen wir später zu reden haben, werden nur zu viel Veranlassung geben, auf diese Beobachtung zurückzukommen. — Für jetzt bleibt noch ein Blick auf die Art zu werfen, in welcher unsere neueste Entwickelungsphase in mehreren specifisch modernen Formen unserer realistischen, erzählenden Dichtung sich spiegelt.

Die Dorfgeschichte, als willkommene Erholung von dem geistreichen Phrasenthum der Salonromane, hatte in den vierziger Jahren, nach Immermann's glänzendem und nicht wieder erreichtem Vorgange, leichte und unbestrittene Triumphe gefeiert. Man genoß sie wie Schwarzbrot nach übersüßem Kuchen. Das bei aller Derbheit so poetisch gemüthliche und liebenswürdige Wesen der süddeutschen Bauern,

wie es Berthold Auerbach seit 1843 in Geschichten wie „Der Tolpatsch“, „Ivo“, „Die Frau Professorin“ verherrlichte, kam jenem Glauben an die Göttlichkeit des Masseninstincts und an die Unfehlbarkeit des „Volkes“, wie er den Revolutionen voran zu gehen pflegt, gerade bequem genug entgegen, um den frischen Farben und den weichen, lieblichen Tönen des Dichters ihre vollste und breiteste Wirkung zu sichern. Da unter den rothen Westen und Miedern klopften doch noch warme, ehrliche Herzen, da war Natur, Wahrheit, gesundes Leben, dorthin, in die bescheidenen und doch so schmucken Wohnungen, in die grünen Felder und Wälder, in die traulichen Spinnstuben, in den fröhlichen Lärm der Kirchweihfeste mußte der Sittenmaler, der Menschenfreund, der Patriot sich wenden, um an unverwüstlichen Schätzen von Kraft, Güte, Lebensfrische und einfacher Schönheit seine Hoffnung und sein Vertrauen auf unsere Zukunft zu stärken. — Da ist es denn merkwürdig und belehrend genug, welche seltsamen und tiefen Schlagschatten die Katastrophe von 1849 und 1850 gerade auf dieses Gebiet unserer Dichtung warf. In den Jahren 1853 und 1854, kurz vor G. Freytag's und Fritz Reuter's Auftreten, ließ Auerbach die zweite Folge seiner Dorfgeschichten erscheinen. Sie umfaßte die Erzählungen „Diethelm von Buchenberg“, „Brosi und Moni“, „Der Lehnhold“, „Hopfen und Gerste“, „Ein eigenes Haus“, „Erdmuthe.“ Welche Charaktere treten da in den alten Costümen auf, welche Handlungen vollziehen sich, welch ein Wechsel von Farbe und Stimmung! Unter der freudigen Zustimmung der Reaction hatte Riehl so eben die Bauern gerühmt als die Stützen der Throne und der Gesellschaft, als die Geistes-

und Charakter-Verwandten des Adels. In ihrem Eigensinn, ihrer Abwendung vom Allgemeinen, ihrer Feindschaft gegen jeden, nicht von altem Herkommen getragenen oder auf den nächsten, persönlichen Vortheil gerichteten Gedanken, war der feste Ankergrund des Staatsschiffes gefunden und anerkannt. Und nun betrachte man, solcher Theorie gegenüber, diese neuen Illustrationen, zunächst des süddeutschen Volkslebens, durch seinen berühmten Beobachter und dichterischen Darsteller! Da zeigt uns der Dichter von vornherein, in der Geschichte Diethelms, des heuchlerischen Mordbrenners, eine Genesis und ein Raffinement der verbrecherischen Selbstsucht, das den dunkelsten Schauerscenen aus der Krankheitsgeschichte des „entarteten" Mittelstandes vollkommen die Waage hält. Der ursprünglich gutmüthige, freigebige Bauer Diethelm kauft sich zu viel Wolle und Schafe auf den Hals, beschließt, von der Versicherungsgesellschaft seine Verluste sich vergüten zu lassen, wird, von seinem mißtrauischen Schäfer bei den Vorbereitungen zur Brandstiftung belauert, an diesem zum grausamen Mörder, spielt dann mit Glück und Geschick den verkannten Biedermann, den wohldenkenden, conservativen Patrioten, bis endlich seine Kraft zusammenbricht, da er als Obmann des so eben eingeführten Schwurgerichts über einen Brandstifter das „Schuldig" sprechen soll. Im „Lehnhold" vertritt der reiche „Furchenbauer" von seinem Standpuncte aus das starre Princip des untheilbaren Familienbesitzes, wie der stolzeste, stiftsfähige Edelmann. Er läßt seinen gebildeten, ältesten Sohn, der, demokratisch gesinnt, die Geschwister nicht verkürzen will, als Knecht unter Fremde gehen, trennt natürlich auch die Tochter von ihrem unebenbürtigen Geliebten,

bis dann endlich ein Doppel-Brudermord seiner Söhne alle seine Anstrengungen und Opfer grausig vereitelt. Ein andermal, in „Hopfen und Gerste", zeigt uns der Dichter die conservativen Bauern, welche aus Anhänglichkeit an die alte Sitte ihren gebildeteren Nachbarn, der besser wirthschaftet und sich „herrisch" kleidet, mit allerlei Tücke verfolgen. Die harten, unliebsamen Züge des Landvolkes, sein Geiz, Geldhochmuth, tückischer Starrsinn, geben auch in den andern Geschichten meist die bestimmenden Züge des Bildes, etwa mit Ausnahme der idyllischen Erzählung „Brosi und Moni." Die Landleute dieser Schilderungen (kaum hie und da ein Liebespaar ausgenommen) werden nicht mehr von der freundlichen, warmen Sonne der hoffnungsreichen vierziger Jahre beschienen. Die Schatten einer ernsteren Zeit ruhen auf ihren Zügen; nicht als die reinen, reich beanlagten Naturkinder, die ungeschliffenen Edelsteine von ehedem, treten sie auf, sondern als zurückgebliebene, in den Sitten und Vorstellungen, wie in den Trachten einer andern Zeit erstarrte Culturmenschen. Es wird Nichts idealisirt, als höchstens noch hie und da die reine und starke Liebe einer ländlichen Schönen. Der Realismus sitzt auf dem Throne. Das rohe Hervorbrechen der Sinnlichkeit, die unschönen, starren Formen, in welchen selbst die rein menschlichen und guten Gefühle meistens in die Erscheinung treten, die derbe Einfachheit, in welcher die Hebel dieser Welt, Eigennutz, Eitelkeit, Geschlechtsliebe, Genußsucht, Geiz, Trägheit, in Thätigkeit gesetzt werden, Alles das ist natürlich und wirksam genug. Aber es geht, nicht gerade zum Gewinne für die ästhetische Wirkung, ein strenger, so zu sagen juristisch-moralischer Zug durch diese Bilder. Man glaubt den Hauch einer positiv

gewordenen, durch herbe Erfahrungen gewitzigten Zeit zu fühlen und vermißt schmerzlich die versöhnende Milde, den freien, behaglichen Humor, die in den wenig später erschienenen verwandten Darstellungen Fritz Reuter's so wohlthuend wirken. Später ist dann auch Auerbach von dieser augenblicklichen tragischen Spannung wieder zu den freundlichen Stimmungen zurückgekehrt, aus denen seine Dorfgeschichte ursprünglich hervorwuchs. Sein Barfüßele (1856) wurde von den der Rührung bedürftigen weichen Herzen mit Jubel begrüßt, und auch in Edelweiß (1861) herrschen die heitern Farben vor. Dennoch glauben wir, daß der Dichter sehr wohlgethan hat, dieses Genre seitdem zu verlassen und sich den großen Aufgaben des socialen Zeitromans zuzuwenden. Die Idylle bewahrt sich auf die Länge schwerlich vor süßer Weichlichkeit, wenn man ihr nicht das Salz schalkhaften Humors beizumischen weiß, oder die scharfe Würze einer bedeutsamen, episch bewegten Handlung: und in diesem letztern Falle hört sie dann eben auf, Idylle zu sein. Wir können das Geständniß nicht unterdrücken, daß es uns z. B. nie recht wohl werden will bei jener Kinderpoesie, welche in den einfachen, doch meist recht animalischen Instincten der ersten Jugend überall mystische Offenbarungen reinmenschlicher Urnatur anstaunt und der Jugend unser Gefühlsraffinement andichtet. Was soll man, um ein Beispiel aus „Barfüßele“ anzuführen, wohl von ein Paar Dorfkindern denken, die schon so klug sind, daß sie sich gewohnheitsmäßig in Räthseln und Sentenzen unterhalten, und die dann doch wieder im Stande sein sollen, hinter dem Sarge ihrer Eltern her auf den Kirchhof zu gehen, ohne eine entfernte Vorstellung davon zu gewinnen, daß die Eltern nun todt

und nicht mehr daheim, in der Stube sind? Und wie paßt nachher das ganze, ideale Liebesleben des Barfüßele und die Art, wie ihr Johannes und dessen Eltern, die reichen Bauersleute, darauf eingehen, zu Allem, was wir von Auerbach selbst über Bauern-Heirathen, Bauern-Liebe und Bauern-Familiensinn erfahren haben? — Die Sentimentalität muß uns Deutschen doch gar tief im Blute stecken, wenn sie nach alledem und alledem immer wieder hervorbricht und immer ihr Publikum findet. Hat sie doch unserm lustigen und kernigen Fritz Reuter hie und da (z. B. in „Hanne Nüte" und „Kein Hüsung") gar wunderliche Streiche gespielt. Es scheint mit den „sentimentalen Eichen" noch immer seine Richtigkeit zu haben.

Jene oben erwähnten Gegenmittel gegen die Eintönigkeit und Weichlichkeit der reinen Dorfgeschichte, nämlich schalkhaften Humor, resp. Hereinziehung des Gegensatzes gegen die städtische Culturwelt in die Handlung, hat u. a. Melchior Meyr in mehreren seiner mit Recht gerühmten „Erzählungen aus dem Ries" mit vielem Geschick verwendet. (Von Auerbach's „Auf der Höhe" wird bei Besprechung der socialen Tendenzromane die Rede sein.) Ein frischer, kräftiger, heiterer Ton, von Härte und Süßlichkeit gleich weit entfernt, geht durch diese Darstellungen aus dem Leben eines schwäbischen Gaues. Melchior zeichnet seine reichen Bauern und „Söldner" (Häusler, Tagelöhner), seine Dorfhandwerker, Schulmeister, neumodischen „Herren Lehrer" und Pfarrer durchaus nach der Natur. Es geht ein schlichter, gesunder, aber nie roher Realismus durch seine Gestalten. „Ludwig und Annemarie" führt das beliebte, alte Thema vom reichen, hochmüthigen Bauern und der armen Schwieger-

tochter ohne Härte und Uebertreibung durch. „Die Lehrerbraut“ giebt ein recht anschauliches Bild von den Conflicten, in welche die Halbbildung, diese unerfreuliche aber unvermeidliche Uebergangsform fortschreitender Zeitabschnitte, nur zu leicht bei der Berührung mit einfachen, in sich gefestigten Zuständen geräth. Der Verfasser vermeidet dabei übrigens die übliche, unbillige Härte gegen die unreifen Vertreter des Fortschrittes und läßt schließlich einen Jeden nach seiner Art und in seinen Grenzen glücklich werden. „Der Sieg des Schwachen“ erzählt mit trefflichstem Humor und feiner Menschenkenntniß die Geschichte eines armen Dorfschneiderleins, welches durch das Uebermaaß der Plage und der Hudeleien endlich zu männlicher Energie aufgerüttelt wird. Sie wird ihren erheiternden Eindruck nirgends verfehlen. Meyr's Darstellungsweise zeichnet sich durch klare, sichere Correctheit mehr als durch glänzende Farben aus, aber in ihrer an die Sache ehrlich und unbefangen hingegebenen Weise macht sie einen durchaus reinen und wohlthätigen Eindruck. — Unter den Dorfgeschichten neuern Datums, welche das allmähliche, aber unaufhaltsame Eindringen bürgerlicher, auf persönliche Freiheit und Bildung gegründeter Sitte und Denkart in die verfestigten Formen des bäuerlichen Lebens dichterisch behandeln, mögen noch zwei genannt werden: „Der Dorfbrutus“ von Joseph Rank und „Joppe und Crinoline“ von Zeising. Beide Verfasser verschließen sich nicht dem Verständnisse und der Anerkennung dieser Bewegung, welche von der Idee des modernen Staatsbürgerthums, von den Fortschritten der Industrie, des Ackerbaues, des Verkehrs, des Unterrichts, der Presse, allen Romantikern zum Trotz gebieterisch gefor-

dert wird. Der amerikanische, und selbst der englische, zu Pacht sitzende Farmer, der seine Hausbibliothek hat, seine Zeitung hält, die Fortschritte des Ackerbaues und der ländlichen Gewerbe mit Eifer sich aneignet, seine Wahlstimme mit Sachkenntniß abgiebt: er ist denn doch in anderem und besserem Sinne eine Säule der Cultur, als der immerhin unverwüstlich zähe, fleißige, auf seine Art ehrenfeste, aber in die Formen und Vorstellungen vergangener Jahrhunderte festgewachsene deutsche Bauer. Mag der romantische Curiositäten-Sammler das allmähliche Verschwinden der „Volkstrachten" (sie sind im Grunde doch meistens nur wunderliche Moden vergangener Tage) beklagen. Vom menschlichen Standpuncte aus kann man sich nur freuen, wenn auch in diesen äußerlichen Dingen die Persönlichkeit zu ihrem Rechte kommt, wenn Jeder sich kleidet, nicht wie es das Herkommen will, sondern wie es ihm eben bequem und kleidsam erscheint. Gegen Putzsucht und Kleiderluxus ist ja bekanntlich auch die „Volkstracht" kein Schutzmittel: wie denn überhaupt die Unbildung an allen Krankheiten der Bildung ihren Antheil hat, und nur das auf die Länge immer wirksame Heilmittel der Selbstkritik nicht anwenden kann. Beide Seiten des Problems hat Joseph Rank* im Dorfbrutus mit Geschick in Scene gesetzt. Ein Bürger-

* Geb. 1817 zu Friedrichsthal im Böhmerwald, schrieb schon 1843, gleichzeitig mit Auerbach's ersten Dorfgeschichten, „Aus dem Böhmerwald", dann „Neue Geschichten aus dem Böhmerwalde" (1845), „Florian" (1853), „Geschichten armer Leute" (1853), „Schön Minnele" (1854), „Hoferkäthchen" (1854), „Achtspännig" (1856), „Dorfbrutus" (1861), und die Sammlungen „Von Haus zu Haus" (1855), „Aus Dorf und Stadt" (1860). Die meisten seiner Dorfgeschichten sind anmuthig-naive ländliche Charakterbilder, im herkömmlichen Tone der Gattung.

sohn erheirathet ein Bauergut, spielt, ohne Kenntnisse und Energie, den gebildeten Oekonomen, besonders in städtisch-luxuriöser Einrichtung und Genüssen, und richtet sich damit natürlich zu Grunde. Da endlich der Zwangsverkauf des Gutes bevorsteht, erweisen seine beiden ältern, verzogenen, wohl mit höhern Ansprüchen aber nicht mit höherer Bildung ausgestatteten Söhne sich unfähig zu helfen. Sie vereinigen eben die Bedürfnisse des Städters mit der Unbildung des Bauern und sind als abschreckende Beispiele solcher verunglückten Halbcultur drastisch genug ausgeführt. So muß denn der dritte, bisher von der ganzen Familie wenig geachtete Bruder das Steuer der Wirthschaft ergreifen. Er hat sich in aller Stille in seines Vaters unbenutzter Bibliothek gründliche landwirthschaftliche Kenntnisse erworben, übersieht vollkommen die Lage und beginnt mit einer strengen Reformation der Wirthschaft und des Hauswesens, die ihn mit seinen Brüdern entzweit, ihm aber den willigen Gehorsam der Arbeiter und die Achtung der Nachbarn gewinnt, und seinem Wohlstande allmählich wieder aufhilft. Eine reiche Heirath, bei der er eine artige Variation von „der Widerspenstigen Zähmung“ zum Besten giebt, muß das Werk krönen, und zum Schluß wird aus dem gebildeten Bauern denn auch äußerlich wieder der freie Landwirth des neunzehnten Jahrhunderts. Die Darstellung, wie überhaupt bei Joseph Rank, hält recht glücklich die Mitte zwischen Sentimentalität und rohem Realismus, diesen Klippen der Dorfgeschichten. — Noch einen Schritt weiter auf der Bahn des angedeuteten Problems, bis an die Grenze des tendenziösen Social-Romans, geht Zeising's „Joppe und Crinoline.“ „Annäherung der Stände in freier, vernünftiger Mensch-

lichkeit, ohne Aufgeben ihrer berechtigten Eigenthümlichkeiten", stellt der Verfasser ausdrücklich als die Idee hin, deren Ausführbarkeit unter bestimmten, ausnahmsweise schwierigen Verhältnissen er zu poetischer Anschauung bringen will. Es handelt sich um Nichts Geringeres, als um die eheliche Verbindung einer norddeutschen Ministertochter, und noch dazu einer Romandichterinn, mit einem Bauern von Berchtesgaden. Der angeerbte und anerzogene Demokratismus der Dame (ihr Vater war kleinstaatlicher Märzminister) wird ihrem Liebhaber vermuthlich wenig genug helfen. Man weiß ja, was politische Parteimeinungen für die Praxis des Privatlebens bedeuten, nämlich in der Regel einfach Garnichts. Mehr fällt es schon ins Gewicht, daß der in Frage stehende Bauer nicht nur, selbstverständlich, sehr hübsch und sehr brav, sondern im Grunde auch kein ganz gewöhnlicher Bauer mehr ist, daß er in München Zeichnen und Holzschneidekunst studiert, eine treffliche Fournier-Fabrik angelegt hat, und daß er ein sehr schönes und einträgliches Gut erben wird. Dennoch sieht sich der Dichter genöthigt, und zwar durch die Natur seiner Aufgabe, zu den großen Gewaltmitteln zu greifen, und er thut das, wie es uns scheint, nur mit mäßigem Glücke. Die Heldinn, um den Widerspruch ihrer vornehmen Verwandten und den wenigstens ebenso heftigen des bäuerlichen Schwiegervaters zu besiegen, tritt unter fremdem Namen als — Magd in die Dienste eines durch seine Heirath mit einer unpraktischen Stadtdame heruntergekommenen Landmannes. Sie bringt dessen verschlampte Wirthschaft in Ordnung, erzieht die Hausfrau, ihre Herrinn, zur tüchtigen Wirthinn, entpuppt sich dann bei günstiger Gelegenheit vor den Augen ihres treu ausdauernden Lieb-

habers, der von allen diesen Dingen keine Ahnung hat, und vor denen seines zürnenden Vaters, als die wohlthätige Fee des Mährchens, und feiert endlich den Triumph der Liebe und der ächten Bildung über Vorurtheile und engherziges Herkommen. Das ist nun Alles recht gut und schön; aber weniger gut wäre besser, und weniger schön wäre schöner. Man muß niemals zu viel beweisen wollen. Die Schilderungen baierischer und salzburgischer Volkssitte und Art sind übrigens wahr und anschaulich. Weniger sicher bewegt sich der Verfasser auf den Höhen der Gesellschaft. Sein norddeutscher Baron, der die Geliebte seines reichen Oheims, eine Tänzerinn, heimlich heirathet, und dann, im Einverständniß mit ihr, um einer Erbschaft willen, ohne Lösung der ersten Ehe, um die Hand der Heldinn des Romans wirbt, verdankt seine poetische Geburt doch wohl schwerlich der Beobachtung norddeutschen Lebens. Immerhin spiegelt sich aber in der Dichtung der unaufhaltbare, auf Durchbrechung der Standesschranken hinwirkende Zug der Zeit, und darum schien sie uns Erwähnung zu verdienen.

Als natürliches, ergänzendes Gegenstück stellen sich den Dorfgeschichten der drei jüngsten Jahrzehnte eine Reihe von dichterischen Darstellungen specifisch altjüdischen Lebens zur Seite. Hier wie dort wendet die Dichtung sich, theils unbefangen betrachtend und abbildend, theils gemüthlich Partei nehmend, einer erstarrten Culturschöpfung zu, welche, dem auflösenden Einfluß des modernen, staatsbürgerlichen und menschlichen Geistes verfallen, durch scharf markirte Formen unserer Beobachtung sich aufdrängt, und durch tausend Fäden mit unserm Gefühlsleben und unsern Interessen verknüpft ist. Der Kaftan findet vor dem Culturstrome des

Jahrhunderts, allen Romantikern zum Trotz, nicht mehr Gnade, als der Dreispitz und die Kniehose. Der Kasten- und Raçen-Hochmuth des starren, rechtgläubigen Juden muß vor einer humanen Gesetzgebung und vor der vordringenden Bildung ebenso gut die Fahne senken, wie der Standes- und Geldstolz des ungebildeten Bauern. Wir sagten, „der Hochmuth", denn es fehlt bekanntlich viel daran, daß die tausendjährige Unterdrückung dieses strenge, aber wirksame Gegengift gegen die Folgen der Rechtlosigkeit in dem Charakter des rechtgläubigen Juden ausgerottet hätte. Aber neben dem Harten, Schroffen, Ungenügenden birgt sich in jenen äußerlich erstarrten Formen bekanntlich oft genug eine wunderbare Frische und Spannkraft ursprünglichen Lebens. Die Häuser der „Gasse" wie die des altväterischen Bauerdorfes, die Synagoge wie die Landkirche, sind vor Allem Pflanzstätte des Gefühls und der Sitte, auf deren festem Grunde die Gesellschaft sich aufbaut: die Anhänglichkeit an die Familie, die Opferfreudigkeit, und zwar eine gegenseitige, im Verkehr zwischen Kindern und Eltern, die Unter- und Einordnung des Einzelwillens in das Gesetz einer, wenn auch enge beschränkten, doch immer ein auf sich ruhendes Ganzes vorstellenden Gesammtheit, gewinnen da eine ganz andere Stärke, als in dem ruhelosen und unbarmherzigen Wirbel, in welchem die Massen ungegliederter Einzelexistenzen unter dem kühnen, berauschenden Feldruf des „Help yourself" um die Güter der Erde kämpfen. Es wird die größte, aber auch die schwerste Aufgabe der nächsten Jahrzehnte sein, die berechtigten Elemente beider socialen Principien zu einem neuen, höhern Organismus zu verbinden, der Kraft des Einzelnen vollen Spielraum zu gewähren, ohne sie ins

Bodenlose hinauszuschleudern, und dem Einzelnen in Glauben, Sitte, gemüthlichen Beziehungen die nöthige Anlehnung an die Gesammtheit zu bieten, ohne ihm sein persönliches Recht zu verkümmern. In dieser gegenwärtigen Stunde der tastenden Versuche und der zum Theil noch erbittert streitenden Gegensätze erfüllt aber die Dichtung eine schöne, menschliche Sendung, wenn sie ihr mildes, versöhnendes Licht über die Streiter beider Parteien ausgießt und das Aechte und Menschliche zur Darstellung bringt, wo sie es findet. Daß die dichterische Production der Gegenwart sich dabei auch der Darstellung speciell jüdisch-deutschen Lebens mit vieler Rührigkeit angenommen hat, entspricht nur dem wahrhaft aristokratischen; aller Zahlen-Statistik spottenden Antheil, welchen die endlich entfesselte jüdisch-deutsche Geisteskraft unserer nationalen Arbeit zuführt, und auch dem aufrichtigen Entgegenkommen, mit welchem die deutschen Geistesstreiter diesen mächtigen Bundesgenossen zu würdigen und aufzunehmen gelernt haben. Seit Lessing's Nathan bildet „der Jude“ in mannigfachster, doch meistens wohlwollender Beleuchtung einen stehenden Typus unter den Charaktergestalten des deutschen Dramas. Der Roman hat ihn sich ebenso wenig entgehen lassen, und hat ihn, mit wenig Ausnahmen, in gleich freundlichem Sinne behandelt. In dem hier vorliegenden Zeitraume, und auf dem Gebiete der realistischen, die Wirklichkeit ohne betonte Tendenz abspiegelnden Sittenschilderung, vertritt Kompert wohl in der ausgeprägtesten Weise die Gattung. Schon 1850 und 1851 veröffentlichte dieser „Dorfgeschichtenpoet“, zunächst der böhmischen Juden, die Sammlungen: „Böhmische Juden“ und „Aus dem Ghetto.“ Dann ließ er neuerdings (1865) die „Geschich-

ten einer Gasse" folgen. „Dem deutschen Volke", sagt die Vorrede, „sollen diese Geschichten erzählen, was diese „Gasse einst in Leid und Freude, in Drangsal und Auf„richtung umschloß: ihre Gestalten und Naturen sollen dar„thun, unter welchen Kämpfen und Wehen das Licht des „Morgens nach so langer Nacht für sie angebrochen ist; „mit welchen Gefühlen, Anschauungen, Widersprüchen, Disso„nanzen sie hart an der Schwelle stehen, die in das Thor „der Gegenwart führt, einer Entwickelung entgegen, deren „letztes Ergebniß noch nicht abzusehen ist. Sie sollen es „erklären, warum der Born des Familiensinnes, der Zu„sammengehörigkeit noch immer so voll und unerschöpflich „fließt, und wie gerade dieser geheimnißvolle Zug es war, „der das deutsche Volk, diesen treuesten Hüter und Pfleger „der Familie, aus der sein Schönstes und Größtes ent„sprang, bestimmen konnte, herzlich und brüderlich die Arme „für diejenigen zu öffnen, die gleich ihm am lodernden Feuer „des häuslichen Heerdes ihren liebsten Sitz haben. Der „Poet darf es vielleicht sagen, was der Politiker lächelnd „ablehnen wird: dieser Zug innerer Verwandtschaft war viel„leicht das entscheidende Moment." — Nun, wir glauben, auch der Widerspruch des Politikers wird nicht gar zu heftig sein. Es gehört viel Voreingenommenheit, viel Haften am Aeußerlichen und Zufälligen dazu, um die mannigfachen Anziehungspuncte des deutschen und des jüdischen Charakters zu verkennen. Der Zug zur Familie steht dabei gewiß in erster Linie. Aber auch die Befähigung und Neigung zu abstracter Speculation, die kosmopolitische Weitsichtigkeit und die zähe Arbeitskraft und Arbeitslust sind beiden Stämmen gemeinsam, und die daneben unleugbar vorhandenen Verschieden-

heiten sind meistens der Art, daß sie sich in der Berührung und Mischung weit weniger befehden, als ergänzen. So ist denn auch Kompert mit seinen liebevollen Darstellungen altjüdischer Sitte und Art an die richtige Adresse gegangen, und es wird seinen Ab- und Ansichten hoffentlich nicht zuwider sein, wenn wir aufrichtig gestehen, daß seine Erzählungen in uns, neben hoher Achtung vor der Poesie jüdischen, religiösen Familiensinnes und neben Abscheu vor dem lieblosen, hierarchischen System der Unterdrückung, auch eine ebenso entschiedene Abneigung gegen den altjüdischen Raçen- und Religions-Hochmuth erzeugt haben, welcher jene, jetzt Gott sei Dank beseitigten, Mißhandlungen hoffentlich nicht gar zu lange überleben wird. Es geht durch Kompert's Darstellungen, ähnlich wie durch seines Stammgenossen Auerbach Dorfgeschichten, ein doppelter Zug, von eiserner, methodischer Härte und von sentimentalem Pathos, der einer reinen poetischen Wirkung nicht immer förderlich ist, wenn er auch keineswegs genug dominirt, um eine solche überhaupt auszuschließen. Unscheinbare Vorgänge, das Aufschlagen des Auges, das Zittern der Hand, das Anlegen oder Ablegen eines Schmucks, das Recitiren einer Gebetsformel, das Ausführen oder Unterlassen einer Ceremonie sind ja unter Umständen gewiß erschütternder ästhetischer Wirkungen fähig. Es ist aber nicht gut, wenn man zu sichtlich auf solche Wirkungen ausgeht, sie bei jeder Gelegenheit ankündigt, und durch solche feierliche Absichtlichkeit des Auftretens zu erreichen sucht, was am Ende doch nur der einfachen und wahrhaftigen, in der Sache ehrlich aufgehenden Darstellung gelingt. Auf diesem Gebiete kann wohl der orientalische Genius bei dem germanischen noch sehr in die Lehre

gehen. — Die Gegenstände der Kompert'schen Erzählungen sind mannigfaltig und pikant genug. „Die Jahrzeit" setzt die Innigkeit jüdischen Familiensinnes und die schroffe Härte und Aeußerlichkeit jüdischen Ceremoniendienstes gleich wirksam in Scene. Am Todestage der Eltern, „der Jahrzeit", sprechen fromme Judenkinder das Gebet „Kadisch"; das öffnet die Gräber und dringt unfehlbar zu Gottes Thron, aber nur im Munde der Söhne und der männlichen Enkel hat es seine volle Gewalt. Daher giebt es doppelte Trauer, wenn ein frommer Jude seine Söhne verliert, wie z. B. in dieser Erzählung Jacob Löw, der reiche Geschäftsmann. Noch bleibt ihm Blümele, seine einzige Tochter. Sie aber zieht einen galanten, unfrommen, cavaliermäßigen, aus der Art geschlagenen Freier ihrem Vetter, dem Lieblinge des Vaters vor, zwingt dem Vater seine Einwilligung ab und zieht in die Fremde. Nach sieben Jahren, Jahren bitterer, einsamer Trauer für ihren Vater, kehrt sie, zur „Jahrzeit" der Mutter, elend und verlassen zurück, mit ihrem einzigen Söhnchen, und wartet eine Nacht hindurch auf der Schwelle des väterlichen Hauses vergebens, daß man ihr öffne und verzeihe. Da lehrt der fromme, einst von ihr verschmähte Vetter ihren kleinen Jungen (der natürlich keine Sylbe davon versteht) das „Kadisch" beten. Das giebt dann große Sensation in der Synagoge, Rührung, Ohnmacht, Versöhnung, Hochzeit. Oder ein anderes: Der reiche, gebildete Ruben Schönemann versucht es, seine Kinder in der „Gasse" zu freien Menschen ohne Ceremonien-Knechtschaft zu erziehen. „Darf man das auch?" fragt seine „fromme", sanfte Frau unter Angst und Gram bei jeder ungewöhnlichen Anordnung, die er trifft. Die Gemeinde, die Nachbarn, das Her-

kommen sind eben ihr Gewissen. Das bleibt auch so, als ihr Sohn Philipp bei seiner, den Bitten der Mutter endlich doch bewilligten Einführung in die Synagoge wegen seiner „Unwissenheit“ von den Juden verhöhnt wird und darüber im hitzigen Fieber stirbt; als man später sein Grab verwüstet, weil der Vater Blumen darauf pflanzte, „was man doch auch nicht darf“, und als die einzige, übrig gebliebene Tochter zum Vater hält und mit ihm aus der „Gasse“ fortzieht nach Wien, zu freiem, menschlichem Leben. Die Mutter bleibt allein in der „Gasse“ zurück und wird „Seelenfängerinn“, d. h. eine Art von jüdischer barmherziger Schwester. Noch schroffer spricht der harte, altjüdische Geist aus den Zügen der „Gottes Annehmerinn“, die in der Gasse ein furchtbares Censoramt übt, als das verkörperte Gewissen der Gemeinde. Hier werden auch jene oben erwähnten unschönen Gewaltmittel der Rührung, die „fürchterliche Aufregung“, „das Zucken“, „das Erblassen“, „das Zittern“ bei allen unbedeutendsten Gelegenheiten in Bewegung gesetzt und auf die Spitze getrieben. Einen viel freundlichern Eindruck, wenn auch mit recht wehmüthiger Färbung, macht die schöne Erzählung von Lea und Christian: von dem christlichen Waisenknaben, den die Frau des jüdischen Vorbeters aus der Ueberschwemmung errettete, in der seine Eltern ertranken, den sie dann, allen Vorurtheilen trotzend, mit ihrer Tochter erzog, und endlich — verstoßen mußte, weil sich die Herzen des christlichen und des jüdischen Kindes nur zu natürlich zu einander gefunden hatten. Nach langen Jahren sah man dann ein eisgraues Männchen mit einem verschrumpften Mütterchen in zärtlicher Eintracht durch die Gasse gehen. Das Alter hatte den durch die heilige

Satzung um ihr Leben Beraubten den Schatten des Glückes gewährt, welches ihnen die Jugend versagte. — Und nicht minder ergreifend zeichnen die Erzählungen „Die beiden Schwerter“ und „Der Karfunkel“ die schweren Conflicte, welche der erste Aufgang der humanen Freiheitssonne in dieser Dunstatmosphäre erzeugen und überwinden mußte. Dort sieht sich Kaiser Joseph der Zweite genöthigt, einen aus Begeisterung für das Toleranzedict katholisch gewordenen und dann doch wieder abgefallenen Juden durch Verbannung der Rache seines eigenen Gesetzes zu entziehen. Hier kämpft ein schlichter, jüdischer Vorbeter Angesichts seiner zur Künstlerinn ausgebildeten Tochter den schweren Kampf der uneigennützigen Liebe gegen die Schrecken tausendjähriger Ueberlieferung und geheiligter, mit dem stärksten, selbstischen Triebe verwachsener Sitte. — Wann wird der Tag erscheinen, an dem unsere Dichtung dieses, in unsern gegenwärtigen Socialromanen, unter dieser oder jener Form fast stehend auftretende Motiv nur noch durch Ueberlieferungen vergangener Tage wird illustriren können? Es wird bei Betrachtung unserer Tendenzromane davon noch zu sprechen sein.

Und nun noch eine kurze Bemerkung über jene bunten, farbenstrahlenden, lebensfrischen, wenn auch meist derb und auf den Effect gezeichneten Darstellungen unserer erzählenden Muse, in denen seit drei Jahrzehnten unsere täglich wachsenden Verbindungen mit der überseeischen Welt der Abenteuer, der Gefahren, der freien, reichlich lohnenden Arbeit, des entfesselten Individualismus sich spiegeln. Wir sprechen von den zumeist durch Sealfields glänzenden Vorgang angeregten Auswanderer- und Abenteuer-Romanen der Ruppius, Talvj (Robinson), Armand, v. Bibra ꝛc. und vor Allen Gerstäcker's,

des unerschöpflichen, nie verlegenen, nie langweiligen Sindbad's dieser Reise-, Jagd- und Abenteuer-Literatur. Sie gehört wesentlich zur Signatur unserer Zeit und ihrer realistischen, in die Weite des bunten, thatsächlichen Lebens hinaus strebenden Neigungen. Sie ist unserm Erwerbs- und Genuß-lustigen, unternehmenden, täglich resoluter werdenden Geschlechte ungefähr das, was die phantastischen Ritterromane, die endlosen chansons de geste den Zeitgenossen der Kreuzzüge leisteten. Welch eine Kluft liegt zwischen dieser Freude an den Dingen, den Thatsachen, zwischen diesen häufig derb genug angelegten, der Phantasie und dem Glauben das Mögliche und Einiges darüber zumuthenden Fabeln und Schilderungen, und jenen verblaßten Speculationen, jenem impotenten Gefühlsraffinement, jener That- und Ereignißlosigkeit der meisten Bildungs-, Künstler- und Salon-Romane aus den nachclassischen und romantischen Jahrzehnten! Freilich wird man hier auch vergeblich den Gedankenreichthum, die Formvollendung suchen, durch welche die wenigen Meisterwerke sich auszeichnen, in denen die geistige Verjüngungsarbeit unseres Volkes, am Ende des vorigen und am Anfange des laufenden Jahrhunderts sich in das Gewand der erzählenden Dichtung kleidete. Gerstäcker*

* Geb. 10. Mai 1816 zu Hamburg, Kaufmannslehrling in Cassel, dann Wirthschaftseleve, auf abenteuerlichen Fahrten in Amerika 1837—1843, trat zuerst 1844 mit den „Streif- und Jagdzügen durch die Vereinigten Staaten Nordamerika's" als Schriftsteller auf, machte später noch wiederholt große Reisen, um die Welt 1849—1852, nach Südamerika 1860, nach Egypten und Abyssinien, mit Herzog Ernst 1862, wieder nach den Vereinigten Staaten 1865. Er hat alle diese Reisen mit erstaunlicher Fruchtbarkeit und Gewandtheit für seine Romane verwerthet, die schon jetzt eine kleine Bibliothek ausmachen.

insonderheit, der Repräsentant der Gattung, hat seine nicht gering anzuschlagende Stärke wesentlich in den resoluten, unerschöpflichen Combinationen seiner immer spannenden Handlung, den ganz vortrefflichen Naturschilderungen, in der frischen Farbe der Autopsie, des eigenen Erlebnisses und in der damit zusammenhängenden Unbefangenheit, welche seine Schilderungen transatlantischen Lebens kennzeichnet. Es sind das für unsere, aus den Studierstuben armer Professoren, Schulmeister, Pastoren hervorgegangene, dann langsam genug im Salon acclimatisirte Literatur ganz kostbare Errungenschaften. Nur wollen wir deshalb auch mit dem fröhlichen und unverzagten Verfasser nicht zu hart rechten, wenn er hie und da, namentlich in den Romanen seiner jüngern Jahre, sich, in Nachahmung von Dickens, wenig gelungene Streifzüge auf das Gebiet des Humors erlaubt, wenn er gelegentlich das starke Gewürz des Verbrecher- und Mysterien-Romans (wohl der bedenklichsten Bastard-Gattung erzählender Dichtung) nicht verschmäht, und wenn seine Charakterbilder hie und da in fast zu derben Zügen, wie auf Coulissenwirkung, gemalt sind. Eine seiner trefflichsten Leistungen ist „Nach Amerika“ (1855). Die da zusammengestellte Gallerie von Auswanderer-Typen ist reich an wahren, dem Leben abgelauschten Gestalten, die Handlung erhebt sich mehrfach zu ächter Tragik und hält sich dabei, für eine Gerstäcker'sche Geschichte, sehr anerkennenswerth in den Grenzen des Möglichen und nicht gerade Unwahrscheinlichen. Eine besondere, hier nicht zu übergehende Tugend Gerstäcker's ist es in unseren Augen, daß er jene gut gemeinten, aber recht unreifen nationalen Renommagen vermeidet, in welche (z. B. bei Ruppius) unsere herkömmliche, übergroße

Bescheidenheit beim ersten Erwachen unsers stärkern Nationalbewußtseins auch auf diesem Gebiete gelegentlich umschlug, und die wir schon in manchen vaterländischen Romanen der Gegenwart zu rügen hatten. Er hält seine transatlantischen Romane so ziemlich frei von dem stereotypen jungen, unwiderstehlich liebenswürdigen, deutschen Tugend- und Kraftmenschen, dem die reichen amerikanischen Mädchen sich antragen, vor dem die neidischen Yankee's zu Dutzenden zu Schanden werden, der den idealen Cherusker-Jüngling der Klopstock'schen Oden sehr wenig geschmackvoll ins Deutsch-Amerikanische übersetzt, und im besten Falle in einer gewissen Classe von Lesern eine Sorte von nationalem Selbstgefühl anregt, um welches wir unsere phantasiereichen überrheinischen Nachbarn keineswegs beneiden. Wir gewinnen nachgerade mit dem steigenden Bewußtsein unserer Kraft auch einen gewissen Grad des, dem männlichen Alter so wohl anstehenden Instinctes für bescheidenes Maaß. Möge der Geist der Wahrheit und Natürlichkeit unsere, der Abbildung des Lebens sich zuwendende, erzählende Dichtung auf diesem guten Wege erhalten und stärken!

Vierte Vorlesung.

Der sociale Tendenzroman der Gegenwart. — Karl Gutzkow (Ritter vom Geist, Zauberer von Rom).

Diese Darstellungen verfolgten bisher die erfreuliche Aufgabe, in unserer zeitgenössischen, erzählenden Dichtung die Einwirkung eines, wenn von Fehlgriffen und Rückschlägen nicht freien, so doch im Ganzen und Großen von sichern und guten Instincten geleiteten Sammelns, Besinnens, Aufraffens des nationalen Geistes nachzuweisen: sei es in dichterischer Gestaltung großer, nationaler Erinnerungen, sei es in liebevollen Darstellungen aus dem in seiner Anspruchslosigkeit reichen und vielgestaltigen, alltäglichen Arbeits- und Genußlebens unseres Volkes. Wir hatten die Genugthuung, bei Kunstwerken ersten Ranges, zum Theil in rückhaltloser Anerkennung verweilen zu dürfen, und wenn daneben auch über Schwächeres, hie und da über Verfehltes ein freimüthiges Wort gesprochen wurde, so hatten wir es im Ganzen und Großen doch mit einer deutlich aufsteigenden Entwickelung zu thun.

Nun fehlt freilich Viel daran, daß dieses Aufsteigen auf dem ganzen, hier vorliegenden Dichtungsgebiete als ein gleichmäßiges und allgemeines sich rühmen ließe. Es geschehen keine Wunder mehr, wie die Gelehrten behaupten, und ein Wunder wäre es wahrlich und zwar ein recht großes, wenn die Unfertigkeit unserer Zustände gerade auf dem Lite-

ratur=Gebiete sich ganz verleugnete, welches von diesen Zuständen am unmittelbarsten beeinflußt wird. Wohin wir blicken, tritt uns eher Alles andere entgegen, als große, reife, der ganzen Nation angehörige, den Einzelnen tragende und fortreißende Ueberzeugungen. Wir haben im besten Falle nur Keime und Ansätze zu solchen. Eine kurze Spanne Zeit ist vergangen, seit das Columbus=Ei unserer nationalen Hauptfrage von kühner Hand auf die Spitze gestellt wurde. Aber wie groß ist schon (oder wohl gar noch?) die Zahl derjenigen, die sich darüber getröstet haben, daß dabei die Schale geknickt werden mußte? Unsere Gesetzgebung hat Fortschritte gemacht, die vor einem Jahrzehnte noch in das Gebiet schwärmerischer Phantasien gehörten. Aber wem genügen sie? Wie Viele gestehen ehrlich ein, daß es vorwärts gegangen ist und vorwärts geht? Und hier reden wir noch von den unbestrittenen Glanzseiten dieses laufenden Jahrzehnts. Wie sieht es erst in den dunkeln Ecken aus? Indem wir diese Zeilen schreiben, vollziehen sich räthselhafte, unerhörte Dinge auf dem Gebiete, welches der deutsche Geist seit drei Jahrhunderten als das eigentliche Feld seiner welthistorischen Ehren zu betrachten gewohnt war. Der Zauberer von Rom scheint nicht gewillt, seinen Stab zu begraben, und wenn den Siegesberichten aus seinem Hauptquartier zu trauen ist, so ließe sich in den Reihen der ihm gegenüber stehenden, deutschen Ritter vom Geist ein gar bedenkliches Schwanken verspüren. Dazu ist die sociale Frage weder unter den Trümmern der Barrikaden begraben worden, noch vor dem Kanonendonner von Königsgrätz verstummt. Hinter dem freisinnigen, aufstrebenden „Bürger“ erhebt sich der Arbeiter, und wenn der Staat ihm das all=

gemeine Stimmrecht, die Freizügigkeit, die Gewerbefreiheit, das Vereins- und Versammlungs-Recht bietet, so verlangt er vielmehr erhöhten Lohn, verkürzte Arbeitszeit, Antheil am Gewinn des Capitals, Darlehne, wenn nicht gar „die Ablösung des Grundeigenthums“, das Ackergesetz. Dabei lösen und zersetzen sich die alten Parteien. Das Kleinfürstenthum von Gottes Gnaden und die sociale Republik, Rom und der atheistische Materialismus tragen das gleiche Feldzeichen des Kampfes gegen den deutschen Nationalstaat, und — last not least — aus dem ältesten, gesichertsten Heiligthum deutschen Behagens, aus den Kreisen der Familie, zumal des gebildeten Mittelstandes, auf den wir stolz sind, klingt stärker und stärker ein schriller Mißton in den Fortschrittsjubel der Zeit: ein nicht mehr ganz geringer Bruchtheil unserer Frauen, oder sagen wir Jungfrauen, findet es nicht mehr behaglich am häuslichen Heerde, und erhebt laut den Ruf nach Männerarbeit, Männerfreiheit und Männerrecht. Zu den andern „Fragen“ unserer fragenreichen Epoche, zu der nationalen Frage, der Verfassungsfrage, der Unfehlbarkeitsfrage, der Kirchen- und Schulfrage, der Friedensfrage * und der schlimmsten von allen, der Geldfrage, drängt sich die Frage der weiblichen Arbeit, wenn nicht gar des weiblichen Stimmrechts. Die sociale Bewegung wirft bei alledem im Augenblicke nicht so hohe und rauschende Wellen, wie im Jahrzehnt der Straßenversammlungen, der Krawalle und Barrikaden. Aber es gehört kein Seherblick dazu, um zu bemerken, daß sie nach und nach tiefer greift, Methode gewinnt, und daß die Gegensätze sich innerlich weit eher

* Diese wenigstens ist seitdem nur zu gründlich beantwortet worden. (Anmerkung des Correctors am Tage nach dem Siege von Weißenburg.)

verschärfen als ausgleichen. In solchen Epochen hat denn auch die Kunstkritik auf ihrem bescheidenen Gebiet vorsichtig zu sein in Anwendung alter Axiome und Formeln, hat auch sie zu bedenken, daß man neuen Wein nicht zweckmäßig in alte Schläuche füllt, daß die Bestrebungen eines ringenden, tastenden Geschlechts nicht so leicht ihren adäquaten Ausdruck in Formen finden, welche den Meisterwerken anderer, in sich abgeschlossener Zeiten entlehnt sind. Es ist nicht schwer (um gleich zur Sache zu kommen), den bedenklichen Einfluß zu demonstriren, welchen die Tendenz, das bewußte Hinarbeiten auf äußere, selbstständige Zwecke, auf Kunstwerke ausüben muß. Desto schwieriger aber dürfte es sein, aus den künstlerischen Leistungen einer gährenden, sich mausernden Zeit das Tendenziöse zu streichen, ohne den Waizen mit dem Unkraute auszuraufen und einseitig zu werden, statt gerecht. Das Ideale, das in sich ruhende Schöne, ist keine Alltagsspeise und kein Alltagsproduct. Künstler, denen das Wort aus der Seele quillt, wie die Blume aus der Knospe, die da sagen und singen, gestalten und dichten, weil und wie sie eben leben, athmen, empfinden und sehen, sie waren zu jeder Zeit und in jedem Lande, wie das Herrlichste, so auch das Seltenste. Aber wenn es eine hohe Freude ist, das Vollendete anzuerkennen, so ist es auch weder unnütz noch ohne Lohn, in der ringenden und unfertigen Offenbarung des Lebensprocesses dessen urewiges Gesetz zu erforschen. So möge man uns denn nicht als ästhetischen Ketzer behandeln, wenn wir auch für die wuchernde Zwittergattung unserer romanreichen und romanlustigen Gegenwart, für den socialen resp. politischen Tendenzroman in seinen wichtigsten Erscheinungen eine gerechte und billige

Beachtung in Anspruch nehmen. Ja noch mehr. Selbst gegen den Anspruch werden wir uns zu verwahren haben, daß die Ausführlichkeit der kritischen Analyse auf diesem Gebiete nach dem Kunstwerthe der Werke sich abmesse. Die Tendenz an sich, sofern sie nicht Laune des Individuums, sondern Impuls einer Zeitströmung ist, verlangt, für unsern Zweck, wohl oder übel, ernste Beachtung, und selbst das Verfehlte und Schädliche darf von dem Culturhistoriker nicht übergangen oder kurz abgemacht werden, wenn es Symptom einer Zeitkrankheit ist, wenn es gewirkt hat, sei es auch nur in die Breite. Es thut uns leid, diese Bemerkungen der Analyse von anspruchsvollen und umfangreichen Werken eines fein gebildeten, talentvollen, persönlich höchst achtungswerthen und wohlgesinnten und fast übermenschlich fleißigen und fruchtbaren Schriftstellers, wie Karl Gutzkow, voranschicken zu müssen. Aber ist es unsere Schuld, wenn die neun Bände der „Ritter vom Geist“, und die andern neun des „Zauberers von Rom“ sich vor dem deutschen Literator auf diesem Gebiete aufthun, wie — nun, wir wissen im Augenblick keinen höflichern Vergleich — wie eine einmal nicht zu umgehende Steppe? Können wir es ändern, daß diese Denkmale unserer politischen, socialen und literarischen Mauserzeit nicht etwa isolirt dastehen, sondern als vielfach nachgeahmte und einflußreiche Typen eines noch lange nicht ausgestorbenen Geschlechts? Ist es etwa nicht wahr, daß diese Kunstwerke unsers „modernen Classicismus“ als maaßgebende, monumentale Leistungen von einer wohlorganisirten, und nicht etwa mit leichtem Herzen anzugreifenden Phalanx von mehr oder weniger aufrichtigen Bewunderern der Mit- und Nachwelt angepriesen wurden und werden?

So müssen wir uns denn schon ein Herz fassen, und, das Princip, die Methode in ihrem berühmtesten Vertreter angreifend, durch Gerechtigkeit und Gründlichkeit zu ersetzen suchen, was man hie und da vielleicht an Höflichkeit vermissen sollte.

Als Gutzkow die „Ritter vom Geist" veröffentlichte, war er bekanntlich bereits eine weithin sichtbare, wenn auch einigermaßen von den Zeitstürmen gezauste Fahne (man verzeihe das Bild), um welche eine kecke, bunte, lärmende Schaar sich gesammelt hatte. Durch die vielberufene „Wally" (1835) hatte der damals 24jährige, als Journalist schon weithin einflußreiche Dichter, den seligen Bundestag zu einer Maaßregel verleitet, die ihm fortan einen auserlesenen Ehrenplatz in der Geschichte „des freien Gedankens" sicherte: nicht nur Confiscirung des Buchs und des Verfassers (für acht Monate), sondern Verbot aller seiner etwaigen, künftigen Schriften. Was war die That des Herodes gegen diesen Gedankenmord! Man darf es dem geplagten Märtyrer der (theoretischen) „freien Liebe" und des poetischen Atheismus nicht zu sehr verdenken, wenn ihm „ein Schreck in die Finger fuhr", wenn er, in der nun folgenden Zeit der strengen Ueberwachung und der Censur-Chicane, nach eigenem Geständniß „zehn Jahre hindurch die Nothwendigkeit fühlte, sich gegen sich selbst zu verwahren", und „im Literaturlabyrinth fast den leitenden Faden seines innern, bewußten Selbst verlor." Er mußte sich eine Zeit lang auf literarische Journalartikel, Feuilletons, harmlose Novellen (z. B. Seraphine) beschränken, und wandte sich dann nach ein Paar Versuchen (Nero, Saul) seit 1839 mit entschiedenem Erfolg der Bühne zu. Es waren zunächst rührende, mehr

oder weniger tragisch gefärbte Familiengeschichten: von einem Sohne, der seine Mutter sucht, einer Mutter, die ihren Sohn verleugnet (Richard Savage); von einem tugendhaften, talentvollen Jüngling, der seine Braut sitzen läßt, um eine reiche Partie zu machen, dabei aber nicht nur weiter liebt, sondern auch weiter geliebt wird und in diesem Dilemma sich zu helfen weiß, indem er die schöne Verlassene zur Gouvernante seiner Kinder macht (Werner); von einem zärtlichen Vater und genialen Kaufmann, der sein Kind verflucht und sein Vermögen, ohne sich für den Todesfall zu sichern, der Discretion eines Geschäftsfreundes übergiebt, weil — seine etwas vergnügungssüchtige und so eben verlobte Tochter nicht Lust hat, auf seinen Wunsch von einem Balle fortzubleiben, für den sie schon geputzt und engagirt ist (Schule der Reichen, 1841). Ein vortreffliches und ein recht geschicktes Lustspiel, „Zopf und Schwert“ (1843), und „Urbild des Tartüffe“ (1845), schienen dann eine recht erfreuliche Reife und Sammlung des Dichters anzukündigen. Da erhob sich (1844—1845) aus dem trüben, gährenden Niederschlage, welchen erregte, hingehaltene und getäuschte politische Hoffnungen in den Gemüthern absetzten, die lichtfreundliche, deutsch-katholische, reformjüdische Bewegung, das ideologische Vorspiel der Erschütterung von 1848. Durfte der Führer des jungen Deutschland, der Dichter und Märtyrer „Wally's“, unter solchen Aspecten sich auf harmlose Lustspiele beschränken? Der Schreck über den Bundestag war verwunden, und stolz entfaltete sich die alte Fahne des freien Gedankens im günstigen Winde der öffentlichen Meinung. Uriel Akosta (1846) entzückte ein gebildetes, aufgeklärtes Publikum als eine, vielleicht über die Absicht des

Verfassers hinaus gelungene Incarnation der Tagesstimmung. Der Held des Trauerspiels, von seinen verfolgten verfolgungssüchtigen Glaubensgenossen verketzert, verschmähte es, unter dem Jubel demonstrationstrunkener und „opferfreudiger“ vormärzlicher Zuschauer, durch gleißnerischen Uebertritt zur herrschenden Kirche den Schutz der Mächtigen zu erkaufen. Zwar widerrief er nachher seine Ueberzeugungen, ließ in der Synagogenthür auf sich treten und speien, um seine blinde, alte Mutter nicht zu sehr zu betrüben und, nebenbei, — eine reiche Braut zu gewinnen. Aber dafür nahm er auch auf der Stelle seine gründliche Revanche und sagte den Ketzerrichtern, was ihnen zukam, als es sich ergab, daß error facti vorhanden, die Mutter todt, die Braut schon vergeben war. Für Nichts ist Nichts, darüber kann unter Kindern des neunzehnten Jahrhunderts kein Streit sein. Und wäre ja noch bei irgend einem ungläubigen Thomas ein Zweifel an der Energie dieses Charakters und der Gründlichkeit dieser Ueberzeugungen zurückgeblieben, so mußte ja die prachtvolle, in Judith's Hochzeit hineinplatzende Toleranzrede Alles mit sich fortreißen, zumal es Niemandem benommen war, bei dem nachher draußen fallenden Schusse sich das Tragischste und Heroischste zu denken. Es war und ist großartig. Und wie denn kein Glück allein kommt, so brachte dasselbe Jahr 1846 den offenen Brief des Königs Christian. Die Bewegung der Gemüther nahm darüber einen plötzlichen, leidenschaftlichen Anlauf. Wir wurden national. Wir sammelten für Beseler, verpfändeten Gut und Blut den stammverwandten, meerumschlungenen Herzogthümern, verwünschten den Danebrog und den Sundzoll; und Gutzkow, immer der Mann des Volkes und der Zeit,

brachte den alten Görge Wullenweber auf die Bühne, und verlangte „einen freien Sund für alles deutsche Denken, einen freien Sund für alles deutsche Handeln, einen freien Paß fürs ganze deutsche Volk“ bei Gelegenheit der Erinnerung an einen lübischen Bürgermeister, der im Kampfe für das hanseatische Handelsmonopol an den Ränken und der Eifersucht seiner Mitbürger zu Grunde ging, die ihm an Aufklärung und „deutscher“ Gesinnung ungefähr gleichkamen. Das konnte denn nicht sonderlich ziehen. Es fehlten die leicht wahrnehmbaren Berührungspuncte mit der Zeitstimmung, welche die Geschichte des Uriel Akosta einem theologisch-philosophisch angewehten Publikum in Fülle entgegenbrachte. Die alte Hanseatenintrigue ließ ziemlich gleichgültig, die Anspielungen auf die Gegenwart wurden nur mittelmäßig verstanden. Dann brachte das politische Gewitter von 1848 die kurze literarische Schreckensherrschaft des Leitartikels, des Flugblattes, der Club- und Kammerreden. Die Dichtung fristete sich mühsam durch das „tolle Jahr“ und durch die ihm zunächst folgende Verstimmung und Abspannung. Gutzkow seinerseits kehrte für einen Augenblick zu dichterischer Verwerthung der Rührungen und Wirren des Familien- und Privatlebens zurück. Ottfried und Liesli, die Geschichte eines durch Hochmuth, Genußsucht und launenhafte Flatterhaftigkeit umhergetriebenen Salonhelden aus der Familie Werners, und eine dramatisirte Auswanderer-Geschichte, mußten über die stille Zeit hinweg helfen. Dann aber gewährte der erste Rückschlag der großen Bewegung Stimmung und Stoff für den gewaltigen Anlauf, mit dem wir es hier zunächst vorhaben. Nicht vergebens war der bunte Maskenzug des Revolutions-Carnevals vor dem Auge des

Dichters vorübergezogen. Nicht umsonst war er Zeuge gewesen: dieser großen Anläufe, auf welche lahme, schwache Entscheidungen folgten, dieses fabelhaften Verbrauchs von Stichwörtern, Glaubensbekenntnissen, Programmen und — Charakteren, dieser allgemeinen Unreife, dieser wohlgemeinten Inconsequenzen, Ueberstürzungen und muthlosen Rückfälle. Verhüllt lagen, auch für die Kundigsten, die tiefern Wurzeln, die ernsten, unaufhaltsam forttreibenden Kräfte der großen Bewegung. Dafür trat die Confusion, die Halbheit ihrer augenblicklichen Träger und Vertreter, und der von ihnen geschaffenen Formen desto klarer zu Tage. Die Nationalversammlung hatte den Adel abgeschafft, die Armee insultirt, das demokratische Königthum erfunden, während die Preußenvereine, der Treubund, das Junkerparlament unter ihren Augen alle einflußreichen Stellen besetzten und das Volk durchwühlten, während der Mittelstand die Störung der Geschäfte und des behaglichen Lebens verwünschte, und der Soldat, und zwar in erster Linie der von den Volkstribunen gefeierte Landwehrmann, sich voll Ingrimm sog gegen die „Demokraten", um derentwillen er Heimath und Quartier verlassen, in Bivouacs und schlechten Marschgarnisonen herumliegen mußte. In der Paulskirche hatte man das Gesetz aufgestellt für dieselben Regierungen, von denen man Urlaub, Diäten und — Schutz gegen das Volk bezog. Die Süddeutschen waren unter Mieroslawsky „pour la patrie allemande" ins Feld gerückt, kurz, es ging in Deutschland für den Augenblick zu, wie — in einem Gutzkow'schen Tendenzroman. Die Zeit kam dem Dichter mit offenen Armen entgegen, und er war nicht der Mann, das heiße Eisen ungeschmiedet zu lassen. „Es wächst der Mensch mit

seinen größern Zwecken.“ So wuchs der Dichter des Uriel Akosta plötzlich über alle Maaße hinaus, welche Zeit, Kraft und Geduld der Schriftsteller und — Leser, und die Kasse der Verleger bisher den deutschen Erzählern gesteckt hatten. Die Periode seiner neunbändigen Zeitromane nahm 1850 unter den Fanfaren einer wohl mehr schreibenden als lesenden Kritik ihren Anfang. „Die Ritter vom Geist“ wurden das Tagesgespräch der ästhetischen Kreise. „Das Fiasko der „Wirklichkeit, der Politik hat die Dichtung auf den Kampf„platz gerufen. Ihre Weltanschauung, die Welt der Zu„kunft wird sie der Gegenwart gegenüber stellen, damit die „Zeitgenossen lernen, nicht zu verzagen.“ (Worte der Vorrede.) Wie die göttlichen Sänger der Vorwelt, wird also der Dichter wiederum zum Seher, zum Propheten, zum Berather, Führer seines Volks. Und mit dem reicheren Inhalt, der bunteren Mannigfaltigkeit seines Zeitalters werden auch die Verhältnisse, die Formen seines Kunstwerkes neue und andere werden. So lange war man gewohnt, im Kunstwerke, war es dramatisch oder erzählend, eine Einheit der Handlung oder doch des idealen Interesses, einen hervorragenden Helden, Klarheit der Motive und Ziele, Energie der Action, scharf ausgeprägte, consequent entwickelte Charaktere als Vorzüge, oder wohl gar als wesentliche Bedingungen reiner, ästhetischer Wirkung zu betrachten. Wie eng, wie einseitig! Ist denn unser Leben einheitlich angelegt, energisch, durchsichtig, klar? Haben wir denn Charakter? Und wenn wir ihn hätten, wären wir nicht geschlagene Leute? Wissen wir denn, was wir wollen? Haben wir denn den Muth unserer Meinung, die Consequenz unseres Denkens? Drängen wir denn unsere Thatkraft, oder was so aussieht,

auf wichtige, uns ernstlich am Herzen liegende Dinge zusammen? Wird im Leben nicht vielmehr massenhaft gebummelt, gefaselt, klug geredet, geklatscht, geträumt, gelumpt und gepumpt? Liegt im Leben nicht überall Gleichgültiges und Wichtiges bunt durch einander? Und ist der Dichter nicht berufen,

To show the very age and body of the time,
Its forme and pressure?

So gewarnt (wem half schon je eine Warnung), treten wir über die Schwelle des Heiligthums, in welchem die Kunst gelehrt wird, „nicht zu verzagen.“ Wir werden sie brauchen können. — Auf wohlbekanntem Schauplatze begrüßen wir eine vielversprechende, bunte Gesellschaft. Wir befinden uns in Berlin und Umgegend, im Mittelpuncte der zeitgenössischen Bewegung. Der Dichter führt uns in Hütten und Schlösser ein, in Landherbergen und elegante Hôtels, in die Boudoirs der tonangebenden Damen und in die Spelunken, wo der Auswurf der Hauptstadt sein unheimliches Wesen treibt; wir belauschen die Herzensergießungen der Demagogen, der Staatsmänner, der Geschäftsleute und der Abenteurer; die Polizei weiht uns in die Berichte ihrer geheimen Agenten ein, und von den Geheimnissen der Freimaurer sogar und der Jesuiten erzählt uns der Verfasser Alles, was er weiß und vielleicht auch Einiges darüber. Alle Parteien und alle Stände sind vertreten, vom Könige und dem leitenden Minister bis zum verkommenen Bummler und dem flüchtigen, gemeinen Verbrecher, vom Treubund bis zur socialistischen Propaganda, von den Spitzen der hochkirchlichen Kreise bis zu den Freiesten unter den Freien. Die Haupthandlung, wenn es hier erlaubt ist, von einer

solchen zu sprechen, knüpft an die Bestrebungen zweier Brüder „Wildungen" an, Pfarrerssöhne, der Eine Maler, der Andere unbesoldeter, preußischer Assessor. Der Letztere hat die Entdeckung gemacht, daß ein ungeheures Vermögen, ehemaliger Besitz des Templerordens, gegenwärtig in den Händen der Berliner Commune, von Rechts wegen ihm und seinem Bruder zufallen muß. Die Urkunden darüber befinden sich in einem alten, mit dem Zeichen jenes Ordens, dem in Vier-Klee-Blätter auslaufenden Kreuze versehenen Schrein. Diesen Schrein zu suchen (denn er ist einem Fuhrmann, der ihn nach Berlin bringen sollte, verloren gegangen), macht Assessor Dankmar Wildungen sich auf, erlebt unterwegs, weil er sich mit Jedem und Jeder planlos einläßt, allerlei „Abenteuer", wird intimer Freund eines als Tischlergeselle reisenden, in Paris zum Socialismus bekehrten preußischen Fürsten (!), verliebt sich in eine brillante Berliner Kokette, die Tochter eines biedern Justizrathes Schlurk, welcher den Schrein gefunden und — confiscirt hat, um sich seiner nach Umständen zu bedienen. Melanie, so heißt die Dame, giebt bei Gelegenheit in großmüthiger Aufwallung die Urkunden gegen den Willen des Vaters heraus. Der Proceß gegen die Commune beginnt, und in der sichern Erwartung ihn zu gewinnen, sorgt Dankmar bei Zeiten für zweckmäßige Verwendung der in Aussicht stehenden Gelder, indem er (in der Mitte des fünften Bandes) seinem kranken Jahrhundert durch Stiftung der „Ritter vom Geiste" zu Hülfe kommt. Er hat nämlich mit Gutzkow's Hülfe richtig herausgebracht, daß die Menschheit als Menschheit fortan verloren ist, wenn sie nicht — durch einen neuen Geheimbund „wieder sich selbst gerettet wird." Denn

die Hebel der Geschichte, die jetzt im Großen und Offenen wirken (das will also sagen Staat, Kirche, Schule, Wissenschaft, Presse, Handel, Industrie, Partei- und Vereinsleben), alle diese überlebten Dinge also können die Aufgaben der Menschheit nicht zur Lösung führen. Die Staatsumwälzungen führen zu Nichts, „denn es fehlt an Verständigung über das Princip des Staats und — an Unterordnung des Einzelnen unter das Allgemeine.“ Was ist also nöthig? Nicht etwa allgemeine Militärpflicht, wie man nach diesem letzten Bedenken zu vermuthen geneigt wäre, sondern — nach Gutzkow — Geheimbünde. Aber die haben wir ja! Mit den Templern freilich ist's alle geworden, aber da sind ja die Jesuiten und die Freimaurer, zu beliebiger Auswahl! Gutzkow „kennt sie alle, er kennt sie wohl.“ Sie lassen ihm keine Ruhe, sie grassiren ordentlich in seinen Romanen (hier z. B. werden die Jesuiten durch einen Bruder „von der kurzen Robe“ vertreten, einen mit allen Hunden gehetzten, verbrecherischen Abenteurer schlimmster Sorte; die Freimaurer aber durch einen faulen, leckerhaften, unehrlichen, aber leidlich gutmüthigen Justizrath und — man höre und staune, durch Propst Gelbsattel-Hengstenberg); aber der Dichter hat glücklich herausgebracht, daß die Freimaurer sich überlebt haben, daß sie, in Deutschland zumal, nächstens an „Indigestion“, an zu splendiden Tafellogen untergehen werden (wo mag er nur die Studien gemacht haben!), daß ihre Lehre, „Bilde und bessere Dich selbst, dann bildest und besserst Du die Welt“, nur ein triviales, ja gefährliches, laues Wasser ist. Für dieses letztere werden dann also die Gutzkow'schen „Ritter vom Geist“ einen starken und feurigen Wein einschenken. Sie werden zwar auch nicht

positive Schöpfungen hervorrufen, sondern sich begnügen, den Geist zu befördern, in welchem jene erwachsen sollen. Sie werden besser wissen, was sie nicht wollen, als was sie wollen. (Sehr glaublich!) Sie werden keine Gewalt anwenden, keinen regelmäßigen Verkehr unter einander unterhalten, gegenseitig nicht einmal ihre Namen kennen, außer denen der nächsten Freunde, aber das Alles wird sie dennoch nicht hindern, einige Kleinigkeiten durchzusetzen, z. B. die Durchführung des Rechtes auf Arbeit (sic!), und vor Allem werden sie kämpfen für die endliche thatsächliche Vernichtung des von der Theorie längst verworfenen Alten. „Sie werden aufräumen, und das schnell.“ Um dies nun durchzusetzen (versteht sich, ohne Gewalt, ohne sich auch nur untereinander zu kennen), werden — Symbole vor allen Dingen nöthig sein. Ohne diese sieht der Freimaurer-Verächter Gutzkow kein Heil. Haben doch die willkürlich aus dem Finger gesogenen (sic!) Symbole der Freimaurer diese ganz unbedeutende Genossenschaft bis heute zusammengehalten. Also Symbole: Das Kreuz mit dem Vier-Klee an den Enden. Dann Werbung: Jeder wirbt Genossen, aber immer nur der Geringere den Bessern, der Dumme den Klugen, der Geselle den Meister. (Hier leuchtet der Blitz des Genies auf.) Auch Aemter und Vorgesetzte sind nöthig. Ob dabei an die Jesuiten oder an die Freimaurer anzuknüpfen ist, diese Kleinigkeit bleibt einstweilen dahingestellt. Der Zusatz freilich, daß unbedingter Gehorsam unter die Befehle unbekannter Vorgesetzten für gewisse Fälle unerläßlich sei, ließe eher an jene denken, wenn das Denken bei Entwickelungen von solcher Tragweite und Logik überhaupt angebracht wäre. Dagegen

kommt endlich einige Klarheit in die Sache, und zwar recht interessante, wenn nachher von der Verwendung der (pecuniären) Mittel des neuen Menschheitsbundes die Rede ist. Zu Unterstützungen sollen diese vornämlich verwandt werden, zur Unterstützung der Ritter vom Geist, die für ihre Ueberzeugung leiden. Gesinnungstreue Beamte und Schriftsteller sollen vor Allem bedacht werden; der Bräutigam soll nicht durch die Braut, der Familienvater nicht durch Frau und Kinder abgehalten werden, zur Fahne des Geistes zu stehen: kurz, ein Schillerverein mit Hindernissen ist das Ende vom Liede, und des unbesoldeten Assessors Dankmar Wildungen zu erstreitendes Templervermögen wird den Grundstock der Casse bilden. Die beiden Brüder Wildungen, ein liberaler, mit einer patriotischen Polinn vermählter Major, ein genialer Maschinenbauer und ein socialistischer, aus Paris zugereister Tischler schließen den Bund. Derselbe verbreitet sich merkwürdig schnell, wie an allerlei anonymen Hülfsleistungen, Benachrichtigungen, mit Vierklee gesiegelten Briefen und seltsamen Händedrücken von den Betheiligten „staunend", oder auch „fast staunend" erkannt wird. Auch die höchst nöthige Million findet sich, denn Dankmar gewinnt seinen Proceß (durch die Unparteilichkeit und Festigkeit eines Br. Freimaurer, Präsidenten des höchsten Gerichtshofes), und die Commune wird verurtheilt, die bewußte runde Summe in ad hoc geschaffenen Kämmerei-Scheinen zu zahlen. Leider sitzt Dankmar zu dieser Zeit gerade im Gefängniß, wegen Demagogie, und das Gericht nimmt das Geld einstweilen an sich. Zwar gelingt die Flucht mit dem Schatze; doch der letztere, immer noch in den bewußten, mystischen Schrein eingeschlossen, kommt dabei

in die Hände eines untergeordneten Spießgesellen und muß, mitsammt dem Inhaber, elendiglich verbrennen, gerade als die „Ritter vom Geist“ auf einer alten Burg am schönen Moselfluß ihre erste Jahresversammlung halten. Es fragt sich nun, ob die Commune gezwungen werden kann, die Kämmerei-Scheine noch einmal auszustellen. Dankmar meint „Ja“, aber am Schlusse des Buches ist die Sache, und damit auch die Existenzfrage „der Ritter vom Geist“, noch nicht entschieden.

Dies also die Haupthandlung, oder was man so nennen könnte. Neun Bände kann sie selbst in Gutzkow'scher Darstellung natürlich nicht füllen, und so wird sie denn von vier bis fünf andern weitläufigen und verwickelten Romanen durchsetzt. Da haben wir Egon, den tischlernden, preußischen Fürsten. Sohn eines berühmten und tapfern, aber lüderlichen, verschuldeten Feldmarschalls und einer geistreich frömmelnden Mutter, hat er dem unerquicklichen Leben im Elternhause den Rücken gekehrt, ist auf Reisen, in Genf, in Frankreich, halb aus Aerger, halb geradezu aus Geldnoth zum Genossen von republikanischen Handwerkern, zum Socialisten geworden. Der Tod seiner Eltern ruft ihn zurück; er benimmt sich erst als angehender Ritter vom Geist, wird dann Deputirter, durch den Einfluß seiner Freunde, stimmt aber mit der conservativen Minorität, wird in Folge dessen Minister. Als solcher löst er die Kammer auf, octroyirt ein Wahlgesetz, führt das Zweikammersystem ein, unterdrückt die Versammlungen und die Presse, gedenkt den Staat, nach wiederhergestellter Ordnung, durch eine ganz neue Organisation der Arbeit glücklich zu machen, verfolgt seine frühern Freunde, wird aber trotz alledem und alledem durch die

eigentliche Reaction, die Partei der frommen Königinn, ausgestochen, und geht schließlich, als glücklicher, geheirathet wordener Ehemann (man verzeihe die Wendung) von Melanie Schlurck, und als verkanntes großes Herz und Kreuzträger des Fürsten- und Parteien-Undanks, nach Nizza. — Wir müssen hier die schon bei Gelegenheit gewisser historischer Romane der Gegenwart aufgeworfene Frage wiederholen, ob es dem Dichter vernünftiger Weise erlaubt sein kann, so ganz unzweideutig bezeichnete historische Persönlichkeiten in so phantastisch-willkürlicher Weise umzugestalten. Entweder erfinde man die Handlung ganz frei und begnüge sich mit treuer Wiedergabe der zeitgenössischen Charaktertypen, Stimmungen, Sitten, oder, wenn man einmal historische Ereignisse und Persönlichkeiten einführen und deutlich bezeichnen will, lasse man ihnen auch ihr Recht widerfahren. Das Versteckenspiel mit der Geschichte, diese willkürliche Mischung des Thatsächlichen und Erfundenen, verleitet doch nur zu schiefen Auslegungen und läßt einen reinen Eindruck nicht aufkommen. — Auch der moderne Familien- und Sitten-Roman ist dann ferner in diesem poetischen Panorama vertreten, und hier betritt der Verfasser von „Gemüth und Welt", von „Lenz und Söhne" sein Lieblingsrevier. Er stellt uns Herrn Justizrath Schlurck vor, als Freimaurer, Bon-Vivant, Treubündler, gefälligen Ehemann, liebevollen Vater, Geschäftsmann von der laxen Observanz; dann dessen Gattinn, die recht hübsch nach der Natur gezeichnete, stets niedliche, wie aus dem Ei genommene, aus dem Vollen wirthschaftende, lebende und leben lassende Berlinerinn, und das bildschöne, raffinirt kokette aber amüsante Fräulein Tochter. Durch die letztere wird Schlurck Schwiegervater

des Fürsten, was ihn aber leider nicht hindert, sich schließlich wegen Mangel an Taschengeld zu ersäufen. In die Tiefen der Berliner Gesellschaft führt ein verkommener Bummler, Hackert genannt, Schlurck's „Pflegesohn", erst verhätschelt, dann, wegen Zudringlichkeiten gegen Melanie (es werden dabei recht sehr bedenkliche Gewürze an den Brei gethan), aus dem Hause geworfen, von Melanie's Liebhaber gepeitscht, halbtodt geschlagen, dann geheimer Polizei-Agent, und schließlich durch Flammen zur Verklärung geläutert als „Ritter vom Geist" und treuer Bewahrer des bewußten, verhängnißvollen Schreins. Welche Eigenschaften ihn zum „Ritter vom Geist" qualificiren, bleibt im Dunkel. Wir sehen nur, daß er sich täglich betrinkt, bis Mittag schläft, Nachts in Berliner „Localen" herumtreibt, und sich bei jeder Gelegenheit als Lump beträgt. Diese Qualität theilt er mit dem (übrigens, einige Chargirung abgerechnet, sehr gut gezeichneten) geistreichen, salbungsvollen, schönredenden Pfarrer Guido Strohmer, der Weib und Kind und Amt im Stiche läßt, um sich in Berlin „zum Aesthetiker der Wahrheit" (durch diesen vortrefflichen Ausdruck hat Gutzkow dem Deutsch unserer Tage eine durchaus zeitgemäße Bereicherung zugeführt) auszubilden, und zwar im Dienste der maaßgebenden, reactionären Zeitung, und in stillen Abendstunden durch Umgang mit Damen gewisser Kreise sich den fehlenden Schliff zu geben. Nachdem dies Alles gelungen ist, wird er in der Diplomatie versorgt. Am allerschlimmsten ist der Dichter auf die Damen der aristokratischen Kreise zu sprechen. Sie sind ihm geradezu die Quelle alles Uebels. Ohne Ausnahme waren ihre hier aufgeführten Vertreterinnen in ihrer Jugend Koketten in des Wortes verwegenstem Sinne. Die

Eine, Fürst Egons Mutter, macht ihrer Freundinn den Geliebten abwendig, will sich nun scheiden lassen, um ihn zu heirathen, bleibt dann aber hübsch bei dem Herrn Gemahl, als dieser unvermuthet eine Million erbt und Fürst wird. Nachher wird sie fromm und stirbt als Heilige. Die von ihr bei dem gemeinschaftlichen Liebhaber ausgestochene Freundinn, Pauline von Harder, entschädigt sich in den Armen eines ganz ordinären Glücksritters und macht dann successive die Metamorphosen der geistreich-frivolen Romanschreiberinn und der elegant-frommen politischen Intrigantinn höhern Stils durch. Als solche, giebt sie dem Minister-Präsidenten Egon kleine, allerliebste Diners unter vier Augen, macht mit ihm Staatsretter-Politik und bringt dabei gelegentlich auch ihre liebe Schülerinn Melanie unter die Haube, nachdem sie sich überzeugt hat, daß es definitiv für sie selbst Zeit ist, sich auf die Rolle der mütterlichen Freundinn zurückzuziehen. Nehmen wir zu dieser kleinen Armee von Helden und Heldinnen nun noch einen tugendhaften, gesinnungstüchtigen amerikanischen Landwirth, der sich schließlich als der Fürstinn und Paulinens ehemaliger Liebhaber entpuppt, dann ein Paar Gestalten aus dem Volk, den schlau-biedern, liberalen Dorf-Politiker und den phlegmatischen Bauern, dessen beim Militär stehenden Sohn, der seiner demokratischen Gesinnung zum Opfer fällt, einige Banditen und mehr oder weniger naive „Frauenzimmer“, auch noch eine russische Fürstenfamilie und den gesammten Hof, die höchsten Herrschaften eingeschlossen, so werden wir dem Dichter zugeben müssen, daß es ihm mit dem „die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen“ Ernst gewesen ist. Der Roman erstickt so zu sagen in seinem Fette; der Leser arbeitet sich

durch dieses Gedränge schattenhafter Gestalten mit Angstschweiß hindurch, er bemüht sich vergeblich, die unter erzwungenen Ansätzen sich mühselig dahin schleppende Handlung mit seiner Phantasie zu erfassen, und es ist, als hätte diese Ermüdung sich während der Arbeit auch des Verfassers bemächtigt. Wenigstens wissen wir beim besten Willen keine höflichere Erklärung für eine Vernachlässigung der Sprache, die in unserer Romanliteratur leider Gottes Schule gemacht hat, und die ein französischer oder englischer Schriftsteller sich nicht erlauben dürfte, ohne in der guten, literarischen Gesellschaft auf der Stelle unmöglich zu werden. In Deutschland bleibt man dabei tonangebender „Classiker!“ Wir sehen dabei ganz ab von den matten, gezierten Geheimraths-Phrasen, übertreibenden Nachahmungen der bekannten Unart des Goethe'schen Greisenalters; wir wollen versuchen, weder zu gähnen noch zu lachen bei der Conversation dieser blasirten, bei jedem Quark „fast staunenden“, „fast erzürnten“, „fast verwirrten“, aber nicht „fast“, sondern g a n z langweiligen Gesellen, die den Tag über bummeln und den Abend im Theesalon todtschlagen. Wir wollen es dem Berliner Spree-Kinde durchlassen, wenn das „Schicksal seinem Helden e i n A n k e r t a u zuwirft“ (auf dem Stralauer See ist dies Manöver ja am Ende möglich); wir wollen auch den „in seiner Idealität so lästigen Horizont Italiens“ nicht zu scharf untersuchen. Aber es giebt hier „Freiheiten“, bei denen der Spaß aufhört. Da will z. B. Geheimrath Schlurck den hochgebildeten Assessor Dankmar als Schwiegersohn gewinnen. Er hat ihn bei sich, in seinem Kabinet, bei Gelegenheit eines sehr ernsten Geschäfts; die Tochter, um die es sich handelt, steht hinter der halbgeöffneten Thüre

des Nebenzimmers. „Essen Sie heute bei mir", eröffnet Schlurck das Gespräch. „Was? Hm! Was? Wollen Sie?" Dann rückt er ihm ganz nahe, klopft ihm auf die Beine. „Ei, so sitzen Sie doch. Ein Glas Champagner. Was? „Ich klingle. Wie? Ein Glas Madeira!" — Und nun geht er gleich in medias res, lobt seine Tochter. „Sie ist hübsch, „sagt man. Sie hat's von der Mutter. Die schlanke Taille „ist von mir. Die Neigung zu compacten Formen kommt „erst später. Wie sagt Heinrich Heine? Kolossale Glieder„massen — oder wie? — Ein gutes Mädchen, besser als „sie sich giebt. Haben Sie sie reiten gesehen?" Den Fall gesetzt, ein Ausländer, gleichviel von welcher Nation, läse diese Scene. Was müßte er von unserer Gesellschaft, unserm Umgangston, unsern „gebildeten Ständen" denken? Und Schlurck ist sehr gebildet, gehört zur besten Gesellschaft. Doch das wäre noch immer Geschmackssache. Woher aber nehmen wir den Maßstab des Urtheils, wenn uns bei einem Ton angebenden, als Chorführer zeitgenössischer Dichtung fungirenden „Classiker" „in der Kalligraphie sicher geschriebene Worte" begegnen; wenn ein Verliebter sich nach einem Rendez-vous vorkommt, „als schwebe er wie ein Getäuschter in der Luft"; wenn „die Jokey's sich zu einem Vereine bilden"; wenn man uns erzählt, daß nicht weit von Kroll's Etablissement „große Werkstätten in der Technologie liegen" (soll wohl die Borsig'sche Fabrik bedeuten); wenn wir einem Jesuiten begegnen, „dessen Wesen so ist, wie das Schnalzen eines Fisches"; wenn „eine schwierige Aufgabe sich vom beklommenen Herzen trennt"; wenn die Rede ist „von geistigen Blutzersetzungen", von „unterlaufenen Seelenzuständen, die entzündlich wirken können"; wenn „Einer sich als

Sünder lügt"; wenn „die Mädchen ihr wirkliches Costüm angelassen haben"; wenn sich „der Glaube auf Frieden" erhält; wenn „eine schmutzige Hand im Schrank wühlt und Alles, was ihr vorkommt, mit Füßen tritt." Was meinen unsere Neuclassiker wohl zu einer Periode wie diese: „Sie „erzählten sich von einer Weinlese bei Naumburg, die sie „einst als Portenses in lateinischer Sprache hatten mit„machen müssen, und lächelten über die Erinnerung, wie „die Portenser, wenn Einer etwa sagte, O quam dulcis „haec uva est! und eine Traube in den Mund herablassen „wollten, sie immer von Andern geraubt bekamen, wobei sie „auf Bildungen übergingen" 2c. Es geht noch ein ganzes Ende so fort. Solche Barbareien (das Wort wird doch wohl nicht zu stark sein) finden sich nicht etwa vereinzelt, sondern geradezu massenhaft in allen Bänden, und, wie man später sehen wird, auch nicht etwa nur in den „Rittern vom Geist." Und wenn sie das Schlimmste wären!

Es ist viel geklagt und gescholten worden über die Härte und „Bosheit", mit welcher Julian Schmidt über die Compositionsweise und die Charakteristik Gutzkow's geurtheilt habe. Verschwommene Haltlosigkeit der Charaktere, Stumpfheit des sittlichen Urtheils, eine lahme, weitschweifige Erzählungsweise, die sich bei jeder Gelegenheit in Nebendinge verzettelt, beständig auf der Flucht vor der Entscheidung ist, das treue Abbild der thatlosen, stagnirenden Epoche, die diesen Autor und seine Schule als ihr ästhetisches Symbol erzeugte: das ist ungefähr die Summe jenes Urtheils. Wir können uns nicht helfen als die Ueberzeugung aussprechend, daß so leicht kein, noch nicht vollständig abgehärteter Leser sich durch einen neunbändigen Gutzkow=

schen Roman mit wachen Sinnen hindurch arbeiten wird, ohne ihm schwer seufzend beizustimmen. Die Handlung der „Ritter vom Geist“ bewegt sich vorwärts, nicht wie ein Mann, der seinem Geschäft oder Vergnügen nachgeht, sondern wie ein träumendes Kind, oder sagen wir lieber, wie ein schlendernder Faullenzer, der an der ersten Straßenecke seinen Auftrag oder Vorsatz vergißt, mit Bekannten plaudert, die Placate liest, nach den Wolken und den Krähen sieht, und die, welche auf seine Ankunft warten, in Verzweiflung bringt. Da läuft z. B. der Oberritter vom Geist, der ideale Held des Gedichts, seinen Documenten nach, die er thörichter Weise einem Frachtfuhrmanne anvertraute. Er hört, daß der Anwalt seiner Gegenpartei, Justizrath Schlurck, sie gefunden habe. Das beruhigt ihn merkwürdiger Weise und giebt ihm die Laune, Abenteuer zu suchen. So phantasirt er mit seinem verkleideten Fürsten herum, kokettirt mit Frauenzimmern, verbringt seine Zeit mit Geschwätz und Dingen, die ihn Nichts angehen, bis sein Geld verthan ist. Er erlangt dabei wenigstens ein geheimnißvolles Familienbild, an dessen Besitz seinem fürstlichen Freunde sehr viel liegt. Aber in Berlin angekommen, bringt er auch das nicht etwa dem ungeduldig wartenden Besitzer, sondern bummelt in Ateliers, Kneipen, auf Straßen umher, führt überall „bedeutungsvolle“ Gespräche, während seine Feinde Zeit gewinnen, sowohl des Bildes als der Documente sich zu bemächtigen. Der Prinz und die andern „Ritter vom Geist“ sind um kein Haar breit anders. Und wie sollten sie auch? Es fehlt ihnen eben das, womit der poetische Charakter steht und fällt. Sie haben keine Kraft und keine Leidenschaft, sie können weder lieben noch hassen. Sie „wollen“ nie;

höchstens „möchten“ sie manchmal. Ihre Tugend ist der Spielball jedes Einfalles und jedes Gelüstes, ihre Laster sind ohne Energie. Sie haben morgen vergessen, worüber sie sich heute die Haare rauften. Wenn sie zum Schlage ausholen, kann der Gegner ruhig stehen bleiben. Der Arm klappt sicher im Gelenk um, ehe der Hieb fällt. — Dankmar Wildungen, der Zukunftsmann, debütirt damit, daß er ganz unbedenklich ein Päckchen mit Thalerscheinen angreift, die nicht ihm gehören, sondern die der so eben von ihm gröblich insultirte Bummler Hackert als Pfand für ein Pferd zurückließ. Dann verliebt sich Melanie Schlurck in ihn, weil sie ihn für den verkleideten Fürsten hält. Dankmar merkt das sehr wohl, es fällt ihm aber nicht ein, die Dame aus ihrem Irrthum zu reißen; vielmehr beschwichtigt er sein Gewissen mit zweideutigen Redensarten, amüsirt sich königlich bei einem Rendez-vous im Mondschein, und „fühlt nachher eine moralische Genugthuung, gleichsam die Erfrischung eines geistigen Bades in dem Bewußtsein, daß er ein solches Mädchen (diebischer Weise) geküßt hat.“ In Berlin erfährt er den Tod seiner Mutter, die er wie eine Heilige geliebt und verehrt hat. Wir fürchten für seine Gesundheit. Da kommt Besuch. „Kaffee!“ ruft der tiefgebeugte Dulder seiner Haushälterinn zu, — „aber schwarz, denn wir trauern!“ — Bei einem andern Dichter wäre das blasphemisch, hier ist es die einfache Gedankenlosigkeit. Nun zu Fürst Egon, dem Staatsretter, dem Manne der That und der Kraft! Sehen wir davon ab, daß er in Frankreich es gleichzeitig mit einer Gräfinn und einer Grisette hielt, und zwar mit Beiden sentimental und leidenschaftlich. Die Flegeljahre und die Luft des Landes mögen's vertreten.

Auch sein sinnloses Gebahren, da er als Tischler verkleidet das bewußte Familienbild lieber aus seinem eigenen Schlosse zu stehlen sucht, statt es offen zu reclamiren, mag auf Rechnung der doch für den Roman einmal nöthigen Verwickelung stehen. Dann aber belauschen wir den Retter des Staates, den Bändiger der Parteien, den Brutus, der seine liebsten Freunde nicht schont, beim souper fin mit seiner „mütterlichen Freundinn", von der oben die Rede war. „Krankhaft gereizt", greift er nach der Schüssel, „mit bitterm Humor" wischt er den kleinen Schnurrbart, bringt ein Glas Hermitage an die Lippen und spricht: „Ach Pauline! Dieser „Genuß, doch wenigstens Etwas zu wissen, was fest steht. „Dieser feurige Burgunder ist die einzige Thatsache, die ich „seit lange unter den Händen gehabt habe!" Er beschwert sich über die Hofleute, „weil sie nach jedem Begriff fra„gen, was er bedeute, und nach jeder Maaßregel, was sie „nützen oder schaden könne." Da ist ihm das Regentenpaar lieber. Dem Monarchen sagt er: Ich ehre die Monarchie, — der Königinn: Ich ehre die Sitte! — Dann ergeht er sich über die Bedeutung des Verhältnisses zwischen Männern und Frauen wie ein kaltblütiger Cyniker: aber auch das ohne Arg, gerade wie Dankmar bei der „Kaffee-Trauer." — Es darf nicht Wunder nehmen, daß in dieser Welt Gestalten wie Schlurck, Melanie, Hackert den Vorzug der Wirklichkeit und Wahrheit haben: der leidlich gutmüthige, kraft- und gewissenlose Bon-Vivant, die heitere, graziöse Kokette, und der haltlos sinnliche, verkommene, aber im Grunde weder geist- noch herzlose Bummler. Die besten Theile des Gedichtes aber sind die räsonnirenden Berichte des Verfassers über die Schattenseiten und Entwickelungs-

krankheiten unserer damaligen Zustände. Es finden sich da sehr gute und schlagende Bemerkungen. „Nichts ist gefährlicher für den Charakter eines Mannes", meint Fürst Egon, „als die Liebe einer schönen Frau, verbunden mit dem „Luxus der Ideenbereicherung durch bloßes Aufnehmen (also „das geistreich-elegante Salonleben), ohne die Nothwendig„keit des strengen Arbeitens und Schaffens. Jonischer „Himmel, Kleopatra, die Bibliothek von Alexandria: daran „ging schon manches Genie zu Grunde." Und bei Gelegenheit des „Wahrheits-Aesthetikers", Guido Strohmann: „Das „ist die übliche deutsche Entwickelung: die Genialität, der „Universalitätsdünkel des aparten Geistes, dem die Welt „nicht genügt, und der sich luftige Bahnen baut, auf die „leider, wie unsere Geschichte zeigt, Kirche, Staat, Wissen„schaft, Schule, Leben in die Luft mitgeschleppt werden." — Wie bedenklich es erscheinen muß, im Roman allbekannte geschichtliche Personen und Verhältnisse, auf die jeder Leser mit Fingern zeigt, einzuführen und dieselben dann wieder in den wesentlichsten Puncten ganz willkürlich umzugestalten, davon war schon oben mit einem Worte die Rede. Der Dichter darf ein Schöpfer sein, aber kein Fälscher. So wird hier die ganze Physiognomie und Gesellschaft der Jahre 1848 und 1849 behandelt, einem nur zu leichten Effect zu Liebe. Der romantische König, seine hochkirchlich-absolutistische Gemahlinn, der ritterlich-militärische Prinz „Ottomar", Bruder des Königs, der „Reubund", die patriotische Blondine v. Flottwitz (Preußens Mathilde), der geistreiche General „Voland zur Hahnenfeder" (Radowitz), der Obercommissär „Pax" (Patzke): das sind doch lauter nicht mißzuverstehende Winke. Was denken wir uns nun in diesem

Kreise bei dem staatsrettenden Premierminister, der auf „Organisation der Arbeit ausgeht“ und mit socialistischen Tischlern auf Du und Du ist? Uebrigens darf nicht verschwiegen werden, daß die Zeichnungen jener tagesgeschichtlichen Gestalten und Zustände sehr feine und scharfe Striche enthalten, wie denn überhaupt Gutzkow, nach unserer Ansicht, meistens ein ganz anderer und besserer Mann wird, wo er räsonnirt oder Thatsächliches schildert, statt seiner Phantasie große poetische Schöpfungen abpressen zu wollen. Der Neubund, die Industrie der patriotischen Demonstrationen, Volands charakterlose Universalität sind vorzüglich getroffen. Den Schuß ins Schwarze aber thut der Verfasser, wenn er sich (im siebenten Bande) gegen den Aussatz unserer (auch heute zu Tage doch erst halb überwundenen) geistigen Uebercultur wendet: „Seht diese Geistreichen! Wie „sie sich recken uud dehnen, um wunderbare Figuren zu „Stande zu bringen! Und der gerade, schlanke Wuchs der „Ueberzeugung fehlt. Diese Menschen sind unser Unglück. „Alle ihr Geist befruchtet Nichts, schafft Nichts, gestaltet „Nichts. Nicht einmal ein Gedicht kommt zu Stande mit „ihren an Alles sich anpinselnden Wahrnehmungen.“ — Gewiß, nicht einmal ein Gedicht. Geschweige ein socialer Roman großen Wurfs, eine dichterische Lösung des Räthsels, an dem die Welt sich abarbeitet. Der Dichter muß fühlen, sehen, glauben, wollen, und mit seinem Volke. Und was hätte das Literatengeschlecht, an dessen Spitze der Verfasser der „Ritter vom Geist“ einherschreitet, was hätte es genau gesehen und ernstlich gefühlt, als die unruhige Geschäftigkeit, die kleinen Leiden und Freuden einer abstracten Geistesarbeit, was so recht gewollt, als — reüssiren, „durch-

schlagen", was geglaubt als — Garnichts! Das soll kein Angriff auf Einzelne sein, sondern eine Bezeichnung von Zuständen, unter denen die betheiligten Einzelnen noch schwerer litten, als die Gesammtheit. Ein gelehrtes, talentvolles, geistig regsames Volk, ohne selbstständige Politik, ohne Theilnahme der Bürger am Staat, ohne nationale Macht, Größe und Leidenschaften, muß eben solche Dichter erzeugen und in ihren Werken sich spiegeln. Es will uns bedünken, als stünden hier z. B. des Fürsten Egon Auslassungen über die tröstliche „Thatsächlichkeit des Burgunders" und über die Zweckmäßigkeit gefälliger Damen dem Kerne des Buches näher, als die mühevollen Reden der „Ritter vom Geist." Wenigstens kommen sie klarer und natürlicher heraus. Der „Zauberer von Rom", auch neun Bände, erschien 1858—1860. Zwischen ihm und den „Rittern vom Geist" liegt der ganze Verlauf des reactionären Decenniums: Die Zeit der Verstimmung, der Abwendung vom öffentlichen Leben, die Vertiefung in die Aufregungen materieller Thätigkeit und materiellen Genusses: aber auch schon die Anfänge des wiederkehrenden Rechts-Muthes. Die Jahre 1854 und 1855 hatten die Gemüther von dem russischen Alp befreit, der seit Warschau und Olmütz schwer genug drückte. Dafür rief das aufsteigende Gestirn des „friedlichen" zweiten Kaiserreiches alte Erinnerungen und Besorgnisse wach, und mit der waffenkräftigen Erhebung des romanischen Imperialismus im Westen schien auch die Geisterbeherrschung Roms, gestützt auf das österreichische Concordat und auf mächtige Verbindungen im Herzen der protestantischen Welt, reichlich einbringen zu wollen, was sie in Italien selbst eingebüßt hatte. Wunderliche Dinge, wenn nicht wahre, so

doch vielfach geglaubte, flüsterte man sich ins Ohr von stattgefundenen oder bevorstehenden Bekehrungen in höchsten Kreisen. Aber daneben regte sich auch, wiederum an Persönlichkeiten und geheimnißvolles Geflüster anknüpfend, die Hoffnung auf eine Wendung zum Bessern. Die Revolution war vorüber, die staatsmännische große Action hatte (für uns) noch nicht begonnen; die Intrigue, das System der kleinen Mittel füllte den Zwischenraum aus. Da nahm Gutzkow, diesmal mit sehr richtigem Instinct, den Augenblick wahr, um eine neue, dies unter der Oberfläche arbeitende Treiben der Zeit abspiegelnde und deutende Riesendichtung zu wagen. Die Vorrede nimmt einen noch höhern Schwung, als die der „Ritter vom Geist." Sie knüpft den Plan des Gedichtes an die stolzesten Erinnerungen unserer Geschichte, an den Weltkampf zwischen deutschem Unabhängigkeitssinn und römischer, nivellirender Herrschsucht. Der Verfasser nimmt rückhaltlos seine Stellung da, wo wir den Philosophen, den Protestanten, den Norddeutschen zu sehen erwarten. Wenn auch vielleicht nicht als Feldherr, so doch als Feldprediger bietet er der nationalen und freiheitlichen Sache seine Dienste an. Vortrefflich! Das Evangelium bedarf vieler Verkünder, und unter diesen werden die nicht die schlechtesten sein, welche mit den Weltkindern in ihrer eigenen Sprache zu reden verstehen. Jedenfalls kommt auch der Stoff diesmal dem D i c h t e r unendlich günstiger entgegen, als der der Ritter vom Geist. Wer sich mit dem „Zauberer von Rom" und seinen Heerscharen beschäftigt, hat es, leider, mit sehr greifbaren, wirklichen, wohlbekannten Gestalten zu thun, nicht etwa mit Einbildungen, Schatten und Schemen. Der Feind, von dem hier die Rede ist,

weiß, was er will und was er kann. Er hat eine lange Ueberlieferung, eine reiche Praxis hinter sich, und seine Streiter haben sich, wenn auch in Costüm und Taktik mit den Jahrhunderten einigermaßen wechselnd, dennoch im Ganzen als dieselben, bestimmt ausgeprägten Typen behauptet. Davon hat denn auch Gutzkow als geschickter Beobachter seinen Vortheil zu ziehen verstanden, so daß sein zweiter Tendenzroman durch die sehr wesentlichen Vorzüge fest gezeichneter Charakteristik und lebendiger Schilderung dem ersten sehr überlegen ist. Die Gallerie römischer, männlicher und weiblicher Studienköpfe, welche der „Zauberer von Rom" vorführt, ist reich und mannigfaltig und enthält treffliche Nummern. Rheinland und Westphalen liefern das Hauptcontingent: schon an sich eine glückliche Wahl, da hier schärfer als vielleicht irgendwo sonst, etwa Belgien ausgenommen, starre römische Ueberlieferung und vordringendes römisches Herrschaftsgelüste zu moderner Intelligenz in unmittelbaren Gegensatz tritt, oder mit ihr zweideutige und gefährliche Verbindungen eingeht. Da finden wir zuerst die Ueberreste jener „alten, guten Zeit", in welcher die von Friedrich II. und Joseph II. ausgehenden und durch unsere junge classische Literatur genährten Humanitäts- und Bildungs-Bestrebungen auch den Heerlagern der streitenden Kirchen einen Waffenstillstand, wenn auch keinen Frieden, gebracht hatten. Der alte, würdige Kanonikus Asselyn vertritt diese Richtung recht glücklich. Aus dem sichern Hafen einer guten, verhältnißmäßige Unabhängigkeit sichernden Pfründe sieht er mit philosophischem Gleichmuthe, wenn auch nicht theilnahmlos, das Unwetter der ultramontanen Reaction heraufsteigen. Er ist weit entfernt, auf Besserung,

auf Aenderung der Kirche zu hoffen. Es ist Nichts von einem Reformator in ihm, aber wo möglich noch weniger vom Inquisitor, oder gar vom exacten, pünktlich arbeitenden Büreaumenschen des großen norddeutschen Staates, in dessen schönster Provinz sein Nestchen liegt. So schafft er sich mit Geld und guten Worten seine Berichte, Register, Listen vom Halse, predigt so selten als möglich, und dann kurz und gut, liest aber desto fleißiger seinen Horaz und seinen Lucrez, pflegt seine Vögel und Blumen, unterhält sich in Freistunden mit den „Nichten“ seiner Haushälterinn, die im Laufe der Jahre wechselnd seine traute Häuslichkeit beleben, in bunter Reihe, bald blond, bald braun, ohne sonderliche Familienähnlichkeit außer der, daß sie alle hübsch und musikalisch sind; und für diese harmlosen Eigenthümlichkeiten weiß er sich durch reichliche Almosen, splendide Gastfreiheit und freigebige Beisteuern zu kirchlichen Zwecken die stillschweigende Zustimmung seiner Gemeinde, seiner Obern, und selbst des jungen Nachwuchses streitbarer und streitlustiger Amtsbrüder zu verschaffen. — Diese letztern drängen sich dann in allen Farben und Formen der modern-ultramontanen Bildung heran: vom polternden, eben aus dem Seminar entlassenen Dorfcaplan, der sich witzig vorkommt, wenn er von „toleranziger“ Butter spricht, bis zum glaubenskräftigen, hochgebildeten, und weltklugen Kirchenfürsten; vom bäurischen Laienbruder bis zum raffinirten, gelehrten Convertiten. Es fehlt nicht an guten, drastischen Scenen und Zügen. Der Feldzugsplan z. B., welchen Klingsohr, der neubekehrte Göttinger Privatdocent in der Conferenz bei Pfarrer Hunnius entwickelt, zeugt von trefflicher Kenntniß der Lage: „Enge Verbindung mit Rom und den Jesuiten

„sei zuerst zu erstreben. Aber auch mit dieser sei von offener „Gewalt gegen den Protestantismus und die Wissenschaft „Nichts mehr zu hoffen. Es gelte vielmehr zu verwirren, „zu corrumpiren. Der Kampf gegen die Revolution, gegen „den Unglauben, gegen den Materialismus müsse und werde „der streitenden Kirche selbst den Beistand der protestantischen „Regierungen verschaffen. Das führe langsam zwar, aber „sicher zum Ziele." — Mit am besten ist der deutsche Kirchenfürst gezeichnet, „Graf Truchseß von Waldburg" (Droste-Vischering). Aus altem Bauernadel stammend, derb, markig, nicht ohne Bonhommie, aber principiellen Gegnern und unzuverlässigen Dienern gegenüber furchtbar schroff und selbst hart, bildet er in seinem einfachen schwarzen Rocke, seinem alten, runden Hute, seiner hohen, grauen Weste, seinem ächt männlichen, schlichten, durchdachten Wesen einen anziehenden Gegensatz gegen die höfische Pracht der österreichischen, und noch mehr der römischen Prälatur, mit ihrem Gefolge von dienenden Priestern, Schleppträgern, Lakaien und den weiblichen Hofhaltungen ihrer Tanten, Cousinen und Nichten. Die Scene, in welcher er den auf einem Rückfalle in weltliche Gelüste ertappten Convertiten moralisch vernichtet und dann zu einer raffinirten Diät geistiger Selbsttödtung, nämlich zum bloßen Antworten mit Ja und Nein, auf unbestimmte Zeit, verurtheilt, wird Niemand ohne Interesse lesen. Natürlich fehlen dem Roman auch jene drastischen Effecte nicht, welche die Gegner Roms von jeher durch gut in Scene gesetzte Klostergeschichten zu erzielen wußten. „Die Mönche leben zusammen, aber sie lieben sich „nicht. Wir sind hier keine Freunde, aber es ist auch gut „so. So wie wir uns an einander schließen, fangen wir

„an Gedanken zu haben. Man leidet's auch nicht. Sobald „zwei sich aufsuchen, beeilt man sich, sie zu trennen.“ Ein schauerliches Wort, das die Sache ins Herz trifft und Viel erklärt. Als actenmäßig wahr wird berichtet, daß ein römischer Alcantariner von einer kleinen, potipharisch gestimmten Cardinal-Nichte, gegen die er den Joseph spielte, angeklagt wurde, er habe sie „im Beichtstuhl geküßt.“ Kein Mensch glaubte an die Geschichte. Aber der Aermste fühlte sich einer „Gedankensünde“ schuldig und büßte diese freiwillig mit fünf Jahren Strafzellenhaft, die ihm sein Superior zuerkannte. — Die weibliche Garde der Kirche, von jeher ihre unwiderstehlichste Reserve, und auch das Corps der „kurzen Robe“ wird im Roman nicht vergessen. Das letztere (wir meinen die weltlichen Helfershelfer der Kirche, aus der Classe der Geschäfts- und Geldleute) ist durch einen cölnischen Notar vertreten: eine der häßlichsten Mißgeburten, welche vielleicht je der Phantasie eines Dichters entsprangen. Wir sollen uns einen Mann von funfzig Jahren vorstellen, der seine Sinnlichkeit nur noch dadurch momentan befriedigen kann, daß er sich dann und wann — aufhängt, was man so aufhängen nennt, an einem Stricke, bis zur Betäubung. In solcher Situation wird er einmal durch seine Geliebte (!) gefunden und abgeschnitten, und nun weiß diese denn auch endlich den wunderlichen rothen Wulst zu deuten, der ihr an seinem Halse schon lange auffiel. — Bon appétit! — Daß in einem Gutzkow'schen Tendenzroman, welcher sich mit den Intriguen Roms beschäftigt, auch Mysterien, geheime Gesellschaften, Ekstasen und „Wunder“ nicht fehlen, dürfen wir den Lesern der „Ritter vom Geist“ nicht erst sagen. Natürlich giebt der Beichtstuhl (dessen Geheim-

nisse vor Gutzkow so offen daliegen, wie die der Loge) auf diesem Gebiete eine reiche Ausbeute pikanter Motive. Aber auch magnetischer Schlaf, und zum Schlusse eine Logenversammlung des „jungen Italien“ findet sich für Liebhaber vor. Wie nur die Freimaurer diesmal so leer ausgehen! — Als leuchtender Mittelpunct hebt sich aus der katholischen Welt (die protestantische ist nur durch einen preußischen Gensdarmen, einen Pfarrer, einen westphälischen Grafen und ein Paar nichtsnutzige Convertiten vertreten) Bonaventura von Asselyn hervor, eine johanneische Gestalt, das Ideal des Priesters: gegen die „Ritter vom Geist“, die einer solchen im Ganzen und Großen wohlthuenden Hauptgestalt entbehren, ein nicht zu verkennender Fortschritt, womit freilich nicht gesagt werden soll, daß der Familienfehler aller Gutzkow'schen Helden, nämlich Unklarheit und schwankende Haltung in den entscheidenden Momenten, hier gänzlich verschwände. Seinen Bonaventura führt der Dichter durch alle denkbaren Prüfungen, durch Feuer und Wasser, wie Tamino, bis zur Verklärung. Der schöne, vornehme junge Priester begeistert erst ländliche Kirchgängerinnen und die Pensionärinnen von Nonnenwerth durch sein Wort und seine Gestalt; dann feiert er in Cöln als Domherr berauschende Triumphe auf der Kanzel und im Beichtstuhl. Einer ihn mit ihrer Liebesgluth verfolgenden Furie widersteht er tapfer und leicht genug. Dann setzt ihn eine tugendhafte, ekstatisch fromme, liebenswürdige Gräfinn auf schärfere Proben. Er aber weiß auch diesem Feinde zu begegnen, bewirkt in eigener Person die Verheirathung der schwärmerisch von ihm geliebten Dame, geht nach Wien, wird, wieder natürlich durch ihm aufgedrungene Frauengunst, Bischof von Cuneo in

Piemont, wo er unter den Waldensern seinen todt geglaubten Vater wiederfindet, und führt dann schließlich Handlung und Grundgedanken des Romans zu idealem Abschluß.

Und auch diese Handlung, sonst Gutzkow's schwächste Seite, nimmt im „Zauberer von Rom" anfangs einen ungewohnten, erfreulichen Anlauf. Die Tochter eines geldarmen und kinderreichen hessischen Dorfschulmeisters wird von einer vorüberfahrenden Dame „zu ihrer Erziehung und Ausbildung" nach Cassel mitgenommen. Dort erweist sich die edle „Wohlthäterinn" dann als ein groteskes Original von Geiz und Habsucht: lediglich, weil kein Dienstmädchen es bei ihr aushält, hat sie das unerfahrene Landkind als gute Prise gekapert. Sie verzehrt die gebackenen Zwetschen und die Tauben, welche man Lucinde mitgegeben hat, läßt der Kleinen die Knochen und die Steine übrig, fängt des Nachts mit eigener Hand Mäuse, die dann gebraten werden ꝛc., bis endlich die Volksjustiz und die Polizei sich darein legen und der armen Unschuld vom Lande zu ihrem Lohn und einem guten Dienst verhelfen. Es ist zu spät. Schon ist Lucinden's Herz durch das, was sie erlebte, verhärtet. Sie entwickelt sich (unter zum Theil sehr drastischen und saftigen Erfahrungen, deren Möglichkeit in dem soliden Cassel Gutzkow verantworten mag) zu einer geriebenen, kaltherzigen Kokette und Intrigantinn, geht mit einem diebischen Commis durch, kommt, zum Glück noch am ersten Tage der Reise, zu einer westphälischen Pfarrersfamilie, die einen verrückten Baron bei sich in Kost hat, und weiß sich durch Ausübung eines wunderbaren, magnetischen Einflusses auf diesen Narren nützlich und unentbehrlich zu machen. Für das Pumpernickel-Land und die dreißiger

Jahre des neunzehnten Jahrhunderts ein bischen gemacht romantisch, wird Mancher sagen. Aber es kommt besser. Besagter Magnetismus und ein hübsches Geschichtchen eröffnen dem unschuldigen „Hessenmädchen“ die Kreise der westphälischen Aristokratie. Man macht ihr den Hof; sie feiert, unter Begünstigung und quasi auf Anordnung ihres hochgräflichen Brodherrn, des Vaters jenes Verrückten, eine Art von bacchantischer Verlobungsscene, bei Champagner und Gewitter, in der nämlichen Stunde, welche der Graf sich ausgesucht hat, um den Vater des Bräutigams zu ermorden. Als der letztere, Doctor Klingsohr, die Sache durchschaut, benutzt er die günstige Constellation, um — Freundschaft mit dem Mörder seines Vaters zu schließen, natürlich gegen Baar und entsprechende Naturalvortheile. Man bewilligt ihm Lucinde sammt reicher Mitgift. Das Dämchen wird zur Vollendung ihrer Erziehung nach Hamburg geschickt, woselbst man Plattdeutsch spricht und dem Dichter (es war die Zeit der ersten Reuter'schen Erfolge) dadurch sehr passende Gelegenheit giebt, über die Eigenthümlichkeiten dieser Volkssprache seine unparteiische Meinung zu sagen: „Sie sei des „Mannes nicht würdig, gehöre hinter den Ofen, in die „Spinnstube, könne Nichts sagen als, ob die Milch sauer „sei oder die Gurken blühen. Sie schlorre dahin wie mit „Schleppschuhen, lasse aus Faulheit Buchstaben und Sylben „fallen, spreche von den erhabensten Dingen wie von Kinder„spielzeug. Und dabei liege doch wieder eine Malice in „ihr, die uns z. B. vor den Mägden, namentlich wenn „sie Hochdeutsch reden, (sic!) einen blanken Schrecken „einjagen könne.“ Bravo! Es geht doch Nichts über Unparteilichkeit, Logik und guten Stil! — So wäre denn das

qu. Pärchen beinahe glücklich unter Haube und Pantoffel gebracht, ehe der „Zauberer von Rom“ nur die Spitze seines Stabes gezeigt hat. Aber damit wäre dann auch die eingeleitete Handlung zu Ende und der epische Strom des Gedichtes hätte eine der Schifffahrt gar gefährliche Barre vor sich. Es gilt also Luft, Verbindung zu schaffen, einen Kanal zu graben zum Einlaufen in die hohe See der nun erst anhebenden Tendenzdichtung, und da müssen denn alle Mittel gelten. Es muß der verrückte Baron herbeikommen, um Klingsohr aus Eifersucht öffentlich durchzuprügeln und Klingsohr muß ihn erschießen, muß für ein Jahr auf die Festung gesteckt werden, damit Lucinde, die er mit seinem Saufen und seiner mystischen Philosophie längst gelangweilt hat, die nöthige Zeit und Stimmung gewinne, sich in einen Schauspieler zu verlieben und mit ihm durchzugehen. Da hätten wir denn freies, offenes Fahrwasser vor uns, und es ist nicht abzusehen, welches Abenteuer dem Helden und der Heldinn nicht noch passiren könnte.

Dem Helden und der Heldinn? Diesem wüsten, renommirenden, verkommenen jungdeutschen Kneipgenie, und der ungebildeten, herzlosen, öden Kokette, an die er sich hängte? Und doch! Wenn nicht die Lebensstellung, die Tugend oder was als solche gegeben wird, sondern das Maaß der Sorgfalt, des Interesses, die Genauigkeit der Zeichnung, die lebendige Farbengebung, welche der dramatische oder epische Dichter an seine Personen wendet, deren Rang bestimmt, dann sind nicht Bonaventura, nicht Paula, sondern Klingsohr und Lucinde (Philipp Hackert und Melanie in wenig verändertem Kostüm) der Held und die Heldinn des Romans. Sie werden am Anfange des zweiten Bandes beide katholisch;

Lucinde verliebt sich in Bonaventura, läuft ihm von einem Beichtstuhle zum andern nach, folgt ihm nach Wien, nach Rom, und wird da endlich durch die väterliche Fürsorge eines Cardinals an einen römischen Grafen verheirathet. Klingsohr hat es nicht so gut. Er muß alle Greuel des Mönchslebens, als abschreckendes Beispiel, erleben und vorführen, bis ihm schließlich nicht einmal das schon von seinem Vorbilde in den „Rittern vom Geist" erduldete zufällige Verbrennen erspart wird. Und dazwischen entwickeln sich dann, in neun starken Bänden, und zwar in einer mit der sichtlich wahrnehmbaren Ermüdung des Verfassers zunehmenden Intensität, die schon früher geschilderten Eigenthümlichkeiten Gutzkow'scher epischer Sprache, Handlung und Charakteristik zu einer Blüthe, welche zu dem im ersten Bande unverkennbaren guten, frischen Anlaufe einen gar betrübenden Gegensatz bildet. Das Gedicht geht, wie sein zehn Jahre früher erschienenes Seitenstück, an den ungeheuerlichen Dimensionen seiner Grundanlage und der Weitschweifigkeit der Ausführung zu Grunde. Was zunächst die Sprache angeht, so mögen ein Paar auf gutes Glück herausgenommene Beispiele zeigen, daß die über die Classicität der Ritter vom Geist uns abgedrungenen Bedenken hier leider nicht widerlegt werden. Da findet sich für den Grammatiker „das Rathsame, warum Lucinde fortgegeben werden mußte", das „Herangewachsensein", das „Altgewordensein", das „Uebergetretensein zur protestantischen Religion", das „Nichtglaubenwollen des Greises", das „Suchenmüssen eines Freundes", der „mächtighereinzubrechendrohende Stillstand." Der Physiker darf sich der Entdeckung „eines luftleeren Zimmers" freuen, in welchem Dr. Puttmeier vor einer zahl-

reichen Damengesellschaft einen philosophischen Vortrag hält, der Geograph wird sich auf einer Rheinfahrt an „senkrechten Strahlen der Augustsonne" ergötzen; der Jesuitenfeind wird in seiner sittlichen Entrüstung bestärkt werden, wenn er vernimmt, daß jene infernalische Secte sogar das Geheimniß besitzt, „Namen, die als Bewerber auftreten, zu tödten." Die Blumenlese ließe sich mit leichter, vergnüglicher Mühe zu einem Wörter- und Phrasenbuch, einer Clavis Gutzkowiana erweitern, mit welcher uns irgend ein jugendlicher Adept des Neu-Classicismus hoffentlich nächstens beschenken wird. — Und wie die Sprache, schlagen auch die Charaktere und die Handlung, sobald man einmal den ersten Band hinter sich hat, am Ende nicht aus der Art. Das Wollen und Nichtwollen zu gleicher Zeit, das „Staunen", „Starren" im Augenblicke des drängenden Entschlusses, das steuer- und compaßlose Hinsegeln vor dem Winde der Laune und des Zufalles ist, namentlich bei den honetten Personen des Gedichts, beinahe das alte. Da hört z. B. Bonaventura in einem Nonnenkloster Beichte. Eben will die jüngste Novize nach schwerem Kampfe ihr Herz erleichtern; da kommt der schwer kranke Beichtvater des Klosters, den Bonaventura eben vertritt, leichenhaften Ansehens in vollem Ornat einhergeschwankt, um im letzten Augenblicke die sichtlich drohende Enthüllung zu verhindern. Bonaventura merkt wohl, um was es sich handelt. Er fühlt, daß hier ein Frevel zu sühnen, vielleicht ein Opfer zu retten ist. Es kommt nun darauf an, daß er seinen Posten, auf den ihn der Bischof gesendet hat, noch ein Paar Minuten behauptet, daß er die bereits begonnene heilige Beichthandlung nicht unterbricht. Aber wo bliebe da die Romantik, die Verwickelung? Da



ginge ja Alles vernünftig und natürlich zu und die Geschichte wäre — gleich zu Ende. Ein Gutzkow'scher Held weiß schon besser, was er in solchen wichtigen Augenblicken zu thun hat. Er muß staunen, starren, zittern, das Maul aufsperren, sinnlos dastehen, bis der Intrigant seinen Zweck erreicht hat, das nothwendige Wort verschwiegen oder überhört, die Zeit zur natürlichen und nothwendigen Handlung versäumt, und der mit Lösung drohende Knoten wieder geschürzt ist. Und Alles das thut denn auch hier Bonaventura. Ein anderes Beispiel. Benno von Asselyn, eine Art Doppelgänger Dankmar's von Wildungen, kommt in Rom, Abends, ziemlich verstört aus einer improvisirten Schäferscene mit einer feurigen, allmächtigen Cardinalsnichte und empfängt Ordre, demnächst zu gründlicherer Wiederholung des Experiments sich pünctlich einzustellen. Eigentlich fürchtet er sich vor dem Frauenzimmer, ist vor ihrem Andrängen geradezu von Wien nach Rom ausgewichen: doch mochte er die Connexion, seiner republikanisch-jungitalienischen Freunde wegen, nicht geradezu aufgeben, und, wie es denn so geht, Gelegenheit macht Diebe, l'appétit vient en mangeant. Wie er nun so, träumerisch und erwartungsvoll, zwischen Licht und Dunkel in den Straßen umherzieht, bemerkt er, daß Verschworene in Mönchstracht sich im Hause des freisinnigen Advocaten Bertinacci versammeln. Er weiß sehr wohl, daß diese Leute, seiner unklaren, vornehmen Verbindungen wegen, ihm längst nicht mehr trauen, daß die Polizei ihn und sie sorgfältig bewacht, daß bei der geringsten Unvorsichtigkeit Alles auf dem Spiel steht, und daß endlich — die schöne Olympia durchaus keine Freundinn vom Warten ist. Zudem

liegt ihm der Gedanke an Verschwörungen und Rebellion im Grunde sehr fern, denn er ist Deutscher von guter Geburt und Erziehung, und erfreut sich regelmäßiger Wechsel. So vermuthen wir denn, daß er wohl zu Olympia gehen wird, oder schlimmsten Falles, bei etwaigem plötzlichem Tugend-Paroxysmus, in die Kneipe, oder zu Bette, oder sonst irgendwo hin, nur nicht in die jung-italienische Mausefalle. Ja, wenn er nur nicht die Verpflichtungen eines Gutzkow'schen Romanhelden hätte. „Er war auf der Höhe des Lebens angekommen", belehrt der Dichter unsere Unwissenheit, „Dämonen erwachten in ihm (sonst glaubten wir immer, „daß auf der Höhe des Lebens vielmehr der etwa vorhandene „Verstand erwacht), und — er wäre doch vorüber gegangen, „wenn nicht im entscheidenden Augenblicke die Thüre sich „geöffnet und eine Stimme, die eines Bedienten, gerufen „hätte: Was beliebt, mein Herr? Da ließ ihn, nicht freier „Wille, sondern ein fremder Geist, die Losung sprechen, und „er trat ein." — Natürlich wird er von den ihm feindlichen Verschworenen alsbald hinaus geworfen, dann von den Gen'sdarmen gefangen, von seiner vornehmen Liebhaberinn befreit, dadurch ihr zu Dank und Dienst verpflichtet, seiner eigentlichen, deutschen Geliebten beraubt, und — der Dichter hat uns gezeigt, wie ein begabter Mann sich seiner Ansicht nach „auf der Höhe des Lebens" benimmt, er hat außerdem eine Loge des jungen Italiens geschildert und — Stoff zu einem neuen Bande gewonnen. Daß diese Schilderung und dieser Stoff etwas theuer erkauft sind, nämlich durch Ertödtung des Interesses an einem so plan- und gedankenlos hintaumelnden Helden und an den um ihn sich ansammelnden *Ereignissen*, (Handlung kann man das doch nicht mehr

nennen): dies Alles ist Nebensache. Daß bei dieser Methode die „Handlung“ alle Augenblicke im Sande verläuft, sich unter endlosen Gesprächen, wirren Episoden verliert, ist nur zu natürlich. Wir befinden uns am Ende wieder ganz und gar unter den „Rittern vom Geiste.“ Auch der Schluß wird für die Leser jenes Romans nichts Ueberraschendes haben. Er spielt, wie dort in der Traumwelt, so hier geradezu in der Zukunft, wie ein Capitel des Propheten Daniel oder der Offenbarung Johannis. Bonaventura wird nach Pio Nono's Dahinscheiden Papst; und er hat Nichts eiliger zu thun, als ein freies Concil ins Waldenserthal zu berufen, zu — endlicher Vollendung der von Luther nur begonnenen Kirchenreformation und Begründung des Reiches Gottes auf Erden. Hält diese Religionsweisheit nicht vollkommen Stand neben der Staatsweisheit der „Ritter vom Geist“, und widerlegt Gutzkow nicht drastisch das alte Vorurtheil, daß Poeten nicht zu Staatsmännern taugen? — Die Sache ist also in den besten Händen, und wir dürfen uns auch um die deutsche Einheit, von der seit der Vorrede nicht mehr die Rede war, nicht weiter beunruhigen. Wenn der Papst erst einmal unter die Reformatoren gegangen ist, kann ja alles etwa noch weiter zu Leistende nur ein Kinderspiel sein.

Nun ein Wort noch. Vielleicht fragt Jemand: Wozu der Lärm? Wer schießt denn auf Todte? Warum so viele Worte über neunbändige Romane, die doch kaum Jemand liest, ohne den Zusammenhang der Geschichte zu vergessen?

Darauf antworten wir: Weil diese Art von Dichtung zwar, so Gott will, auf das Publikum wenig genug einwirkt, desto mehr aber auf literarische und journalistische

Kreise, weil sie schlimme Erbfehler unserer Anlage und Bildung durch eine Art von Autorität zu bestärken geeignet ist, weil Charaktere, Situationen, ja sprachliche „Freiheiten“ wie die gerügten in unsern neuern und neuesten Tendenzromanen, auch in denen berühmter Verfasser, sich bedenklich fortpflanzen; weil sie eine Nachwirkung von Bewegungen und Zuständen sind, die uns weder zur Ehre noch zur Freude gereicht haben und die heute zu Tage, zwar gebrochen, aber noch lange nicht spurlos verschwunden sind; endlich, weil es nicht gut ist, wenn ein an sich höchst kenntniß- und talentreicher, vielfach verdienter, auf dem seiner Begabung von der Natur zugewiesenen Gebiete sogar ganz vortrefflicher Schriftsteller (wir achten Gutzkow nämlich sehr hoch als Literator, Aesthetiker und Journalisten) durch sein Beispiel üble Gewohnheiten bestärkt und das Urtheil verwirrt.

Gleichzeitig mit den „Rittern vom Geist“ (1850) wurde in weiten Kreisen mit ungewöhnlicher Theilnahme ein Roman eines jungen Autors begrüßt, der, wie Gutzkow, es unternahm vom Standpunkte einer freien Kritik aus die politischen, socialen und religiösen Gegensätze der Epoche in einer erzählenden Dichtung sich abspiegeln zu lassen; der sich dieser gewaltigen Aufgabe, was epische Kraft und künstlerische Anordnung angeht, ebenso wenig gewachsen zeigte wie sein berühmter und anspruchsvollerer Gesinnungsgenosse, dennoch aber auch heute noch seine volle Anziehungskraft auf denkende Leser ausüben wird: durch die Ursprünglichkeit und Wahrhaftigkeit seiner Auffassungen und durch die Frische, mit der er an die Dinge, wenn auch meistens mehr reflectirend als darstellend, herantritt. Max Waldau (Spiller von Hauenschild, geb. in Schlesien, 1824) hatte schon 1847

durch sein Erstlingswerk „Nach der Natur" die Theilnahme der literarischen, freidenkenden Kreise auf sich gelenkt, und mit Recht. Das Buch, mit allen seinen Fehlern, ist für Jeden, der jene gewitterschwülen Tage mit Bewußtsein durchlebte, noch heute ein wahres Stammbuchblatt, ein Ruf aus der Jugendzeit. Von dem, was man eigentlich einen guten Roman nennt, ist freilich keine Rede. Kaum, daß der schwache Faden der Handlung unter einer wuchernden Vegetation von Excursen und Episoden kenntlich bleibt: Ein alter, reicher Graf hochconservativen Gepräges lebt mit seiner schönen Nichte in einem einsamen Waldschlosse. Es kommt Besuch: Graf Felix, ein Verwandter des Hauses und Maler Stein, dessen Freund. Man lebt sich ineinander ein, unter Gespräch, Zeitvertreib, Naturgenuß. Stein wird unserer Theilnahme nahe gerückt als Mann von Herz und Geist, als schwer gemißhandeltes Opfer jesuitischer Ränke und harter Bigoterie. Man hat im Jesuitencollegium seine Jugendjahre vergiftet; seine Braut hat man ins Kloster geschickt; seine väterliche Erbschaft zu Gunsten der Kirche verkümmert. Dazu ist ihm ein Jugendfreund unter priesterlichen Einflüssen zu Grunde gegangen. Alles das hat ihn gereift, gestählt: nur zu sehr für sein Glück. Denn Gräfinn Marie, für die er alsbald entbrennt, bekennt sich zu der, damals in ästhetischen Kreisen fast kanonischen Liebesreligion der G. Sand'schen Heldinnen, die ihrem Geliebten durchaus Etwas nachzusehen und zu vergeben haben, d. h. sich ihm überlegen fühlen müssen, während der zuverlässige, Achtung gebietende Mann es bei ihnen nicht leicht weiter als bis zur Freundschaft bringt. Die Ankunft eines interessanten, glänzenden Grafen Plessenberg wird, so ahnen wir, auch in dem

vorliegenden Falle diese Theorie bewähren und des Malers Neigung ebenso kreuzen, wie die Pläne, welche der alte Graf zu Gunsten seines Neffen im Sinne hat. Darüber geht die Saison zu Ende, und der schön und wirksam angeschlagene Mollakkord des allgemeinen Aufbruchs von der Stätte traulichen Zusammenlebens schließt ahnungsvoll, der Auflösung harrend, den Band und das Buch. Dies die ganze Handlung, wenn eine solche Reihe von lose aneinander gereihten Stimmungsbildern überhaupt diesen Namen verdient. Dafür umfaßt dann aber dieser mehr als einfache Rahmen eine Fülle von Herzensergüssen, Betrachtungen, Erörterungen, aus deren jedem Worte der feinfühlende, so zu sagen von dem Nervenäther seiner Zeit durchzitterte Dichter spricht: der ganze Mikrokosmus der Stimmungen, Wünsche, Zweifel, Hoffnungen der vormärzlichen Höhezeit. Daß Liebe und Poesie, Frauen und Dichter das erste Wort haben und sich desselben oft ziemlich überschwänglich bedienen, daß die Speculation es sich noch mit vormärzlicher Naivetät in dem deutschen Zauberwalde ahnungsvoller Stimmungen wohl sein läßt, darf bei einem 23jährigen Dichter jener Tage nicht in Verwunderung setzen. Zwischendurch aber fahren die ersten, scharfen, unheimlichen Windstöße des aufsteigenden Gewitters: Vor Allem das Sphinx-Räthsel des Jahrhunderts, die sociale Frage; dann die tiefe Verstimmung gegen die sich überall aufdrängende, streng kirchliche, herrschsüchtige Richtung einflußreicher Kreise: Alles geistreich, „bedeutend“, wenn auch noch weit entfernt von gerundeter, künstlerischer Form. So der erste Theil des Buchs. Der zweite, und an ihn anschließend der Roman „Aus der Junkerwelt“ erschienen, wie gesagt, 1850.

Sie zeigen einen andern Mann, eine andere Zeit. Von einem richtigen, epischen Strome freilich ist auch hier kaum die Rede. Die Episoden, die Herzensergüsse bleiben immer noch die Hauptsache. Die Handlung stockt häufig, um dann in mächtigen Sätzen, mehr überraschend als befriedigend, die Wendung zu einem Ziele zu nehmen, das eigentlich kein Ziel ist, zu einem Ende in schriller Dissonanz, wie die Bewegung der Zeit, soweit sie der Dichter übersehen konnte. Graf Felix, der mit dem Maler Stein auf sein Stammschloß in Schlesien gegangen ist, erlebt dort die Schrecken des Nothjahres 1847 (Rybnik und Pleß) und des Frühlings 1848, Scenen, die sich bekanntlich von dem ziemlich harmlosen Club- und Barricaden-Spektakel unserer gemüthlichen Städte sehr zu ihrem Nachtheil unterschieden. Es ist leider keine Erfindung des Dichters, was wir u. a. hier von oberschlesischen (polnischen) Bauern und Knechten lesen, die aus bloßem Muthwillen den herrschaftlichen Pferden die Augen ausstachen und den Kühen die Euter abschnitten. Wir haben, in flüchtiger Skizze, so ziemlich die Scenerie des zweiten Theiles von „Soll und Haben“ vor uns. Auch Herrn v. Finck, den stehenden Gast in den socialen Romanen und Dramen jener Tage, oder doch einen ältern Vetter desselben, erkennen wir unschwer. Er heißt hier Baron von Weigelsdorf, ist überall und nirgends zu Hause, spielt wunderbar schön Klavier, plaudert geistreich, sarkastisch, kehrt in der Gesellschaft das Unterste nach Oben, ist über Alles hinweg, und hat in der Gefahr dann doch Kopf und Herz immer auf dem richtigen Fleck: der wahre Typus einer reichen, vielseitig angeregten, aber nicht in den großen Verhältnissen des staatlichen und nationalen Lebens geschulten Bildung,

wie die gährenden vierziger Jahre sie, in den höhern Mittelclassen, der Büreaukratie des patriarchalischen Staates schon gegenüber stellten. — In den ersten Tumult der Revolutionszeit platzt nun die Nachricht ein, daß Marie sich mit Graf Plessenberg verlobt hat, obwohl sie wußte, daß jener ein Paar Jahre früher ein bürgerliches Mädchen um Ehre und Leben gebracht und deren Bruder im Duell erschossen hatte. Maler Stein resignirt stoisch, Graf Felix rast in verletzter Eitelkeit. Aber man behandelt ihn wie ein krankes Kind, er scheint sich zu beruhigen und das bevorstehende Ende scheint eine fröhliche Hochzeit, als — Felix und die Braut auf einem Spazierritte den Hals brechen. Die Italienerinn Nora, welche dabei im unheimlichen Zwielichte versteckter Schuld gezeigt wird, ist eine der seltsamsten Figuren, welche die von Frankreich aus angeregte Spätromantik der vierziger Jahre geschaffen hat, eine Art Lelia in dritter Potenz. Von einem neapolitanischen Großen als Tochter erzogen, wurde sie brutal verstoßen, sobald der vermeintliche Vater in ihr ein von der Amme untergeschobenes Kind erkannte. Darüber ist sie erbitterte Menschenfeindinn geworden. Sie hat ihren lieblosen Pflegevater vergiftet und macht seit der Zeit ihre Lebensaufgabe daraus, „das ekelhafte Raubthier, welches Mensch heißt", soweit ihre Macht reicht zu quälen und zu vernichten. Man weiß, wie die Mysterienliteratur der letzten vierziger Jahre es liebte, in solchen Schöpfungen einer durch Ueberfülle stockender Säfte gereizten Phantasie die Aufregungen zu suchen, welche das reale Leben versagte. — Nicht eben viel höher als in diesem Erstlingswerke erhebt sich Max Waldau's epische Kraft in dem gleichfalls 1850 erschienenen Roman „Aus der Junker-

welt." Wir wandeln auch hier unter G. Sand'schen Reminiscenzen. Die Herzenshärtigkeit der Reichen und ihr verderblicher Rückschlag auf den Charakter der zum Nachdenken erwachten Armen ist das, im Grunde mit mäßiger Kunst durchgeführte Thema. Der Held ist ein Drechsler, der aus Haß gegen Reiche und — Reichthum (!) sich freiwillig vom Künstler zum Arbeiter degradirt hat: augenscheinlich der ins Deutsche übersetzte Henri Lemor aus dem Meunier d'Angibauld, mit einigen Zusätzen aus dem Farbenkasten des Compagnon du tour de France. Die Erzählung verwickelt sich und stockt alle Augenblicke und findet zuletzt nicht einmal den energischen, tragischen Abschluß, auf den die Anlage hinzuarbeiten schien. Aber wir vergessen diese Mängel, hier, wie in dem zweiten Theile von „Nach der Natur", oder wir verzeihen sie doch, Angesichts der Fülle schlagend wahrer Zeitbilder und glänzender Ausführungen, in welchen die socialen Zustände jener denkwürdigen Jahre sich abspiegeln. In diesem Sinne sind diese drei Bände eine wahre Schatzkammer für unsere Culturgeschichte. Es kommt dem Verfasser für seine Aufgabe zu Gute, daß er, bei warmer Theilnahme für alles Menschliche, dennoch außerhalb der eigentlichen, kämpfenden Parteien steht. Im Sinne jenes kritischen Idealismus, der, damals nur noch durch kleine literarische Kreise vertreten, jetzt bereits zahlreich besuchte internationale Congresse zusammenbringt, erwartet er das Heil nicht von der Besserung, sondern von der Beseitigung des Staates. Auf dem Schwerpunkt der freien Selbstbestimmung sittlicher und intelligenter Persönlichkeiten soll die Zukunftsgesellschaft balanciren; und da dem Dichter sein gesunder Menschenverstand wohl sagt, daß diese Zukunft

denn doch wohl noch sehr zukünftig ist, so bewahrt er den Zeitgenossen gegenüber eine unparteiische Ruhe, die der Beobachtung sehr förderlich ist. Was er gelegentlich in damals beliebten Wendungen von „ehemaligen Menschen, jetzigen Soldaten" einfließen läßt, widerspricht dem nur scheinbar. Gewissen Ereignissen gegenüber mußte man damals nicht unparteiisch, sondern sehr parteiisch sein, um sich von überlaufenden Gefühlsausbrüchen ganz frei zu halten. Gott sei gedankt, daß wir diese Dinge jetzt, hoffentlich für immer, hinter uns haben! Merkwürdig ist übrigens auch hier wieder die Uebereinstimmung vieler Motive mit denen von „Soll und Haben", bei der man selbstverständlich keine Ursache hat, an Nachahmung von Seiten Freytag's zu denken, vielmehr an eine zwingende Gewalt des realistischen Zuges, der in unserer Dichtung seit dem Anfange der funfziger Jahre mehr und mehr die Oberhand gewinnt. Wie einzelne Baummassen und Berggipfel aus einer in Wolken gehüllten Gebirgslandschaft ragen schon bei Max Waldau, dem Landsmanne Freytag's, aus dem Nebelmeer der Reflexionen scharf gezeichnete Typen und Bilder der Zeit hervor: der oberschlesische Landadel mit seinen Bauern, die verschiedenen Varietäten des modernen Geldmenschen, vom jüdischen, gemeinen Wucherer bis zum noch viel schlimmeren „frommen" Bankier aus der allerbesten christlich-germanischen Gesellschaft; endlich die glänzenden, aber auf ihren materiellen Grundlagen schwankenden hocharistokratischen Kreise. Wir kehren in dem strohgedeckten Palais des schlesisch-polnischen Junkers ein, machen mit seinen stattlichen aber stark naturwüchsigen Töchtern, Mitteldingen zwischen Mägden und großen Damen, und mit seinen ritterlichen, immer durstigen Nachbarn Bekanntschaft.

Nachbar Graf Zabrzinsky verweigert in der Ungarweinlaune des Jagdschmauses die Gesundheit des Königs: „Hat er mir beleidigt, hat er mir geschickt rothen Adler vierter Klasse!“ — Der Breslauer „Bücherverleiher“, Herr Silberstein, läßt in seinem schmutzigen Local geldbedürftige Gräfinnen antichambriren, und weiß es ihnen heimzuzahlen, wenn sie sich schämen, mit ihm über die Straße zu gehen. Alles das lebt und webt in plastischer Fülle. Daß Büreaukratie und überhaupt regierende Kreise übel fortkommen, gehört zur Signatur der Zeit. Um so lehrreicher ist das Zeugniß, welches dieser „Freie“ par excellence mitten unter dem Strudel der überwältigenden Ereignisse von 1849 und 1850 über die politische Lebensfrage jener und unserer Zeit auszusprechen nicht umhin kann: „Preußen“, ruft er, „Preußen wird immer „an der Spitze Deutschlands stehen: durch die Niedertracht „Oesterreichs, die Schwäche Sachsens, die Abhängigkeit „Hannovers, die ultramontane Perfidie Baierns. Preußen „ist der einzige Staat, der Deutschland eine Zukunft ver„spricht.“ Freilich fügt der Verfasser hinzu: „Für Deutsch„land ist Preußen Alles, — für die Menschheit und für „mich wahrscheinlich noch lange Zeit Nichts.“ Aber würde er das heute wiederholen, wenn es ihm, wie uns, gegönnt wäre, Preußen die Fahne voran tragen zu sehen zur Entscheidungsschlacht zwischen der romanischen Abenteuer- und Raubwirthschaft und dem germanischen friedlich sittlichen Rechtsstaat? Wenn er Zeuge wäre, wie der von Preußen ausgestrahlte nationale Geist die alt-österreichische Hauspolitik durch die österreichischen Volkssympathieen im Schach hält? wie das „schwache Sachsen“ sich um den Ehrenplatz in der vorderen Kampfreihe bewirbt? wie die „perfiden

Ultramontanen Baierns" schweigen müssen vor dem vom Meer bis zu den Alpen hallenden Kampfrufe des neuen, geeinigten Deutschlands? Es ist ein heißer, durch schweres Wetter bedrohter Tag der Ernte, den Gott uns erleben läßt. Aber wir ernten da, wo unsere Väter und wir in redlicher, ausdauernder Arbeit gesäet haben; und wer das stille Heranwachsen dieser Saat beobachtet hat, dem macht ein aufsteigendes Unwetter um ihr endliches Schicksal nicht bange. Es ist doch eine Vernunft in den Dingen, wenn auch nicht in den Menschen! *

---

* Diese Zeilen wurden am 22. Juli 1870, unmittelbar nach der französischen Kriegserklärung, geschrieben.

Fünfte Vorlesung.

Der sociale Tendenzroman, Fortsetzung.
Spielhagen. — Berthold Auerbach. — Herrmann Grimm — Levin Schücking — Reactionäre Tendenzromane.

Wir mußten unser Studium des socialen Tendenzromanes der Gegenwart mit Betrachtungen von vorzugsweise kritischer Färbung eröffnen. Ueberwiegen überlieferter Bildungselemente über die unmittelbare Erfassung des Lebens, mehr Reflexion als Handlung, oberflächlich empfundene und daher schwach und oft widerspruchsvoll durchgeführte Motive, verschwommene oder skizzenhafte Charakterzeichnung, Mangel rechter Wärme in Liebe und Haß, Zersplitterung des Interesses, dilettirendes Spielen mit Personen, Dingen und Gedanken, Alles das nur zu natürlich sich abbildend in einer abwechselnd nachlässigen und anspruchsvoll gezierten Sprache, das waren, zumal in des tonangebenden Gutzkow großen „Epoche machenden" Romanen die Grundzüge der Gattung: das Kunstepos einer Gesellschaft, deren Dichter die Fühlung mit dem realen Leben des Volks zu suchen beginnen, während ihnen doch die übeln Gewohnheiten und Schwächen einer abstract literarischen Bildung noch überall ankleben. Es fehlt nun viel daran, daß jene in der Natur dieser Kunstgattung und dieser Uebergangsepoche liegenden Schwächen seitdem überwunden wären; Gutzkow'sche Art und Unart

läßt sich im Gegentheil so ziemlich in allen Tendenzromanen der Gegenwart nachweisen. Dennoch ist ein stetiger, recht erfreulicher Fortschritt zu plastischer Kraft und Fülle der Darstellung und zu energischer Klarheit in Charakterzeichnung und Gedankenentwickelung, dem Gesammtfortschritte unsers nationalen Lebens entsprechend, nicht zu verkennen. Wenn wir denselben zunächst in *Spielhagen's* Dichtungen nachzuweisen versuchen, so soll damit keine Rangordnung vorschnell aufgestellt werden. Vielmehr leitet uns ein culturhistorisches Interesse, insofern gewisse, die beiden jüngsten Jahrzehnte charakterisirende Wandlungen des deutschen Bewußtseins in den Dichtungen dieses reich begabten Schriftstellers sich besonders anschaulich spiegeln.

Friedrich Spielhagen, geboren in Magdeburg am 24. Februar 1829 (also achtzehn Jahre jünger als Gutzkow), auf dem Gymnasium in Stralsund und auf den Universitäten Berlin, Bonn, Greifswald durch gründliche philologische und philosophische Studien gebildet, trat zuerst im Jahre 1859 mit einer anspruchslosen Erzählung „*Auf der Düne*" hervor: ein kleines, reizendes Gemälde von Herzenszuständen und Wandlungen, im Rahmen frischester Naturschilderung, von den socialen Conflicten der Gegenwart kaum noch gestreift. Ein junger, poetisch gestimmter und begabter Gelehrter folgt für die Sommerferien der Einladung seines Jugendfreundes auf eine Inseldüne zwischen Rügen und der pommerschen Küste. Sein Gastfreund, eine schlichte, praktische Natur, hat guter Versorgung und häuslichem Glücke in einem bescheidenen Berufe vor den Versuchungen des Ehrgeizes den Vorzug gegeben und fühlt sich behaglich wohl in regelmäßiger Thätigkeit und einem reizenden, bequemen

Daheim, das ihn die Aufregungen der „Gesellschaft" nicht vermissen läßt. Hier schürzen sich nun zwischen den beiden Freunden, der Frau vom Hause, einer Freundinn derselben und einem Cavalier aus der Nachbarschaft die Knoten eines stark neufranzösisch angelegten, aber zu specifisch neudeutscher Lösung führenden Liebesromans. Der Cavalier umschwärmt in unlauterer Absicht die redliche, ihm harmlos freundlich entgegen kommende Frau vom Hause; der poetische Gast macht der neckisch muntern Freundinn romantisch tändelnd den Hof. Der Ehemann, ächt deutsch, zeigt den ihm aufsteigenden Verdacht nicht in wildem Losbrechen, sondern in stolzer Zurückgezogenheit, die freilich das Uebel nur ärger machen kann. Am Ende entscheidet gar noch ein Duell zu Gunsten des entlarvten Don Juan, und der übrig bleibende, tugendhafte Poet würde sich zwischen den beiden Damen in einigermaßen schwieriger Lage befinden, wenn die Ankunft eines von der muntern Ella längst geliebten, bildhübschen Seeofficiers nicht der Wirklichkeit gegen bloße Phantasien und Stimmungen schnell zu ihrem Rechte, und jedem Betheiligten zu der Seinigen hülfe. Es versteht sich, daß die Verbindung der tugendhaften, vernünftigen Wittwe mit dem ebenso tugendhaften Herzensfreunde ihres getödteten Mannes nur in der Perspective der Zukunft gezeigt wird. Nach zwei Seiten hin entwickelt der Dichter schon in dieser Erstlingsarbeit die ihm eigenthümlichen Vorzüge. Zunächst in der Gegenständlichkeit und Kraft seiner Naturschilderungen. Es weht ächte, frische Ostseeluft durch seine Landschaften. Wer je auf einsamer Düne Zwiesprache hielt mit Meer und Wind, wer im Bade oder auf kecker Botfahrt mit der Salzfluth Kameradschaft schloß, der wird in Spielhagen's nordischen

Landschaftsbildern den wahren und starken Zug des an den Dingen sich aufrichtenden Dichters mit Freuden begrüßen. Und diese Richtung auf unverzagte, gegenständliche Wahrheit bewährt sich dann auch auf dem schwierigern und geheimnißvollern Gebiet, wo es der Dichter mit den Stürmen und Wettern menschlichen Seelenlebens zu thun hat. Die geistreichen, schwankenden Traum-, Gefühls- und Stimmungs-Menschen der jungdeutschen Ueberlieferung treten immerhin auch hier noch oft genug auf. Aber sie beherrschen nicht mehr unbedingt die Lage und sind für den Dichter nicht mehr im Rechte gegen die sittliche Nothwendigkeit und gegen die Verhältnisse der thatsächlichen Welt. Es ist ein nicht zu unterschätzender Fortschritt gegen die Normalhelden jungdeutschen Zuschnittes zu constatiren, wenn hier z. B. der poetische Denker Paul, der geistige Träger des Gedichtes, nicht Gefühlsüberschwänglichkeit, sondern Resignation als Grundlage jedes dauernd beglückenden Verhältnisses bezeichnet, wenn er ohne Verstimmung, ohne Weltschmerz sich und Andere daran zu erinnern weiß, daß jede Wirklichkeit gegen das Mögliche, jedes Concrete gegen das Ideal zurückstehen muß, und daß wir den Unbequemlichkeiten und selbst den Härten dieser nie aufgehenden Bruchrechnung uns entschlossen zu fügen haben, wenn wir dem realen Leben abgewinnen wollen, was es zu geben vermag. Das ist der Weg zur Weisheit und zum Erfolg. Freilich werden auch Spielhagen's Helden noch oft straucheln müssen, ehe sie ihn mit Sicherheit zu beschreiten lernen. Sogleich, und nicht selten in ganz bedenklicher Weise, in den drei großen Dichtungen, durch welche Spielhagen in rascher Folge seinen Platz in der ersten Reihe der mitlebenden Kunstgenossen erobert hat,

in den „Problematischen Naturen“ (1860), deren Fortsetzung „Durch Nacht zum Licht“ (1862) und dem Roman „In Reih und Glied“ (1863). Die dazwischen liegende „Clara Vere“ und „Die von Hohenstein“ lassen wir, als für unsern Zweck weniger wichtig, hier vorläufig bei Seite.

Die „Problematischen Naturen“ und „Durch Nacht zum Licht“ gehören, psychologisch und culturhistorisch betrachtet, zu den lehrreichsten Dichtungen der Gegenwart und werden den nachlebenden Geschlechtern ein gutes Stück der Kämpfe und Wandlungen versinnlichen können, die sich unter Freude und Leid, unter Irrung und Fortschritt seit ein Paar Jahrzehnten an uns vollziehen. Der Held, Oswald Stein, ist eigentlich ein jungdeutscher Charakter vom reinsten Wasser, nur mit dem Unterschiede, daß der Dichter ihn als solchen erkennt und uns nicht zumuthet, ihn zu bewundern, ganz abgesehen von den frischeren Farben und den plastischeren Formen seiner Erscheinung. In freisinnigen Grundsätzen nicht nur, sondern geradezu in fanatischem Adelshaß erzogen, auf der Universität durch einen Lehrer ersten Ranges mit allen Waffen der philosophischen Kritik ausgerüstet, beginnt er dennoch seine Laufbahn als — Hauslehrer einer altadligen Familie „von Grenwitz“ auf Rügen. Wir vermuthen natürlich dringende Noth als einzig denkbaren Beweggrund dieses Schrittes. Professor Berger aber, Steins philosophischer Freund, belehrt uns eines Andern: „Stein soll sein Lebensbuch, genannt „Illusions perdues, sobald als möglich vollschreiben; er soll „unter die Junker gehen, wie ein Mohikaner unter die Iro-„kesen, und recht viele Skalpe mitbringen in den heimischen „Wigwam“, d. h. doch wohl, er soll die Gesellschaftsclasse

hassen, verachten, wo möglich schädigen lernen, der zu dienen er sich gleichwohl freiwillig verpflichtet. Jedenfalls scheint der Professor auf den ererbten Adelshaß seines Schützlings noch kein rechtes Vertrauen zu setzen, und der Erfolg zeigt, daß er auch wenig Ursache dazu hat. Stein ist in seinem romantischen Schlosse kaum warm geworden, als er das Herz einer schönen Edeldame, Melitta von Berkow, gewinnt, die von ihrem irrsinnigen Gatten getrennt, in glänzender Unabhängigkeit lebt. Sehen, Siegen, Genießen ist eins, denn die „große Dame“ thut die Dinge nicht halb. In dieser seligen Stimmung hält der schöne, begünstigte Plebejer, bei Gelegenheit eines Festes, seinen Einzug unter den Vollblut-Junkern des Landes. Die zweideutigen Blicke, welche anfangs den „Hauslehrer“ treffen, gewinnen bald einen andern Ausdruck, da dieser sich im Pistolenschießen und sonstigen noblen Talenten und Eigenschaften glänzend hervorthut. Die Damen vollends thun das Mögliche, dem hübschen, eleganten Jungen den Kopf zu verdrehen; Stein berauscht sich in feurigen Blicken und in Champagner. Da glaubt er Zeichen freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Melitta und einem Baron Oldenburg zu bemerken. Die „jalousie retrospective“ ergreift ihn jählings, wie den ersten besten neufranzösischen Roman-Liebhaber; er benimmt sich flegelhaft gegen seine gütige Freundinn, macht einer jungen, *sehr* sanguinischen Land-Kokette den Hof, kommt gleich zu Küssen und halb unwillkürlichen Liebesworten und wird dafür denn später durch gründliche Reue und Selbstverachtung von Rechts wegen gestraft. Es bedarf einer ausdrücklichen Einladung der nachsichtigen Geliebten, um ihn wieder zu deren Füßen zu führen. Da wird die tödtliche Erkrankung des irrsinnigen

Barons gemeldet, der noch zwischen ihm und seinem gesicherten Glücke steht. Melitta eilt pflichtmäßig zu dem Sterbenden und Oswald, noch trunken von ihren Küssen, bleibt zurück — glücklich und hoffnungsvoll, so sollten wir denken? Weit gefehlt! Es befällt ihn vielmehr plötzlich „das Weh aller auf das Ideale gerichteten Geister", der Gedanke, „daß im Grunde doch Nichts auf Erden reinlich ist." Er erinnert sich plötzlich, daß die Dame, mit deren Sohn er doch alle Tage plauderte und spielte, schon einem Andern angehört hat! „Er hätte aufschreien mögen vor Schmerz. Er hätte sein Haupt an den Felsen zerschmettern mögen!" Und dabei ist der Herr gesund, dreiundzwanzig Jahre alt, hat Sommerferien, schönes Wetter, einen vollen Beutel, eine schöne, gute, reiche Geliebte und die Auswahl zwischen allen romantischen Plätzchen der schönen Insel Rügen, um ganz in Muße zu verzweifeln oder sich zu trösten, und falls er das Letztere vorzöge, dürfen wir hoffen, daß die kleine Emilie von Breesen nicht abgeneigt sein wird, ihm durch geeignete Fortsetzung der Ballbekanntschaft dabei behülflich zu sein. Es geschieht jedoch Nichts von allen diesen viel zu natürlichen und gewöhnlichen Dingen, sondern Oswald zieht es vor, sich Knall und Fall hoffnungslos in eine dritte Dame, die eben aus der Pension heimgekehrte Tochter seines Principals, zu verlieben. Es ist ein feierlicher Moment. Die Gesellschaft spielt gerade Ringwerfen, als Oswald dazu kommt. Er sieht die Rückseite einer ihm unbekannten, wunderbar anmuthigen weiblichen Gestalt. „Es ist ihm als müsse etwas Ungeheures geschehen. Er möchte fliegen" ꝛc. Die Dame wendet den Kopf; ein Blick, und es ist geschehen um unsern philosophischen Adelsfeind, der auf der Stelle

alle seine Ehren= und Liebespflichten, alle Zukunftshoffnungen aufgiebt, einem übermüthigen Vollblut=Backfischchen zu Liebe, welches letztere unterdessen witzige Briefchen schreibt über „die Familie Nobody, deren Mitglieder gar nicht zu „unterscheiden wären, wenn nicht etwa zufällig der Eine „Stein, der Andere Timm, ein Dritter Müller, ein Vierter „Schulze hieße.“ Das Ende krönt denn auch das Werk. Oswald besiegt auch Helenens Herz, wenn auch nicht ihren Stolz, hänselt ihren officiellen Freier, den Baron Felix, wird auf einem Balle von den Junkern gröblichst insultirt und schießt seinen Nebenbuhler im Duell über den Haufen, um dann natürlich sein Ränzel zu schnüren und, leicht am Beutel, schwer im Herzen, in die Musenstadt zurückzukehren, aus der er gekommen. Wir fragen billig nach dem Schlüssel zum Verständniß so vieler Verkehrtheit, die Oswald geradezu zu einem „Großritter vom Geist“ qualificirt. Hätten wir ihn etwa in den Ausführungen des edelmüthigen und geistreichen Baron Oldenburg zu suchen, die sich auf Anlaß Oswald Steins und seiner schönen, unverstandenen Seele wiederholt über „die berühmte blaue Blume“, romantischen „Andenkens, verbreiten, „deren Duft die Welt erfüllt, die „keines Sterblichen Auge jemals erblickte, und welche doch „diejenigen nimmer ruhen läßt, die je ihre selige Nähe ver„spürten? Stein sei ein Dichter, und denen vertrete jede „Person immer nur das Ideal, und sie werfen sie „fort, sobald sie einen Fleck an ihr bemerken“, das will also sagen, jedesmal bei näherer Bekanntschaft. Da thäte es uns gar leid um die Dichter und um ihre Freunde, und ganz besonders um den Verfasser, der sich herbeiließe, die schwächliche Zerfahrenheit einer vom Leben gelösten Bildung.

auf Rechnung der göttlichen Kunst zu setzen, die, wie kein anderes menschliches Thun, einen ganzen Mann und einen ganzen Menschen verlangt. Die Sache steht aber nicht so schlimm: spricht doch jener Lobredner der „blauen Blume" schwerlich als Unparteiischer und im Namen des Verfassers. Auch er gehört vielmehr zu den Märtyrern und Opfern der an stockender Bildungs-Ueberfülle krankenden, thatlosen vormärzlichen Zeit, deren letzte Wehen das Gedicht so eindringlich zur Anschauung bringt. Unabhängig, ohne die Möglichkeit ersprießlichen Wirkens im öffentlichen Leben (denn zum Büreaukraten alten Stils fühlte er sich zu gebildet und zu geistreich), faßte Baron Oldenburg das Leben wie ein inhaltloses, übermüthiges Spiel, ließ Nichts gelten, als „die souveräne Ironie seines überlegenen Bewußtseins", und wartete in krankhaftem Träumen auf die „Lösung des großen Welträthsels", wobei er denn oft genug in sehr reelle Gefahr kam, seinen Verstand und seine Gesundheit zu verlieren. „Faustuli posthumi" nennt ein vom Dichter eingeführter Vertreter des modernen, thatkräftigen Lebens (wir haben ihn noch kennen zu lernen) diese ganze Gesellschaft; „Menschen, die von Begierde zum Genuß taumeln, und im „Genuß nach Begierde verschmachten." Er möchte den innersten Sinn des Gedichts schon nahezu treffen, wenn er hinzufügt: „Das Leben in geschäftigem Müßiggang verdämmern, ist der schwerste Vorwurf für den Mann in unserer „Zeit, wo es so viel zu thun giebt. Nicht sublimen Empfindungen und entzückenden Anschauungen nachjagen, sondern menschlich allem Menschlichen ergeben sein, und dabei „doch die himmlische Abkunft nicht vergessen, und bis an „den Tod unverdrossen mit den reißenden Wölfen der

„Tyrannei und der Lüge kämpfen", das scheint ihm das „wahre Loos des Menschensohnes." Und was dann der zweite Theil des Romans „Durch Nacht zum Licht" von Oswald Steins weiteren Schicksalen berichtet, scheint auf eine drastische, negative Bestätigung dieser Grundsätze weit mehr abgesehen, als auf eine Ermuthigung des schönseligen Cultus der „blauen Blume." Der junge, aus den Salons der Aristokratie mit so zweifelhaften Trophäen „in seinen Wigwam zurückgekehrte" Vertreter der schönen, souveränen Persönlichkeit entschließt sich, auf Anrathen des verständigen, realistischen Freundes, dessen Worte wir eben citirten, zu der harten Probe der nüchternsten unter den nüchternen Arbeiten: er wird Unterlehrer eines Gymnasii: Apoll unter den Hirten! Natürlich findet er die Manieren seiner Collegen und deren braver und wohlmeinender Frauen und Töchter unausstehlich und lächerlich, blamirt sich in der Classe vor den Jungen, die ihn heraustrommeln, und theilt seine Freistunden zwischen sublime Liebesschwärmereien für seine stolze Schöne (man hat dieselbe zufällig in dieselbe Stadt ins Exil geschickt) und zwischen ein wüstes Kneipleben in Gesellschaft eines grundgemeinen, aber cynisch-genialen und unterhaltenden Bummlers. Dazwischen begegnet er zufällig seiner Amourette vom Balle in Parchwitz. Die Kleine hat par dépit amoureux, und um unter die Haube zu kommen, einen dummen, reichen Landjunker geheirathet, langweilt sich tödtlich, und macht kurzen Proceß, als sie ihren Oswald in so wehrloser Lage wiederfindet. Eine einzige, resolute Unterredung führt den zartbesaiteten Ritter „der blauen Blume" in ihre Arme; sie geht nach Paris mit ihm durch, wo in der kleinsten Dachkammer Raum für ein glücklich

liebend Paar ist, und, als das Geld dann doch alle wird, läßt sie ihn natürlich als praktische Frau im Stich und versöhnt sich mit ihrer Familie. So bleibt dem armen Stein Nichts übrig, als in aller Eile ein Freiheitsheld zu werden, sich am 18. März des „tollen Jahres" auf den Berliner Barrikaden todtschießen zu lassen und an seinem Theile das düstere Goethe'sche Wort von den „problematischen Naturen" zu bestätigen, „welche keinem Verhältnisse „genügen, kein Verhältniß genügend finden, und „so das Leben ohne Genuß und ohne Nutzen verzehren."

Da hätten wir die negative Seite des Romans vor uns, den durch gründlichste Sachkenntniß motivirten Absagebrief an die blasirte Geistreichigkeit und schönselige Anempfindelei der jungdeutschen Periode; die meisterhaft, vielleicht nur mit zu behaglich-liebevoller Detailzeichnung durchgeführte Exemplificirung auf das Goethe'sche: „Geht mir „mit dem sentimentalen Volk. Es werden, kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen daraus." Sie findet eine bemerkenswerthe Ergänzung durch die originelle Episode des Professors Berger. Berger ist durch eine Schule furchtbarer Prüfungen gegangen, die leider Gottes für den Kenner deutscher Zustände nach den „Befreiungskriegen" nichts Romanhaftes haben. Als angehender Gymnasiallehrer ergriff er 1813 die Büchse, um gegen Napoleon mitzufechten. Glücklich zurückgekehrt, verlobt, in seligem Optimismus für „diese beste Welt" schwärmend, wird er, einige Wochen vor der Hochzeit, plötzlich als „Demagoge" in die Festung gebracht. Nach seiner Entlassung erfährt er, daß ihm die Geliebte durch einen polnischen Grafen entführt ist. Er reist ihr nach, trifft sie

in Paris in einem öffentlichen Tanzlocal, wo la belle Allemande Furore macht, befreit sie aus diesem Verhältnisse, aber leider nicht auch von der Schwindsucht, an der sie in seinen Armen stirbt, und entwickelt sich dann, nicht unbegreiflicher Weise, zum Anhänger der Schopenhauer'schen Lehre von der Unersprießlichkeit des Lebens und von der erlösenden Kraft, welche in der Verneinung des Willens zum Sein liegt. Darüber wird er dann, als geborener Gefühlsmensch, der er ist, schließlich verrückt (wunderlicher Weise sieht der berühmte Réné Taillandier darin einen Beweis von Spielhagen's Sympathieen mit Schopenhauer), und führt jene famose Scene in seinem Auditorium auf, die der Dichter so drastisch schildert: „Wissen Sie, meine Herren, was der „Jüngling von Sais erblickte, als er den Schleier hob, der „das große Geheimniß barg? Das große Geheimniß, welches „der Schlüssel sein sollte zu den verworrenen Räthseln des „Lebens? Sehen Sie, meine Herren. Hier nehme ich meinen „Kopf auseinander, die eine Hälfte in diese, die andere in „jene Hand. Was erblicken Sie in dem Kopf des berühm„ten Professors Berger, zu dessen Füßen sie sitzen, seinen „weisen Worten zu lauschen, und mit abscheulich kritzelnden „Federn Ihre langweiligen Hefte zu schreiben? Was erblicken „Sie? Genau dasselbe, was der Jüngling zu Sais erblickte, „als er den Schleier von der Wahrheit hob. Nichts! absolut „Garnichts! Nichts für sich, Nichts an sich, an und für sich „Nichts. Und daß dieses hohle, öde Nichts des Pudels Kern „sei, sehen Sie, das hat den Jüngling zu Sais toll gemacht, „das hat auch mich verrückt gemacht, und wird auch Sie „um den Verstand bringen, wenn Sie irgend welchen aus „Ihren Spatzenköpfen zu verlieren haben. Und nun, meine

„Herren, damit das abscheuliche Kritzeln endlich einmal auf-„hört, machen Sie Ihre dummen Hefte zu und stimmen „Sie mit mir in das erhebende Lied ein: „O, da sitzt' 'ne „Flieg' an der Wand!" ꝛc. — In der Irrenanstalt wird Berger dann bald wieder gesund, abgesehen von seinem hartnäckigen Festhalten an der Lehre von der absoluten Gleichgültigkeit und Nichtigkeit alles menschlichen Thuns: ein erschütternd durchgeführtes Symbol der verwüstenden Wirkungen, welche die Inhaltlosigkeit unseres öffentlichen Lebens und die, eine Zeit lang so zu sagen leer mahlende deutsche Bildungsmühle nicht in den schlechtesten Köpfen erzeugte. Die Lehre, welche Berger dem nur zu empfänglichen Oswald auszulegen nicht müde wird, das alte verzweifelnde spernere mundum, spernere seipsum, spernere sperni: sie war von jeher das Afterevangelium der Epochen des ebbenden Völkerlebens. Auch Berger, wie Stein und Oldenburg, gewinnt sein inneres Gleichgewicht erst im aufopfernden Todeskampfe für „die Freiheit" wieder. Auch seine Leiche befindet sich in dem welthistorischen Trauerzuge nach dem Friedrichshain, der den Roman schließt; während Oldenburg, durch männliche Selbstüberwindung dem Kreise der problematischen Naturen schon früher entwachsen, die Stunde des Sieges und gesicherten Glückes erlebt.

Und wem es nach diesen Ausführungen noch zweifelhaft bliebe, daß wir es hier zwar mit einem Kenner und Darsteller, nicht aber mit einem Complicen vormärzlicher Blasirtheit, vielmehr mit einem bemerkenswerthen, dichterischen Vertreter gesunder, fortschreitender Entwickelung zu thun haben, den dürfte ein Blick auf die positiven Gestalten des Romans (wenn der Ausdruck erlaubt ist) jedem Zweifel

entheben. Schon im ersten Theile finden die „problematischen Naturen" ein wohlthuendes Gegengewicht an ein Paar ächt moderner Gestalten: Doctor Braun, der intelligente, thatkräftig-heitere, bei vollkommenster Geistesfreiheit von ächter Humanität erwärmte Sohn des in Gesundheit und Fülle aufstrebenden Mittelstandes, und Magister Bemperlein, der wackere Streiter gegen enge Verhältnisse und harten Druck. Ihr ursprüngliches Auftreten ist so verschieden als ihre Erziehung und ihre Erfahrungen: wo das gutgeartete Kind heitern Wohlstandes und freier Arbeit sicher und gefällig einherschreitet, fällt der in Entsagung und Aufopferung groß gewordene Märtyrer engster Verhältnisse so zu sagen über seine eigenen Füße. Aber Beide huldigen sie dem guten, erlösenden Geiste unserer Zeit, dem Geiste entschlossener Hingabe an die thatsächliche Pflicht und an die befreiende wissenschaftliche Arbeit: und diese guten Genien unserer Culturperiode führen sie denn auch unversehrt durch das klippenreiche Fahrwasser, in dem die aristokratischen, undisciplinirten, „problematischen Naturen" zerschellen. Nachdem sie Heldenthaten bürgerlich-menschlichen Pflichtgefühls mit Gelassenheit und klarem Bewußtsein vollendet haben, findet sie der Schluß der Erzählung in angesehener Stellung (Bemperlein hat die Theologie mit der Chemie vertauscht, Braun ist von Hause aus Arzt), und als glückliche Hausväter, würdige Vertreter der einzig siegreichen und berechtigten Fortschrittsarmee: der der Arbeit, des Wissens und der Sittlichkeit. — Ein eigenthümliches, dem Verfasser hie und da zum Vorwurfe gemachtes Moment dieses, wie so ziemlich aller Spielhagen'schen Romane, bleibt noch zu erwähnen: sein stark betonter Widerspruch gegen

den Adel als privilegirte, zu mühelosem Genuß er= und verzogene Kaste. Schon in den Erstlingswerken „Auf der Düne“ und „Clara Vere“ trat dieser, übrigens fast allen Tendenzromanen unsers Jahrzehntes gemeinsame Zug hervor. Wie ein böser Dämon tritt unter die „Auf der Düne“ in freundlichem Behagen sich wohl fühlenden, schlichten Menschen der „Cavalier“, der, ohne auch nur durch heftige Leidenschaft entschuldigt zu werden, einfach pour passer le temps, bei seines vertrauensvollen Gastfreundes Gattinn den Don Juan zu spielen versucht. In „Clara Vere“ wird uns ein englischer Lord vorgeführt, der freiwillig, aus principiellem Widerwillen gegen Geburtsvorrechte, dem Genuß seines Majorates entsagt, seinen legitimen Sohn, um ihn dem Einflusse des Standesgeistes zu entziehen, unter fremdem Namen in Genügsamkeit, Arbeit und — Adelshaß erziehen läßt, und es damit wirklich durchsetzt, denselben dauernd zu einem probehaltigen Demokraten zu machen. Der Roman „Die von Hohenstein“ schwingt die Geißel schärfster Satire gegen eine ganze Sippschaft verkommener Edelleute, die wie hungrige Wölfe einen alten, reichen Verwandten erbschleichend umlagern. In den „Problematischen Naturen“ endlich und in „Durch Nacht zum Licht“, wie in den spätern Werken, wird vollends gegen junkerliche Schwächen die Spitze einer fast erbitterten Kritik gekehrt. Der platte Landjunker, den Nichts interessirt als Essen, Trinken, bequeme Liebe, Pferde und Hunde; der blasirte, geistig und körperlich früh verbrauchte militärische Bonvivant, wie ihn langer Frieden in aristokratischen Officiercorps wohl hie und da erzieht; die unbändige, leichtfertige Sinnlichkeit und dicht daneben der eisige, frömmelnde Hoch=

muth mancher aristokratischen Damenkreise: alle diese Krankheiten und Auswüchse bevorzugter Klassen werden schonungslos ausgemalt, mit einer Schärfe und Absichtlichkeit, in welcher die tiefe politisch-sociale Verstimmung der traurigen Conflictsjahre (1861—1863) ihren nur zu sprechenden Ausdruck findet: trübe Erinnerungen aus trüber, verworrener Zeit, in ihrer schroffen Einseitigkeit als Krankheitssymptome nur zu lehrreich. Daß eine unbefangene Auffassung und Kenntniß deutscher Verhältnisse diesen, zum Theil sehr lebendigen und pikanten Sittenschilderungen eine allgemeine Bedeutung nicht zugestehen wird, bedarf kaum der Bemerkung. Man ist aber von Seiten der Kritik, in Deutschland und Frankreich, weiter gegangen, indem man Spielhagen geradezu des gemeinen Neides gegen die bevorzugte Klasse anklagte: er verspotte das high life mit seinen Genüssen wie der Fuchs die hochhängende Traube; sein tugendhafter Eifer gegen die Verirrungen und Krankheiten mühelosen Genußlebens lasse unschwer den Plebejer einer in ihren socialen Grundlagen erschütterten Uebergangszeit erkennen. Hier müssen wir Spielhagen's Partei ergreifen, so lange jene Anschuldigungen nicht besser bewiesen werden als, wie bisher, durch Erinnerung an jene in adlige Kreise sich drängenden und in ihnen glänzenden Roturiers, ohne die es freilich bei ihm so leicht nicht abgeht. Oswald Stein, der Held der „Problematischen Naturen", tritt freilich durch Grazie und glänzende Ritterlichkeit gegen seine schlicht-bürgerlichen Verhältnisse in ebenso schroffen Gegensatz, wie Fürst Waldersee durch Rohheit und Plumpheit gegen seine hochadligen Prätensionen. Aber es kommt dafür auch zuletzt an den Tag, daß der bürgerliche Hauslehrer eigentlich Sohn

eines sehr ritterlichen Freiherrn ist, und daß der Fürst einem — vagabundirenden Athleten seine gewaltigen Glieder und seine bäurischen Sitten verdankt. Dagegen wird der rechtgläubige Anhänger der Lehre vom blauen Blute Nichts einwenden können, und auch vor dem Menschenkenner wird der Dichter bestehen, wenn er den unter Plebejern aufgewachsenen adligen Bastard zum Adelsfeinde mit adligen Sitten und Formen macht, während sein als russischer Fürst erzogener Vagabundensohn die Canaille haßt und sich wie ein Fuhrmann beträgt. Gesinnungen werden eben anerzogen, aber Instincte liegen im Blut. Uebrigens ist Spielhagen denn doch auch viel zu sehr Menschenkenner und Dichter, um sich durch seine nicht wegzuleugnende Gereiztheit gegen die privilegirten Kreise zu karrikirender Einseitigkeit in Vertheilung von Licht und Schatten verleiten zu lassen. Die allerverwerflichsten Lumpe z. B., die er in den „Problematischen Naturen" schildert, Feldmesser Timm und Pastor Urban, gehören dem durch Gewinnsucht entarteten Mittelstande an, und aus den Reihen der Junker treten Melitta und Oldenburg als wahre Elite-Naturen von ächtem Geistesadel, der durch ererbte gute Haltung und Sitte nicht wenig gewinnt, in erfreulicher Entwickelung hervor.

Die „Problematischen Naturen" schließen mit dem Hinweisen auf das nicht schlechtere, aber schwerere Loos, welches die Kämpfer der Revolution uns, den überlebenden Genossen einer ruhiger dahin gleitenden Entwickelungsperiode hinterlassen haben: auf „das ruhelose Schaffen und Wirken, „Arbeiten und Wachen im heißen Staube der Alltäglichkeit, „damit die auf sittliche Freiheit gestellte Cultur„aufgabe der Zeit sich vollende, und die Nacht nicht

„wieder hereinbreche, die so arm war an gesunden Men„schen, und so reich an problematischen Naturen.“ — Hieran anknüpfend, unternehmen es die beiden neuesten großen Romane des Dichters, „In Reih' und Glied“ (1863) und „Hammer und Ambos“ (1869), das unsre Zeit kennzeichnende Grundgesetz dieser friedlichen, ausdauernden Culturarbeit, sowie einige ihrer wichtigsten Aufgaben dichterisch anschaulich zu machen.

„In Reih' und Glied!“ Nicht geniale Hebung und Ueberhebung des Einzelnen, sondern hingebendes, und wenn es sein muß entsagendes Einfügen der Persönlichkeit, der einzelnen Kraft in die unaufhaltsam voranschreitende Colonne der Gesellschaft! Das ist der Gedanke, der sich in dem ersten der genannten Romane verkörpert, und der trotz Napoleon und Bismarck wohl seine Geltung als Signatur unserer Epoche behalten dürfte. Seine Hauptträger in der außerordentlich reich angelegten und gegliederten Handlung, nach der Seite der Bejahung wie der Verneinung, sind Walter und Leo Gutmann, Bruderkinder. In den Adern des Einen fließt das Blut eines wackern, sich in Treue und Genügsamkeit bescheidenden herrschaftlichen Försters; der Andere verdankt einem verdorbenen Dorfgenie, einem geistreichen, rastlosen, aber verworrenen und unglücklichen Erfinder und Planmacher das Leben. Beide bewegen sich mit aufsteigender Kraft in der ererbten Richtung. Sie werden auf Kosten eines wohlwollenden Barons mit dessen Sohn Henri, einem übermüthigen, genußsüchtigen, feigen und boshaften Spielhagen'schen Musterjunker, erzogen: von einem gelehrten, aber aller Liebe und Wahrhaftigkeit entbehrenden schönrednerischen Pfarrer und dessen Gehülfen, dem neumodischen „Herrn

Lehrer" des Dorfes, einem talentvollen, aber durch und durch verbitterten socialistischen Fanatiker. Alle Drei nehmen von vorne herein entschieden ihre Stellung. Baron Henri lebt seiner Bequemlichkeit, verhöhnt, wo er kann, Lehrer und Kameraden, entwickelt früh eine überlegene Sicherheit im Geltendmachen seiner Ansprüche und Rechte. Leo, fleißig, ehrgeizig, verschlossen, wird glühender Adept des Socialisten, nachdem er die Hohlheit des weltlich gesinnten Priesters durchschaut hat. Walter ist bescheiden und brav, verliebt sich platonisch in die Tochter des Barons, schwärmt gläubig für Tugend, Liebe und Glück. So findet eine vom Schulmeister am 19. December 1847 angestiftete Emeute der Bauern den Förstersohn unter den tapfern Vertheidigern des Schlosses, während Leo für die Rebellen Botendienste verrichtet, Baron Henri aber nebst dem klugen Pfarrer zur Hinterthüre entschlüpfen. Die im nächsten Frühlinge hereinbrechende Revolution erlebt Leo als Flüchtling; Walter vollendet seine Studien unter dem Schutze des Barons. Nach sieben Jahren, also 1855, in der Blüthe der Reactionszeit, treffen die Jugendgenossen in der Residenz als Männer zusammen, und die Haupthandlung beginnt.

Von hier an drängt das Interesse sich nun mehr und mehr um Leo zusammen, den despotisch-genialen Mann der Staatsstreiche und Revolutionen, der es in seinem Hochmuthe verschmäht, „in Reih' und Glied" einfach seine Schuldigkeit zu thun, und darüber, trotz Glück und Talent, am Ende elend zu Grunde geht. Als gediegener Gelehrter (Arzt) und sattelfester Politiker tritt er dem biedern, bescheidenen Walter, dem angehenden Gymnasiallehrer, in glänzender Ueberlegenheit gegenüber. Der Inhalt des Lebens liegt ihm

im Gedanken, und in der entschlossenen That, die den Gedanken verwirklicht. „Die Welt nach dem Ergebniß des eigenen „Denkens gestalten: das heißt leben. So wird das Leben „zur Wissenschaft. Auch diese kann irren: aber immer erlöst „sie von dem Elende der sogenannten moralischen Welt„anschauung, die mit Gefühlen, mit incommensurabeln „Größen rechnet und die freie Bewegung des Denkens und „des Handelns durch Rücksichtnahme auf die Personen para„lysirt. Der Idee gegenüber haben die Personen gar keine „Rechte; der Denker wird ihr jeden Dritten ebenso bereit„willig opfern, wie sich selbst." Mit diesen Grundsätzen, denen der Revolutionäre und der Despoten aller Zeiten, schickt sich Leo nun an, in unsere social-politische Entwickelung bestimmend einzugreifen. Das launenhafte Belieben der „problematischen Naturen" aus der vormärzlichen Traumzeit ist einem bis zur Starrheit festen Willen gewichen: aber den sittlichen Grundlagen heilbringender Culturarbeit ist es darum nicht näher gekommen. Daß Leo bei den „liberalen" Gesinnungsgenossen Walters, bei dem wackern Doctor Paulus und seinen parlamentarischen Freunden seine Rechnung nicht findet, darf uns nicht wundern. Seine erste Sorge ist es, sie von den optimistischen Hoffnungen auf den „militärisch-derben, in schlichter Ehrlichkeit machenden" Bruder des Königs zu heilen. (Nicht sieben Jahre sind vergangen, seit man diese Anspielungen mit schlau-behaglicher Zustimmung aufnahm. Und jetzt!) Durch skrupellose Mittel bringt er einen vertraulichen Brief des Prinzen in seine Gewalt, der in jedem Worte rücksichtslosen, militärischen Herrschsinn athmet. Doch vergeblich bemüht er sich, die Veröffentlichung desselben, und damit den unwiderruflichen Bruch mit dem Schreiber

bei den vorsichtigen Führern der parlamentarischen Opposition durchzusetzen. Da sagt er sich in seiner Ungeduld kurzweg los „von der Bourgeoisie, den modernen Raubrittern des Capitals", wendet sich den Arbeitern und — der Aristokratie zu, um mit deren Hülfe „die Arbeit gegen das Capital zu organisiren" und die sociale Umwälzung in Fluß zu bringen. Mit gleicher Genialität bewegt er sich in den Salons und auf der Rednerbühne seines Arbeitervereins. Den Arbeitern sagt er: „Geht zum König, der allein kann euch helfen." Den Ministern will er die Bundesgenossenschaft der Arbeiter gegen das freisinnige Bürgerthum bieten. Alles das scheitert jedoch zunächst, an dem Mißtrauen der Büreaukratie und der aristokratischen Kreise gegen den Eindringling ohne Rang und Stand, und an der Rache des schwer beleidigten Prinzen. Man entzieht dem unbequemen Agitator seine einträgliche ärztliche Clientel, läßt ihm seine Wechsel präsentiren, hetzt die Arbeiter mit Erfolg gegen ihn auf, bringt ihn als Unruhestifter hinter Verschluß. Aber Leo bleibt fest. Ein hochsinniges Mädchen, seine Base Silvia, Walters Schwester, hat das Unglück gehabt, in starker Phantasie-Liebe den Zauber seines Geistes zu empfinden. Ein Zufall verschafft ihr die persönliche Bekanntschaft und die Gunst des leicht erregbaren, geistreichen, zwischen schönseligen Anempfindungen und impotenter Brutalität wechselnden Monarchen. Sie weiß ihn für Leo zu interessiren. Dessen erste Audienz, am dritten Orte heimlich veranstaltet, macht auf den hochgebildeten, kunstseligen Fürsten „den Eindruck eines reizenden Violinduetts", welches er Tages zuvor hörte. Leo hat ihm nämlich begeisterten Vortrag gehalten über seinen erhabenen Beruf, ein Heiland der Arbeiter zu werden, die sociale Frage zu lösen,

die modernen Raubburgen der Geldaristokratie niederzuwerfen, wie seine Vorfahren die der Stegreif-Junker brachen. „Wie einst den heiligen Stätten und ihren segensreichen „Wundern werden die beglückten Massen ihm dann entgegen „wallen.“ So wäre denn der socialistische Hofdemagoge neuester Façon bestens im Zuge. Dem Manne, der den König gut zu unterhalten wußte, öffnen sich mit einem Male alle Thüren. Der König giebt das Geld her zum Ankauf großer Fabriken, welche Behufs brüderlich gemeinsamer Bewirthschaftung den bisher dort beschäftigten Arbeitern überantwortet werden. Ein Ministerportefeuille steht dem genialen Günstling in Aussicht: es fehlt nur noch die vornehme Heirath, um den Mann des souveränen, demokratischen Gedankens fest wurzeln zu lassen in der Sphäre, wo sich die Schicksale der Völker entscheiden.

Da rächt sich denn die verletzte Natur an den frevelhaften Abstractionen des Hochmuths. Keinen Augenblick hat sich Leo bedacht, Silvia's hohe und reine Liebe, der er alle seine Erfolge verdankt, einer herzlosen, vornehmen Kokette zu opfern, durch die er hoffähig zu werden hofft. Silvia ist weit entfernt, sich zu rächen; aber Andere und Geringere übernehmen diese Sorge. Die Partei des Prinzen bestürmt den König; das socialistische Fabrik-Experiment endigt mit Bankerott, Mord und Todtschlag; der König hat nicht den Muth, seinen Günstling zu halten. Er freut sich, bei der ersten sich zeigenden Schwierigkeit, „das bürgerliche Pack gründlich los zu werden“; ein ganz elender, von Henri angezettelter Skandal verhindert Leo's vornehme Heirath, und der große Agitator wird schließlich — in einem albernen Duell von einem unbedeutenden Burschen erschossen, als

warnendes Beispiel für Alle, welche sich zu weise, zu geistig-vornehm, zu stark dünken, um „in Reih' und Glied" als einfache Streiter des Fortschrittes mit Andern ihre Pflicht zu thun. Das heroische Zeitalter ist vorüber, in welchem die strahlenden Göttersöhne vor der wüsten, schwachen Menge auf ihren Streitwagen einherzogen und allein die Schlachten entschieden. Die Menge hat mittlerweile nicht nur exercieren und schießen, sondern auch denken gelernt. Es ist Niemand mehr zu gut, der Sache des Volkes in den Reihen des Volkes zu dienen.

Und selbstverständlich dürfen die Streiter dieser Fahne in Spielhagen's großem Schlachtgemälde nicht fehlen. Wir gedachten schon Walter's, des bescheidenen, optimistischen Gemüthsmenschen, der mit Leo's Skrupeln über den letzten Sinn der großen Tragikomödie, „Leben" genannt, Nichts gemein hat. Nicht ihm wird, wie dem genialen socialistischen Agitator, mitten in seiner Heldenarbeit der Gedanke kommen, „daß im Grunde doch schlafen besser sei als wachen, todt „sein besser als schlafen, nicht geboren sein besser als todt „sein." Nicht er wird sich im Innersten seiner Seele mit Ekel abwenden von den schwieligen, schmutzigen Arbeitern, deren Erlösung aus den Fesseln der Geldmacht er auf seine Fahne schrieb. Walter's Leben quillt aus der Liebe, aus der freien Hingebung an das Fremde, an die Gattung, wie Leo's aus der Kraft des einsamen Gedankens. Er liebt seinen heimathlichen Wald, seinen Vater, seine Parteigenossen, sein Volk, seinen Beruf (den gar bescheidenen des Lehrers und Schriftstellers), und alle diese Liebe gipfelt und verklärt sich in der reinen, erwiederten Neigung zu der Jugendfreundinn, dem Freiherrnkinde, dem verkörperten Ideal

seiner Träume. Darüber wird er von dem Freiherrn, dem Vater der Geliebten, herb und hoffnungslos in seine Schranken gewiesen, von der herrschenden Frömmlerpartei seines Amtes entsetzt, ins Gefängniß geschickt, von Leo und den andern „Genialen" über die Achsel angesehen. Aber es bleibt ihm die Liebe und Achtung seiner Freunde, die ihn als einen treuen Mitkämpfer erkannt haben im Streit für das Vordringen zur Freiheit durch Bildung, Sittlichkeit, Selbsthülfe; es bleibt ihm die Treue der Geliebten; es bleibt ihm vor Allem die Jugend des Herzens und die Freude am Leben. Jenes Familienfest, aus welchem Walter zur Abbüßung der Preßstrafe für seinen freisinnigen Roman ins Gefängniß geholt wird, bildet einen wahrhaft erquicklichen Ruhepunkt unter den zum Theil recht düstern Scenen, welche gegen das Ende der Erzählung sich drängen. Walter und Paulus geben dem humanen Gedanken der Zeit, der Ueberzeugung von der unbegrenzten geistig-sittlichen Vervollkommnungsfähigkeit unsers Geschlechts, und von der beglückenden Kraft ehrlicher Culturarbeit einen schönen, reinen Ausdruck, und die Dazwischenkunft des gutherzigen Polizisten, den man abgeschickt hat, die „freigemeindliche Versammlung aufzuheben", vermittelt einen gesund humoristischen, aus dem vollen Holze frischer zeitgenössischer Erfahrungen geschnittenen Schluß. — Den zum Theil ziemlich labyrinthischen, aber stets spannenden Verwickelungen der sehr reich angelegten Handlung weiter nachzugehen, ist hier nicht nöthig. Nur der scharfen Dissonnanzen des Schlusses, als eines Familienzuges Spielhagen'scher Romane, muß noch gedacht werden. Walter's Vater, der wackere Förster, wird von dem „Volke", für das er wohlmeinend eintritt, ermordet. Sein Lieblings-

kind Silvia, von Leo verrathen, vom Könige brutalisirt, nimmt sich das Leben. Ueber Walter's und seiner Geliebten Zukunft fällt ein Schleier; man fürchtet beinahe, daß es ihnen nicht besser ergehen werde, als den andern ideal angelegten Naturen. Dafür triumphiren die Schurken: Ein frömmelnder Castellan entkommt mit dem Gelde, welches er Wohlthätigkeits-Vereinen gestohlen und vornehmen Parteigenossen abgepreßt hat. Zweideutige Damen entrinnen mit vollen Cassetten und ungeschwächter Thatenlust nach Paris. Henri, der Typus des selbstsüchtigen Junkers, setzt durch eine Reihe von Schlechtigkeiten eine reiche Heirath durch, und erfreut sich bei Gesundheit, Appetit, voller Casse der Gnade seines Prinzen. Und nicht tröstlicher öffnet sich die Aussicht auf die öffentlichen Dinge. Wird der militärische, liberalisirende Prinz es besser machen als sein, abwechselnd geistreich schwärmender und betrunken fluchender, schließlich einer Gehirnkrankheit erlegener Bruder? Spielhagen hat wenig Hoffnung darauf. Er wußte uns nur von soldatischem Uebermuth, nüchternster Weltauffassung, unedeln Neigungen des hohen Herrn zu erzählen. Er malt gräuliche Bilder der Sitten seiner militärischen Umgebung. Wie bald werden die liberalen Thronerbentrümpfe ausgespielt sein! Wie lange wird der herkömmliche, vertrauensselige Volksjubel dauern? Wie bald wird der Günstling Henri, der vor keinem Wagniß zurückschreckende Intriguant, wieder der Mann der Lage sein, und wieviel Blut, wieviel Thränen wird seine Politik, die der schlau vorbereiteten Gewaltthat, uns noch kosten! — Mit einem Worte: Wir befinden uns in voller „Conflictszeit." (Das Buch erschien 1863.). Der Dichter nimmt den frischesten, ehrlichsten Anlauf, um gesunde,

thatkräftige Naturen den herkömmlichen Helden des aristokratisch-geistreichen Beliebens, eine positive, sittlich-vertrauensvolle Weltanschauung dem Schopenhauer'schen Nihilismus der Reactionsjahre gegenüber zu stellen. Aber die Zeit ist ihm nicht günstig. Ein böser Nachwinter scheint die jungen nationalen Hoffnungen tödten zu wollen, Mißverständnisse (zum Glück meist ehrliche) verwirren auch die Besten. Rathlos, verbittert, wenn nicht gar verzagt, stehen die Führer der öffentlichen Meinung vor den Räthseln einer Politik, die ihr letztes Wort nicht sprechen kann, nicht darf. Es war die schaurig frostige Morgenstunde, die dem blutrothen und stürmischen Sonnenaufgange unserer nationalen Größe und Wiedergeburt voranging. Was Wunder, wenn da auch der Blick des Dichters sich trübte, wenn auch bei ihm die alten, häßlichen Larven wieder durchs Dunkel huschen, wenn die alte, kaum gewichene Vorliebe für die „problematischen Naturen" am Ende doch wieder ihre Opfer fordert! Was Wunder endlich, wenn in diesem Drange und Wirrsal der scheinbar den Stein des Sisyphus wälzenden Meinungskämpfe auch jene, schon bei Gutzkow gerügte, bedenkliche Krankheit des politisch-socialen Tendenzromans, die willkürliche und inconsequente Mischung historisch-thatsächlicher und frei, tendenziös erfundener Motive hier wiederum auftritt! Schon die wenigen Andeutungen, welche über den Charakter des Königs und des Prinzen hier gegeben wurden, lassen errathen, was wir meinen. Der Roman enthält eine ganze Gallerie solcher figurae hybridae, zu historisch, um dichterisch, und zu dichterisch, um historisch zu sein. Die Parteileidenschaft ist eine schlechte Rathgeberinn, für den Dichter nicht weniger als für den Staatsmann. Doch

sapienti sat! Diese Dinge sind nicht erfreulich; aber ihren culturhistorischen Werth werden sie behalten als beredte Symptome einer in schwerer Krankheit des Mißtrauens und der Verstimmung ringenden Zeit, die wir, Gottlob, wohl für immer hinter uns haben.

Wie sehr diese Auslegung zutreffen möchte, zeigt ein Blick in Spielhagen's neuesten Roman: „Ambos und Hammer.“ Nicht daß nun, nach 1866 (aber freilich vor 1870), die nationale Bewegung mit ihren freudigen und ihren verwirrenden Aufregungen ihre Wellen bis in die Dichtung Spielhagen's würfe. Die Theilnahme des Dichters gehört auch hier in erster Linie den socialen Kämpfen der Gegenwart, die sich nicht von Volk zu Volk vollziehen, sondern von Classe zu Classe und von Mensch zu Mensch: aber die Beziehungen und Anspielungen auf bestimmte Persönlichkeiten und Parteien, die eigentlichen politisch-tendenziösen Ausfälle haben, zu großem Vortheile der Dichtung, ein Ende. Das Problem der Arbeit, der stählenden, heilenden Medizin für unser an unruhiger Begehrlichkeit krankendes Geschlecht, wird in sorgfältiger psychologischer Durchführung dichterisch behandelt. Georg Hartwig, der Held der Geschichte, ein derber, treuherziger, pommerscher Junge, schließt sich in dem verhängnißvollen Liebes- und Treue-Instinct gesunder, plebejischer Naturen an seinen eleganten, adligen Schulkameraden Arthur von Zehren (den geistigen Zwillingsbruder Henri's von Tuchheim aus „In Reih' und Glied). Darüber zerfällt er mit Schule und Vaterhaus, geräth in die Gesellschaft eines genialen, verkommenen Landjunkers, verrichtet für diesen und seine herzlos-kokette Tochter allerlei Ritterthaten Don-Quixotischer Jugendeselei, wird

darüber als Schmuggler gefangen, von den feigen Philistern seines Heimathstädtchens niederträchtig behandelt und vom Gericht ins Zuchthaus geschickt. Hier geht ihm durch den Einfluß des trefflichen Gefängnißdirectors, eines wohlwollenden und hochgebildeten Officiers, ein neues Leben auf. Er lernt arbeiten und die Arbeit lieben, schwingt sich durch allerlei Herzens-Irrung und Schicksals-Wirrung später zum Fabrikherrn auf, und vergilt nun seinen Arbeitern seinerseits, was sein väterlicher Freund für ihn gethan hat. Er wird ihnen Freund, Berather, Helfer, Genosse, bringt sie zu der Erkenntniß, „daß es eine nichtswürdige Barbarei ist, welche die Menschen als Ambos oder Hammer betrachtet und behandelt, und lehrt sie, nicht im Widerstreit, sondern in der Gemeinsamkeit der richtig verstandenen Interessen das Grundgesetz des Lebens erkennen. Wer stimmte da nicht gern ein! Und um so lieber, da Spielhagen nie aufhört Dichter zu sein, und auch wo er lehrt, lobt, tadelt, das volle Bild der ihm ans Herz gehenden Kämpfe der Zeit in seinen Dichtungen wiederspiegelt. Wir wiesen auf jungdeutsche Anklänge in seinen Erstlingswerken hin. Um so mehr ist es Pflicht, nachdrücklich hervorzuheben, daß dabei nur von den Problemen, die er sich stellt, hin und wieder von theoretischen Ausführungen und Meinungen, niemals aber von seiner Formgebung, seiner dichterischen Gestaltungsweise, oder gar von seiner Sprache die Rede sein kann. Es geht ein frischer, kräftiger, liebenswürdiger Zug durch Alles, was Spielhagen schreibt. Er weiß zu erzählen und zu schildern, seine Gestalten leben; seine herrlichen Ostseelandschaftsbilder gehören zu den besten Naturschilderungen, die wir besitzen. Aechter Humor ist nicht weniger in seinem Bereich als

erschütternde Tragik und idyllische Ruhe. Der Leseabend bei Professor Schnellius (in „Durch Nacht zum Licht“), das Ballfest in Parchwitz (in den „Problematischen Naturen“), können sich neben G. Freytag's Tanzstunde (in „Soll und Haben“) sehen lassen. Der Doctor in „Hammer und Amboß“ ist ein Charakterkopf vom besten, urdeutschen Gepräge. Spielhagen's Romane (ihre Reihe ist hoffentlich noch lange nicht abgeschlossen) werden den Nachkommen nicht nur ein treues und lehrreiches Bild unserer socialen Kämpfe, Irrungen und Hoffnungen, zumal auf dem Gebiete der Standesverhältnisse und auf dem der Arbeit, geben, sondern für sie auch einen entschiedenen und erfreulichen Fortschritt unserer zeitgenössischen, erzählenden Dichtkunst vertreten.

Ebenbürtig durch glänzende Erfolge in weitesten Kreisen stellen sich B. Auerbach's große sociale Romane, „Auf der Höhe“ (1861) und „Das Landhaus am Rhein“ (1868) ihnen zur Seite, und auch die Weltanschauung beider Dichter läßt sie als Kämpfer desselben Heerlagers erscheinen. Desto verschiedener sind sie in Bezug auf die Wahl ihrer Stoffe, die Art ihrer Composition und ihre Technik. Spielhagen, ein ächtes Kind des deutschen Nordens, sammelt seine Anschauungen fast durchweg auf den großen Kampfplätzen unserer zeitgenössischen Culturarbeit, im heiß bewegten Getriebe der Arbeit und der Interessen. Auch seine ländlichen Scenen sind selten idyllisch gefärbt. Seine Handlung ist energisch bewegt, spannend, oft fast zu bunt durch einander gewirrt. Seine nicht selten leidenschaftliche Kritik aristokratischer Schwächen trägt die frische Farbe der eigenen Beobachtung und Erfahrung, nahe und ernstliche Beziehungen zu den schweren politischen Kämpfen der funfziger und sechsziger

Jahre sind nicht zu verkennen. Wir haben es dabei in erster Linie mit einem wirklichen, entschlossenen Erzähler, einem Beobachter und Darsteller der That und des Ereignisses, erst in zweiter mit dem Gedanken- und Gefühlsmenschen zu thun. — Wie scharf hebt dagegen auf dem hier vorliegenden Kunstgebiete der süddeutsche (wenn auch im Norden acclimatisirte) spinozistische Jude Auerbach, als der Dichter unserer human-kosmopolitischen Gedankenarbeit und idyllischen Gefühls- und Naturlebens sich ab! Wie schwach ist der epische Faden, der z. B. in „Auf der Höhe“ diese beiden schroff mit einander wechselnden Grundelemente der Dichtung verbindet, wie selten kommt da der „Romandichter“ zwischen dem Dorfgeschichten-Erzähler und dem spinozistischen Denker zu Wort! Es giebt nichts Einfacheres, als die äußere Handlung des Gedichts: Eine süddeutsche Königinn braucht eine Amme. Man führt ihr eine hübsche Gebirgsbäuerinn, Walpurga, zu, und dieses naiv-kluge Naturkind weiß sich gar schnell und artig an die seidenen Betten, das gute Essen, die trefflichen Trinkgelder zu gewöhnen, während sie gleichwohl ein Muster von Ehrbarkeit bleibt. Ihre Hauptgönnerinn am Hofe, Gräfinn Irma, Hofdame der Königinn, ein Ausbund aller aristokratischen Reize, wird Gegenstand glühender Neigung des jugendlichen Monarchen und ist schwach genug, diese zu erwiedern. Als Walpurga goldbeladen nach Hause kehrt, hat die öffentliche Stimme bereits angefangen über diese Dinge zu sprechen. Die Gräfinn hat Blicke gesehen, Andeutungen gehört, die ihr das Gewissen schärften; das Bewußtsein ihrer Schuld gegenüber der gütigen und vertrauensvollen Königinn ist erwacht. In dieser Krisis überrascht sie eine schreckhafte Nachricht. Ihr Vater, Graf Wildenort, strenger Republi-

kaner und Freidenker, ein spinozistisch geschulter Odoardo, war von den Liberalen seines Bezirks auf die Wahlliste gesetzt worden, denn es handelte sich darum, den vom Hofe begünstigten „Schwarzen“ einen glänzenden, makellosen Namen entgegen zu stellen. Nun erlaubten sich schon während des Wahlactes die Gegner brutale Andeutungen über Irma's, dem Grafen natürlich unbekanntes Verhältniß; anonyme Schand- und Drohbriefe nach der Wahl thaten das Uebrige. Vom Schlage gerührt, der Sprache nicht mächtig, erwartet der Graf den Tod, welchen der Anblick der in seinen Augen so tief gesunkenen Tochter ihm ebenso wenig erleichtern wird, als der seines gemein-selbstsüchtigen, seit Jahren mit ihm zerfallenen Sohnes. So kommt die schauerliche Katastrophe heran. Starren Sinnes weist der Sterbende jede Annäherung Irma's zurück; mit der letzten Kraft seiner erstarrenden Hand, da ihm die Zunge gelähmt ist, schreibt er ein entsetzliches Wort auf ihre Stirn und stirbt unversöhnt. Irma's erster Gedanke ist Selbstmord. Sie will sich in einem Gebirgssee ertränken in derselben Stunde, als über das Wasser das Schiff herankommt, welches Walpurga und ihren Hans, die glücklichen, durch die Freigebigkeit der Königinn und Irma's wohlhabend gewordenen Naturkinder, ihrer neuen schönen Heimath, einem im Gebirg von ihnen erstandenen Freigut entgegenträgt. Irma wird von Walpurga gerettet, gepflegt, und — kommt von dem Entschlusse des Selbstmordes zurück, um fortan in strenger, aber freier Buße die Versöhnung mit sich selbst zu suchen. Während man sie in der Gesellschaft als todt betrauert, lebt sie als Bäuerinn, unter fremdem Namen, tief in ihrer Gebirgseinsamkeit von der Arbeit ihrer kunstreichen Hände. So

dringt sie in strengster Entsagung zu Frieden und innerer Heiligung vor, während ihr zarter Körper den furchtbaren Gemüthserschütterungen und der ungewohnten Lebensweise erliegen muß. Der König und die Königinn versöhnen sich an ihrem Grabe.

Man sieht wohl, daß dieser enge Rahmen für die Peripetieen einer bunt verschlungenen, „spannenden“ Roman-Handlung wenig Raum gewährt. Das Gedicht ist entschieden auf Wirkung nach Innen (wenn der Ausdruck erlaubt ist) berechnet. Die eigentlichen Kämpfe und Entscheidungen vollziehen sich im Reiche der Gedanken, die sich unter einander verklagen und entschuldigen, aus deren Werkstatt aber (und dies ist der moderne, über den classischen Bildungsroman hinausgehende Zug des Buches) das thatsächliche, handelnde Leben seine energisch bestimmenden Impulse empfängt. Es handelt sich für den Dichter darum, die Majestät des Sittengesetzes mit der unbedingtesten Freiheit des Gedankens vereinbar zu zeigen; in einer Weltauffassung, die selbst auf die Tröstungen des Bewußtseins von einem persönlichen Gotte verzichtet, jene Garantieen des Rechts und der Sitte nachzuweisen, welche die positive, historische Autoritäts-Religion als ihren ausschließlichen Besitz zu betrachten gewohnt ist. „Das meiste Elend kommt davon her, daß die Menschen, welche Verstand, Bildung und etwas Talent besitzen, sich für höher geartet halten und sich das Recht zuerkennen, über die gewohnten Schranken und den geschlossenen Pflichtenkreis hinauszugehen.“ Mit diesem, das ganze Buch durchziehenden Grundgedanken reicht der Dichter dem Verfasser von „In Reih' und Glied“ die Hand, schließt er jenen gesunden und lebendigen Kräften sich an, deren Wirken einst

die gegenwärtige Entwickelungsphase unsers Volks der Achtung der Nachwelt empfehlen wird. Die Gespräche der Königinn mit ihrem philosophischen Leibarzt, Dr. Günther, und Irma's Tagebuch entwickeln nach dieser Richtung hin einen reichen Schatz trefflicher Gedanken, die freilich eine ernstere Vertiefung in Anspruch nehmen, als die Mehrzahl der Leser sie für „Unterhaltungsschriften" zu erübrigen pflegt. „Auf der Höhe" geht gar nicht auf „Spannung" und „Aufregung" aus. Dafür ist das Buch, wo es die richtigen Leser findet, sehr geeignet zu klären und zu beruhigen, und das hat, inmitten unserer hastig dahin stürmenden Culturbewegung, schon seinen Werth. „Freie Einigung mit der Naturnothwendigkeit, unter deren Macht wir gestellt sind", das ist für des Dichters Wortführer, Dr. Günther, der Weisheit letzter Schluß. „So gelangen wir zur Freiheit vom Gesetz, so zu jener Liebe, die Nichts für sich verlangt, als das Bewußtsein ihrer Einheit mit dem Ganzen, in der allein Friede, Versöhnung, Ruhe zu finden ist. Dann wird auch die richtige Auffassung der Menschen gelingen, welche nicht mehr im Sinne des rohen Naturtriebes fragt: Was sind sie für uns? (die Urquelle aller Mißverständnisse und alles Hasses) sondern: Was sind sie für sich?" Und damit ist denn auch der einzig mögliche Weg zu wirklicher Freiheit geöffnet.

Dies der Grundgedanke, das Thema des Buches. Seine dichterische, darstellende Durchführung steht an Kraft, Frische gleichmäßiger Durcharbeitung hinter Auerbach's berühmten Dorfgeschichten zurück, ohne jedoch großer Schönheiten zu entbehren. In ächt germanischem und — ächt jüdischem Instinct (wir erinnern an das, was wir früher

über die Berührungspuncte beider Volks=Typen bemerkten), faßt der Dichter die Familie, die Ehe als Grundquelle und Symbol alles Rechtslebens, im Gegensatz gegen den elementaren Naturtrieb. Ihre Physik und Metaphysik, wenn der Ausdruck erlaubt ist, die Darstellung ihrer naturwüchsigen Grundlagen und ihres Sittengesetzes ist der Mittelpunct, von dem aus der Roman auf die weiten Gebiete des öffentlichen Rechts seine Strahlen hinauswirft. Walpurga und ihr Hans, in ihrer auf Instinct und Ueberlieferung ruhenden Treue, Dr. Günther und seine hochgebildete Gattinn in bewußter Einigung klaren Geistesfriedens vertreten die beiden Pole der normalen Entwickelung. Dazwischen treiben die „problematischen Naturen", die „Kinder der Zeit" ihr Wesen, unter Irrung, Kampf und mancherlei Leid: das königliche Paar, Irma, bis herab zu ihrem Bruder, dem ganz äußerlichen Lebemenschen. Die eingeflochtene Dorfgeschichte ist, zumal in ihrem ersten Theile, nicht frei von gezierter Unnatur und Effecthascherei, den dieser Gattung so leicht gefährlichen Feinden. Durch welches Glas muß man wohl deutsche Bauern betrachtet haben, um es hübsch und natürlich zu finden, daß z. B. Walpurga, im Begriff an den Hof zu gehen, ihren Hans, den Holzknecht, „symbolisch füttert" mit den Worten: „Wie ich Dir hier zu essen gebe, und es mir besser schmeckt, als wenn ich es selbst genieße, so denk' auch, daß ich in der Fremde keinen Bissen über die Lippen bringe, den ich nicht lieber Dir und dem Kinde geben möcht!" Hans seinerseits, als ihm sein erstes Kind geboren ist, füttert in gerührter Dankbarkeit die Hühner und die Fische im See, steigt dann auf einen Kirschbaum und fängt an zu essen. „Es ist ihm dabei, als wenn er

gar nicht selbst äße, sondern Andern zu essen gäbe.“ Das ist wenigstens eine praktische Weichherzigkeit, bei der ein solider Mensch bestehen kann, und die es auch nicht unterläßt, sich in allerlei schwierigen Lagen zu bewähren. Als Hans, wiederum einmal gerührt, und zwar durch einen wohlbeschwerten, von Walpurga empfangenen Geldbrief, dem Pfarrer — beinahe einen Kronthaler gegeben hätte, bringt sie ihn schnell zur Besinnung, und er zieht es vor, dem würdigen Herrn lieber Etwas zu versprechen. Weiter versteigt er sich auch nicht gegen die „schwarze Zenza“, die ihn auf nächtlichem Heimwege etwas verfänglich anbettelt, und später, da er gar auf dem Wege zu dieser verfänglichen Hexe ist (denn das Strohwittwerthum wird mit der Zeit doch langweilig), bringt ein auf geschäftliche Absichten deutendes Wort von deren alter Mutter ihn gleich wieder in die richtige moralische Verfassung. Daß dieses Muster praktischer ehelicher Tugend sich nachher dummdreist in die Hauptstadt begiebt, um dem freigebigen Könige auf Grund des so lange entbehrten Familienglücks noch ein Paar tausend Gulden abzupressen, ist allerdings vollkommen natürlich. Weniger faßbar finden wir es, daß dieses Gemisch von gemeiner Habsucht, Sinnlichkeit und Sentimentalität sich nachher ohne allen Uebergang in ein Muster von Bravheit und nobler Gesinnung verwandelt. Walpurga, als sentenzreiche, naiv-gefühlvolle Dorf-Tugendheldinn am Hofe, rechtfertigt gleichfalls nur zu sehr die Abneigung, welche die Weltleute des Romans (nicht im Sinne des Dichters) gegen sie fühlen. Auch sie wird erst später im Zusammenleben mit der büßenden Irma wahr und natürlich. Daß, wie bei Spielhagen, die problematischen, irrenden, ringenden Naturen

wahrer und lebendiger gezeichnet sind als die tugendreichen Mustermenschen, wird man dem Dichter nicht zum Vorwurf machen. Es liegt eben in der Natur der Sache. Kampf ist Bewegung, und Bewegung, Entwickelung ist der natürliche Vorwurf der redenden Kunst. In Irma's, der büßenden, pantheistischen Magdalena Entwickelung ist ein gewisses jüdisch-asketisches Moment, wie in dem ganzen Roman, nicht zu verkennen. Wie jene durch Entsagen, Dulden und Denken, reinigt sich der König durch Entsagen und kräftiges Handeln. Vor seiner Erweckung befindet er sich auf dem bekannten romantischen Standpunkte des „freien" Königs: „Des Gesetzes Wächter, und doch frei vom Gesetz, „der Liebe bedürftig, und doch frei von Beschränkung, ja, im „Nothfalle selbst frei von der Logik, die doch auch nur „ein Theil des menschlichen Geistes sei." Ueber diese gefährlichen Phantasmagorieen öffnet Irma's heroische Buße ihm die Augen: „Frei und treu" wird fortan sein Wahlspruch. Er entsagt der Willkür des genialen Experimentirens, macht Frieden mit sich, mit dem Menschengeiste, mit seinem Volke, beruft einen freimüthigen und freisinnigen Officier statt des bisher waltenden reactionären Höflings an die Spitze der Geschäfte, und findet dann endlich auch die Versöhnung mit seiner beleidigten Gattinn wieder. Der Staffage untergeordneter Personen fehlt es nicht an frischen gelungenen Zügen; dennoch bleibt der Roman an künstlerischer Wirkung hinter Auerbach's bessern Dorfgeschichten entschieden zurück, ersetzt aber durch Reinheit und Tiefe des Gedankeninhalts für ernstere Leser einen Theil dieses Mangels, und darf in seinem glänzenden äußern Erfolge als ein beredtes Zeugniß dafür gelten, daß den gebildeten

Deutschen unserer Tage (und sie sind weit zahlreicher, als je zuvor) unter den stürmischen Kämpfen unserer nationalen und wirthschaftlichen Fortschrittsbewegung der Zusammenhang mit den geistig-sittlichen Factoren unserer Größe mitnichten abhanden gekommen ist. „Auf der Höhe“ ist ein weit energischerer Protest gegen den Zauberer in Rom und seine Heerschaaren und Adepten, als Gutzkow's, die Gegensätze im Grunde doch nur äußerlich berührender neunbändiger Roman.

Auerbach's neuestes Werk, „Das Landhaus am Rhein“, ist kaum in glücklicher Stunde empfangen. Es verläßt ganz die Sphäre der Dorfidylle, um in das entgegengesetzte Extrem der Betrachtungs- und Darstellungsweise überzuspringen. Handlung, Charaktere, Motive gehören nicht der normalen Wirklichkeit unserer Zustände an, sondern vertreten ganz ausnahmsweise, wenn nicht geradezu unwirkliche oder doch höchst unwahrscheinliche Combinationen, in denen sich ein bedenklicher Rückfall in die romantische und jungdeutsche Bevorzugung des, zum Theil recht weit hergeholten Räsonnements vor der Handlung nur zu sehr bemerkbar macht. Die äußerlichen Zeitbeziehungen des Romans knüpfen bekanntlich an die großen Fragen an, welche der amerikanische Bürgerkrieg zur Entscheidung stellte. Es handelt sich darum, ob ein verwegener, gewissenloser Abenteurer, ein steinreich gewordener Flibustier und Sklavenhändler, durch glänzendes Auftreten, prahlerische Wohlthätigkeit und Bestechungen sich den Weg in die adlige Gesellschaft eines deutschen Kleinstaates bahnen soll. Die Aufgabe scheint an sich gar nicht so schwierig; der Kenner deutscher Geschichte und gewisser exclusiver Kreise der deutschen Gesellschaft fühlt

sich vielmehr versucht, die Auslassungen des Helden über seine geistige Wahlverwandtschaft mit den Begründern und Häuptern mancher stolzen Geschlechter gar nicht so unpassend zu finden. Aber was vermag Tugend gegen üble Nachrede und gegen die böse Preßfrechheit unserer Tage! Einem Zeitungsskandal, durch amerikanische Bekannte des Helden im entscheidenden Augenblicke eingeleitet, gelingt, was Gerechtigkeit und Anstand im Stillen vielleicht vergeblich erstrebt haben würden. Der Abenteurer wird nicht geadelt. Er vergilt die Beleidigung mit Trotz und Hohn, bekennt sich zu seinen Thaten, zu seinem System, daß die Welt von Rechts wegen dem Starken gehöre, geht mit einer gleichgesinnten, starkgeistigen Gräfinn auf und davon und findet den Kriegertod in den Reihen der Rebellenarmee, auf einem Schlachtfelde Virginiens. Ihm gegenüber wird die Ritterschaft des deutschen, humanen Geistes von einem Officier a. D. vertreten, einem Märtyrer des Kamaschen-Dienstes, den der Millionär als Hauslehrer engagirt, um widerwillig von ihm den Einfluß sittlicher Tüchtigkeit zu erfahren. Intriguen der katholischen Geistlichkeit, auf Erbschleicherei gerichtet, laufen dazwischen: sie sind zum Theil drastisch genug gezeichnet. Es fehlt auch nicht an einem guten Exemplar eines Spielhagen'schen, in Eitelkeit und Selbstsucht verkommenen Junkers. Den Sieg gewinnen der tugendhafte Hauptmann und die Familie eines wackern, in Amerika zu Erkenntniß wahrer menschlicher Würde gekommenen Landwirthes. Auch die Lichtgestalten der Erzählung holen sich auf amerikanischen Schlachtfeldern, aber unter dem Sternenbanner der Menschenrechte und der freien Arbeit, die stählende Bluttaufe, und der Triumph der Humanität, des freien

Denkens, der pflichttreuen Arbeit bildet den harmonischen Schluß des Ganzen: Alles schön und gut, ehrenvoll für die Gesinnung des Dichters und für das Publikum, auf dessen Beifall er mit Grund rechnen durfte. Wird doch die garnicht zweifellose Haltung, welche der gesammte deutsche Mittelstand, sehr im Gegensatz gegen den englischen und französischen, in der amerikanischen Krisis einnahm, immer zu den erfreulichsten Posten im „Haben“ dieser unserer reich bewegten Uebergangsperiode gehören. Aber für ein Kunstwerk ist mit der Bescheinigung der guten Gesinnung bekanntlich nicht genug gesagt. Es wird, bei aller Anerkennung der zahlreichen gelungenen Partien, von den aufrichtigsten Verehrern Auerbach's (und wir rechnen uns zu ihnen) nicht geleugnet werden dürfen, daß diese Dichtung in Bezug auf Kraft des epischen Stroms und lebendige Farbengebung hinter seinen frühern großen Leistungen zurückbleibt. Die fünf Bände könnten gar leicht auf zwei bis drei reducirt werden, ohne daß eine wesentliche, wirksame Scene, ein nothwendiges Motiv der Charakterzeichnung, ein wichtiger Theil der Handlung dabei verloren ginge. Und diese Art von Fülle ist schwerlich jener Ueberfluß der Naturkraft, von dem Dr. Günther (in „Auf der Höhe“) zur Königinn sagt, daß die Entwickelung des Autors ihn zu beseitigen pflege, während es keine Hülfe gebe für die Fehler der Armuth.

Ziehen wir die Summe: Wir haben es in Spielhagen's und Auerbach's socialen Romanen durchaus mit einsichtsvollen, feinfühlenden dichterischen Vertretern der humanen Fortschrittsarbeit unserer Epoche zu thun. Der maaßgebende Impuls des deutschen, zeitgenössischen Lebens, das Hindrängen auf Versöhnung zwischen Erkenntniß und That

ist ihnen gemeinsam. Spielhagen zeigt sich von den Gegensätzen, die er darstellend bekämpft oder vermittelt, stärker im eigenen Herzen berührt, als sein süddeutscher Kunstgenosse. Er kann eine gewisse ästhetische Vorliebe für die von ihm doch ernstlich genug befehdeten „Problematischen Naturen“ nicht los werden. Dafür hat er den freieren Blick, den volleren, frischern Griff für Darstellung des durch die That bewegten Lebens, während Auerbach sich mehr in der Ruhe idyllischen Seins und in den Tiefen der philosophischen Betrachtung gefällt und dabei die Erbsünde des deutschen Romans, das übermäßige Dociren und Conversation Machen in seinen Zeitromanen nicht immer vermeidet; der Eine wie der Andere bei alledem Vertreter eines erfreulichen Fortschrittes deutschen Empfindens und Denkens, wie deutscher Darstellungskunst.

Mit nicht geringem Talent für psychologische Entwickelung und mit meisterhafter Beherrschung der Sprache hat neuerdings Herrmann Grimm, der rühmlichst bekannte Essayist, Sohn Wilhelm Grimm's, den Schritt von der Novelle zum umfassend angelegten socialen Zeitroman gewagt. Seine „Unüberwindlichen Mächte“ behandeln, wie Spielhagen's Hauptwerke, den Conflict zwischen adligem Standesbewußtsein und den Anforderungen einer Gesellschaft, welche mehr und mehr von der freien Concurrenz aller realen Kräfte und Werthe ihr Gesetz empfängt. Auch Grimm nimmt, wie fast ausnahmlos die Belletristik der Gegenwart, die Partei der Gesellschaft gegen den Stand, des Lebens gegen die überlieferte Formel. Zwei Freunde, Träger vornehmer Namen, sehen sich vom Glücke gleich stiefmütterlich behandelt, plötzlich auf die eigene Kraft angewiesen. Der Eine

faßt sich kurz, entsagt seinem Titel und seinen aristokratischen Ansprüchen, vertraut seinem Talent und findet als Arzt und Gelehrter ohne Schwierigkeit den Weg zu innerer und äußerer Befriedigung. Der Andere trägt schwerer an den Ueberlieferungen seines Namens. Zu stolz für Herrendienst wie für Arbeit, zu arm für standesgemäßes Leben, sucht er in einsam hochmüthigem Hinbrüten eine gefährliche Genugthuung, bis eine leidenschaftliche Liebe ihn in alle schwersten Kämpfe des Lebens und der Zeit hinaus schleudert. Geschickte Herbeiziehung des Gegensatzes amerikanischer und europäischer Zustände und Lebensanschauungen trägt nicht wenig dazu bei, das um diese Grundzüge gruppirte Bild zeitgenössischen Treibens farbenreicher und vollständiger zu machen. In trefflichen Ausführungen, und ohne aufdringliche Lehrhaftigkeit, kommen die gemäßigt freisinnigen Anschauungen der großen nationalen Partei zur Geltung, von deren steigendem Einflusse unser Jahrzehnt mehr und mehr seine Färbung erhält. „Ueberall", wird ein europamüder Radicaler von einem gewiegten amerikanischen Geschäftsmanne belehrt, „überall komme es nur darauf an, daß möglichst „gut und zweckmäßig regiert werde, mit den eben zugäng„lichen Mitteln. Ueberall begünstige die Regierung ihre „Leute; das geschehe aber in Deutschland bei weitem mäßiger „als z. B. in dem freien Amerika. Alle Verfassungen können „vernünftiger Weise nur den Zweck haben, mit größtmög„lichster Wahrscheinlichkeit die Fähigsten an die Spitze zu „bringen." Recht aus dem Herzen der Zeit und der Nation heraus wird die Bewegung von 1866 in einer trefflichen und geschickt eingeleiteten Episode gewürdigt und poetisch verwerthet: Wir sind in einem böhmischen Feldlazareth,

nicht weit von Sadowa. Es ist Nacht. In zwei Betten, neben einander liegen, schwer wund, Graf Arthur, der Held des Romans und ein junger Gelehrter, den der Krieg seinen Studien entriß. Ursprünglich Nicht-Preuße, ja Preußenfeind, gewann dieser auf dem Wege strenger Geschichtsstudien die Ueberzeugung von der nothwendigen, unwiderruflichen Vernunftehe zwischen Preußen und Deutschland, und diese Ueberzeugung wurde zur glühenden Begeisterung in jener unvergeßlichen Stunde, da er den greisen Heldenkönig an der Spitze seiner Reitergeschwader sich in die Schlacht stürzen sah. So bleibt er fest und getrost im Angesichte des Todes. Mit letzter Kraft spricht er dem Gefährten von der österreichischen Schmach-Herrschaft, von der blutigen, glorreichen Sühne. „Als die Schwadronen vorübersprengten, fühlte ich im innersten Herzen, daß Deutschland auf immer verloren war, wenn wir die Schlacht nicht gewannen. Aber wir haben sie gewonnen." Und „Hurrah! Hurrah!" antwortet es aus allen Ecken des weiten, unheimlichen Raumes, wo die wunden Krieger, aufmerksam geworden durch die begeisterte Rede, in ihren Betten sich aufrichten. Das ist eine schöne, preiswürdige Scene ächt dichterischer Symbolik. Wie klarstes Verständniß der Zeit und des Volkes in ihr künstlerische Gestaltung gewonnen hat, so gehört auch der Grundgedanke der eigentlichen Erzählung, nämlich Heilung aristokratischen, thatlosen Selbstgenügens durch die Bildungsmächte des wirklichen Lebens, dem gesundesten Zuge unserer zeitgenössischen Entwickelung an. Um so lehrreicher und — warnender für den aufmerksamen Beobachter deutscher Zustände ist die Art der Durchführung dieses Thema's, so zu sagen das instinctive Colorit des

Romans. „Es sind nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten.“ Es fehlt doch noch Manches daran, daß die dichterischen Herolde unserer nationalen Emancipation und Wiedergeburt vor den Kobolden des alten, romantischen Irrgartens so sicher wären, wie sie es sich und uns einreden möchten. „Ein Volk von Denkern“, (oder sagen wir lieber, eine dem Leben fern stehende Literatenzunft) lernt nicht mit einem Schlage die sichere Beherrschung der realen Welt. Wie weit speziell der deutsche Social-Roman noch von jener robusten Erfassung und Würdigung des thatsächlichen Lebens ist, in der die Stärke, freilich auch manche Härte und einseitige Beschränktheit der englischen erzählenden Dichtung wurzelt, das zeigt sich nirgends deutlicher, als in den zahlreichen Versuchen unserer neuesten Romandichtung, sich von dem traum- und empfindungsseligen, romantisch-jungdeutschen Muster-Romanhelden zu emancipiren, jenem schattenhaften „Aristokraten des Geistes“, der nicht, wie gemeine Menschen, mit dem zahlt, was er thut, sondern mit dem, „was er ist“, und mit dem das Leben einfach Fangeball spielt, während er sich einbildet, hoch über der Alltagswelt zu schweben. Grimm ist in dieser Richtung kaum glücklicher als Spielhagen und Gutzkow. Wie Oswald Stein, wie Dankmar Wildungen handelt sein Graf Arthur weniger nach Ueberlegung und Entschluß, als nach Gefühlsaufwallungen und unklaren Stimmungen. Er träumt, taumelt, rast durch das Leben, ein Spielball von Laune und Zufall. Wohl tadelt das der Verfasser (und das ist schon ein Fortschritt), aber dieser Tadel erinnert nur zu sehr an den Zorn der Verliebten. Für den Mann der That plädirt der Kopf des Dichters, für die aristokratische, schöne Seele der Instinct

und das Herz. Wir wollen nicht gerade betonen, daß dem melancholischen, unpraktischen, und doch im Grunde höchst selbstsüchtigen vornehmen Träumer die schönen Mädchen entgegenfliegen — das ist nun einmal nicht anders, — aber auch die verständigen, in der Erzählung auftretenden Männer scheinen nichts Wichtigeres zu thun zu haben, als die unergründlichen Anwandlungen und Gefühle des interessanten Herrn zu studieren, und sich zu gehorsamen Dienern seiner Launen zu machen. Aus purem Ahnenstolz bruskirt und brutalisirt Graf Arthur nicht nur seinen aufopfernden Freund, sondern auch die (nicht adlige) Geliebte, die er doch anbetet. Als eine ziemlich unwahrscheinliche Combination den Glauben an seine unbefleckte Herkunft, das Fundament seines Denkens und Fühlens, erschüttert, fällt er in Delirium und Nervenfieber, erwacht dann aber, wie es den Anschein hat, zu gesundem, verständigem Leben. Die Theilnahme am siegreichen, vaterländischen Kriege scheint Selbstachtung und Entschlossenheit zu wecken; die so schwer beleidigte Geliebte hat vergeben und vergessen, wirft sich dem Manne, der sie „als Graf" verschmähte, geradezu an den Hals. Man glaubt ihn ein für allemal geheilt und gerettet. Da erzeugt die Entdeckung, daß er nun doch ächter Graf und Sohn seines Vaters ist, urplötzlich die alte Verrücktheit: „Starren, Staunen, Blick ins Leere" ꝛc., das ganze alte Recept. Natürlich beträgt er sich dann nicht wie ein gewöhnlicher Mensch, sondern wie ein — Narr, treibt sich (am nächsten Tage soll die Hochzeit mit seiner steinreichen Amerikanerinn sein) auf der Landstraße und in Wäldern umher, und zwar „aus Gewissensbissen, weil er sich wieder auf einem gräflichen Gedanken ertappt hat", wird

dabei von einem Irrsinnigen erschossen und — der Engel von Braut, die praktische Amerikanerinn, grämt sich nachher über ihn zu Tode. Zum Schlusse muß die „schöne Seele“ gar noch in einem Traumgesicht als Engel paradiren! — Ja, es scheint wirklich, als haben wir es in Deutschland auf diesem Gebiete noch mit „unüberwindlichen Mächten“ zu thun; aber weniger mit den unüberwindlichen Vorurtheilen des Adels und der schönen Seelen, (lieber Gott! die sind selten unerbittlich, wenn es um reiche, bürgerliche Erbtöchter sich handelt!) als mit den noch nicht überwundenen Gewohnheiten und Anschauungsweisen einer abstract-literarischen Bildung, die nur langsam, wenn auch in stetigem Fortschritt, einer frischen, unbefangenen und wahrhaftigen Beobachtung und Darstellung des Lebens Raum geben.

Sollen wir diesen Bemerkungen über die socialen Tendenzromane unserer Epoche noch ein Wort über den beliebten, unermüdlichen Erzähler Levin Schücking* hin-

* Christoph Bernhard Levin Schücking, geb. zu Clemenswerth in Westphalen am 6. September 1814, trat 1842 mit dem Werke „Das romantische und malerische Westphalen“ zuerst als Schriftsteller auf, lebte, theils als Privatgelehrter, theils als Erzieher des Prinzen Wrede, längere Zeit in Süddeutschland und Oesterreich, dann in Köln, seit 1852 auf seinem Gute Sassenburg bei Münster; schrieb die Romane „Ein Schloß am Meer“ 1843, „Die Ritterbürtigen“ 1846, „Eine dunkle That“ 1846, „Ein Sohn des Volks“ 1849, „Der Bauernfürst“ 1851, „Die Königinn der Nacht“ 1852“, „Ein Staatsgeheimniß“ 1854, „Die Sphinx“ 1856, „Der Held der Zukunft“ 1856, Aus den Tagen der großen Kaiserinn“ 1858, „Paul Bronkhorst“ 1859, „Die Rheider Burg“ 1859“, „Die Marketenderinn von Köln“ 1860, „Die Geschworenen und ihr Richter“ 1861, „Frauen und Räthsel“ 1864, „Eine Actiengesellschaft“ 1863, „Verschlungene Wege“ 1867“, „Der Weg zum Glücke“ 1869 ꝛc.

zufügen? Immerhin wird es ein kurzes sein dürfen, denn für den Roman als Spiegel der zeitgenössischen Culturbewegung kommen Schücking's Dichtungen, trotz ihres kräftigen Realismus, nur in ganz bestimmten, ziemlich enge gezogenen Grenzen in Betracht. Schücking kennt die eigenthümlichen Verhältnisse seiner westphälischen Heimath genau und weiß sie sehr geschickt poetisch zu verwerthen. Er schildert vortrefflich den hochconservativen, oft genug barock altfränkischen, aber meist ehrenvesten und sittlich achtungswerthen Adel, die zähen, tüchtigen, eigensinnigen Bauern, die wunderlichen, altmodischen Kleinbürger der rothen Erde. Er versteht das massenhafte Eindringen der Geld- und Industriemacht in diese kleine, abgeschlossene Welt urgermanischer Ueberlieferungen zu geschickt angelegten Contrasten zu verwenden, und läßt oft und gern pikante Streiflichter auf die dort und am Rhein besonders rührigen Bemühungen der alten Kirche fallen, welche nicht ohne Erfolg jene ächt modernen und sehr weltlichen Lebensgewalten für sich zu gewinnen sich angelegen sein läßt. Die Sympathieen des Dichters gehören dem humanen, gemäßigten, auf Versöhnung des individuellen Lebens- und Glücks-Anspruches mit der Ueberlieferung hinarbeitenden Fortschritte. Aber alle diese gewichtigen Dinge treten in den bunten, nicht selten überbunten und überladenen Phantasiegebilden seiner Erzählungen doch sehr in den Hintergrund gegen das Interesse der leichten Unterhaltung, die Freude an wunderbaren, oft überkühnen und seltsamen Verwickelungen. Schücking erzählt dabei leicht und gut, in correcter und eleganter, nie schwülstiger noch nachlässiger Sprache, (ein für einen fruchtbaren, modernen, deutschen Romandichter, wie schon bemerkt, leider nicht selbst-

verständlicher Vorzug), und wenn man den eigentlichen Herzschlag der Zeit in seinen Dichtungen nur leise und intermittirend durchfühlt, so vertritt er doch mit glücklicher Entschlossenheit den Fortschritt der zeitgenössischen Kunst, insofern es dabei um scharfe Beobachtung des äußern Lebens und deren Verwerthung für anmuthig anregende Unterhaltung sich handelt.

Es hätte wunderbar zugehen müssen, wenn inmitten des uns umfluthenden, nationalen Bildungs- und Verjüngungs-Processes der ephemere Sieg der Reaction in den funfziger Jahren nicht auch auf dem Gebiete des socialen Tendenzromans zu einem Anlaufe geführt hätte. Von Eritis sicut Deus (1854) bis zur Leokadie (1869) und den neuesten Lucubrationen der im Kloster wiedergeborenen Hahn-Hahn zieht sich durch die zeitgenössische Unterhaltungsliteratur eine Reihe, zu großem Theil anonymer Veröffentlichungen, in denen Vertreter des katholisirenden, überkirchlichen Protestantismus und der katholisch-ultramontanen Rechtgläubigkeit mit den Waffen und im Kleide der „Welt" für das Reich ihres Gottes kämpfen: des Gottes, der uns den Gedanken gegeben habe, um die dessen Recht verneinende Autorität zu vertheidigen, und das Gebot der „Liebe", um in deren Feuer die Waffen der Unduldsamkeit gegen anders als wir denkende Brüder zu härten. Einen literarischen Erfolg hat keine dieser Kundgebungen erzielt, und mit den Mysterien des Skandals, welche sich an viele derselben knüpfen, hat die literar-historische Betrachtung Nichts zu thun. Mögen die Todten ihre Todten begraben! Kennzeichnend für die Gattung und ihre Träger ist das Nachwort von „Eritis sicut Deus": „Das Unternehmen, diese

„Geschichte zu schreiben, kam nicht aus menschlichem Kitzel, „sondern auf höhere Anregung. Ist viel oder wenig in „Form oder Inhalt gefehlt, so mögen die Kunstrichter beden- „ken, daß ihr Maaßstab nicht angewandt werden kann, wo „die kleine Kraft von Weibern, Kindern und Narren sich „regt. Der Herr aber liebt es, die Wahrheit von Weibern, „Kindern und Narren bezeugen zu lassen, wenn die Weisen „zu Narren geworden sind." Und diesem bescheidenen Geständniß geht dann jene Erzählung vorauf, deren Held, ein freisinniger Gelehrter, durch alle Dornhecken und Pfützen des (wie die Fama sagt, persönlichen) Klatsches, der denunziatorischen Ränke, der häuslichen und politischen Quälerei und Misere geschleppt wird, bis er endlich das Geständniß ablegen muß, „daß seine Größe nichtig, seine Stärke Schwäche, „sein Selbstbewußtsein ein Spott der Leute war", bis er „blutend zu Kreuze kriecht", und dann endlich zu Gnaden angenommen wird. Von einem literarischen Erfolge dieser Herzensergießungen ist, wie gesagt, Nichts zu berichten. Und was die etwaigen nicht literarischen Erfolge anbetrifft, so wird bis auf Weiteres die Hoffnung erlaubt sein, daß die gegen andere nationale Krankheiten so glücklich angewandte, heroische Blut- und Eisen-Kur, ihre stählende Kraft auch diesem chronischen Nervenübel gegenüber nicht verleugnen wird.

Sechste Vorlesung.

Der sociale Roman in den Händen der Frauen.

Das massenhafte, active Eintreten der deutschen Frauenwelt in die literarische Bewegung fällt bekanntlich in die Entstehungsjahre der romantischen Schule, in das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts. Es hatte auch vordem unsern Dichtern nicht an Freundinnen gefehlt, die für sie und mit ihnen schwärmten, wohl auch studierten und dachten, hie und da selbst den Versuch nicht scheuten, in ihre Fußtapfen zu treten. Man weiß, wie trefflich schon Gottsched von seiner Sophie Kulmus berathen wurde. Aehnlichen Glückes hatten sich später, in anderer Sphäre, Herder und Voß zu erfreuen. Klopstock's seraphischer Schwung fand, als die große Geistesströmung der klassischen Zeit sich längst von ihm abgewandt hatte, in gewählten Damenkreisen noch Jahrzehnte hindurch eine gläubige begeisterte Gemeinde. Charlotte von Stein war, während einer folgenschweren Umbildungsperiode des Goethe'schen Geistes, die vertrauteste und einflußreichste Beratherinn des Dichters, und selbst auf des so bewußt und systematisch arbeitenden Schiller Fühlen und Denken war Charlotte v. Kalb, waren später die Damen der Familie v. Lengefeld nicht ohne Einfluß. Aber alle diese Verhältnisse, wie sie in intimen, persönlichen Beziehungen wurzelten, ließen die Frauen aus der Rolle von liebenden

und bewundernden Genossinnen des männlichen Schaffens kaum hie und da zu selbstständigem Eingreifen in das Gebiet der geistigen Arbeit sich erheben. Die französischen **Bureaux d'Esprit**, jene von ausgezeichneten Frauen beherrschten Gerichtshöfe des literarischen Geschmacks sind anderthalb Jahrhunderte älter als ihre deutschen Gegenbilder, und es bedurfte bekanntlich gründlicher Umbildung und Zersetzung einer deutschen Gesellschaft durch fremdländische Elemente, um dieser ausländischen Pflanze bei uns Boden zu schaffen. Wie man weiß, verdankt Berlin die eigenthümlichen und scharf genug hervortretenden Züge seiner socialen und geistigen Physiognomie nicht nur der Zollern-Politik, oder gar der nüchternen, märkischen Landschaft, sowie dem halb niedersächsischen, halb wendischen Grundstocke seiner Bevölkerung. Die Hauptstadt des großen Kurfürsten und seines Sohnes hatte zwischen 1685 und 1715 den besten Theil jener hugenottischen Flüchtlinge aufgenommen, welche die Freiheit des Gewissens höher anschlugen als die Gunst des „großen Königs", und selbst als das Vaterland. Am Hofe, in Heer und Verwaltung, in der aristokratischen Gesellschaft der jungen, preußischen Monarchie wurde französische Geistesbildung und französischer Schliff damit auf lange hin nicht weniger einflußreich, als französischer Gewerbfleiß in dem aufstrebenden Mittelstande der Hauptstadt. Und eigenthümlich verstärkte und modificirte sich dann die Wirkung dieses Ferments, als Friedrichs des Großen, noch einen Schritt weiter gehende Toleranz, durch staatsökonomische Erwägungen ermuthigt, auch dem Judenthume die Möglichkeit freierer Entwickelung gewährte. Moses Mendelssohn, der Berliner Seidenhändler, der Sohn des armen, dessauischen Rabbiners, steht

an der Spitze einer bald mächtig anwachsenden Reihe von jüdisch=deutschen Denkern, Schriftstellern, Künstlern, einflußreichen Geschäftsleuten und Politikern, wie sie, zusammengedrängt in den Zeitraum eines Jahrhunderts, kaum jemals in gleich günstigem Zahlen= und Werthverhältniß aus den Reihen einer stammverwandten Bevölkerung hervorgegangen ist. Es ist, als hätten die seit einem Jahrtausende schlummernden Geisteskeime des uralten Stammes nur auf den Sonnenblick deutscher Humanität, deutscher Wissenschaft und Kunst gewartet, um das Versäumte nachzuholen. Und merkwürdig, wie dieses Element in vielseitiger Doppelverwandtschaft sich zwischen die französischen und die deutschen Kreise der Berliner Gesellschaft vermittelnd, umbildend, auch seiner Seits anregend hineinschob. Nicht ganz mit Unrecht hat man auf französischer Seite gewisse Wahlverwandtschaften des französischen und des jüdischen Geistes bemerkt: den schlagfertigen Witz, das dreiste, sichere Zugreifen, wie eben nur klare und einfache, wenn nicht einseitige Vorstellungen es möglich machen, die Empfänglichkeit für Beifall und äußern Erfolg, im socialen Leben besonders ein gewisses, nüchtern=praktisches Verfahren bei Schließung der Ehen. Aber der Jude ist auf der andern Seite auch sehr oft Idealist, grübelnder, tiefsinniger Denker, unter Umständen, zumal wo Familie und Blutsverwandtschaft ins Spiel kommt, warmer, weicher Gemüthsmensch, dem blondesten Germanen zum Trotz. So ist es ihm vielfach gelungen, von französischer zu deutscher Sinnesweise so zu sagen eine Brücke zu schlagen, und einen Wechselverkehr nicht nur, sondern eine Durchdringung der beiden Nationalitäten anzubahnen, deren Bedeutung auf sehr wichtigen Lebensgebieten noch täglich im

Wachsen ist. Nicht Wunder nehmen darf es, daß die ersten literarischen und socialen Erfolge dieser merkwürdigen Bewegung sich mehr oder weniger in exclusiven, aristokratischen Kreisen zeigten. Unsere geistige Wiedergeburt war in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts von den guten Köpfen des Mittelstandes ausgegangen, aber sie hatte von vorne herein, wenn der Ausdruck erlaubt ist, eine Richtung nach oben genommen. Wilhelm Meister und Faust sind auch in dieser Beziehung ihre vollgültigen, poetischen Symbole. Der Adel der siebziger, achtziger, neunziger Jahre war im Durchschnitt toleranter, aufgeklärter, für das Neue und den Fortschritt empfänglicher, als die meist noch gedrückten und engherzig fühlenden Kreise der Geschäftswelt, der Kaufleute und Industriellen. Nicht für die Masse, auch nicht die des Mittelstandes, sondern für die erwählte Gesellschaft bevorzugter Naturen und einer bevorzugten Lebenssphäre waren Schiller's Phantasiegebilde von der Erziehung zum Guten durch das Schöne, von der „Welt des schönen Scheins" berechnet, und nicht im Bürgerhause, in der Werkstatt, im Feldlager, sondern auf dem Parquet der ausschließlichen Berliner Salons trugen die enthusiastischen Anregungen der Weimarischen Kunst- und Schönheitsreligion, verbunden mit den französischen Einflüssen des Weltverkehrs und der preußischen Hauptstadt ihre ersten, freilich verfrühten, und zu gutem Theil krankhaften Früchte für die Gesellschaft. In Berlin, in den Salons von Henriette Herz, Dorothea Veit, Frau von Eybenberg (geb. Marianne Meyer), sowie der Herzoginn von Kurland (geb. v. Medem), fand die neuromantische Religion des Herzens, des Gefühlsraffinements, der ironisch-phantastischen Laune ihre Priester

und Priesterinnen und ihre gläubige Gemeinde, noch bevor in der durch die Donner von Jena gereinigten Luft die gesunden Elemente des Kant-Fichte-Schiller'schen Idealismus sich praktisch zur Grundlage unseres neudeutschen Geisteslebens entwickeln konnten. Dort, in der Bruthitze ausschließlicher, begünstigter Gesellschaftskreise, auf dem gewissermaßen neutralen Terrain, wo der geistreiche Adel die Vorzüge seiner leichtern geselligen Bewegung entfaltete, unbeengt durch die Schranken seiner Standesformen und seines starren Familienrechts, entwickelte sich jene Literatur der Selbstbespiegelung, der Gefühlsgrübelei, der Geisthascherei, in welcher unsere deutschen „femmes savantes“ ihre ersten Triumphe feierten, und die sich dann, unterbrochen und zurückgedrängt durch die gesunde Aufrüttelung der Freiheitskriege, doch nicht durch sie unterdrückt, später wieder auflebend in der Stickluft von zwei Reactionsperioden, unter mannigfaltigen Formen bis in die vierziger Jahre fortgesetzt hat. Sie zählt bekannte, zum Theil glänzende Namen, Dorothea Schlegel, Bettina v. Arnim, Rahel Levin (die begabteste von allen), Henriette Hertz, später Charlotte Stieglitz und die Gräfinn Hahn. Ein abstractes Liebes- und Freundschafts-Raffinement, reflectirendes Kunstinteresse, eine sich selbst bespiegelnde, von den realen Interessen, Pflichten, Kämpfen des Lebens nur oberflächlich berührte „Bildung“, sind ihre Familienzüge. Es sind die einer, an dem rechten und ausgiebigen Gebrauche reicher Geistesschätze durch äußere, enge Verhältnisse gehinderten, darum sich in sich selbst mit wenig Genuß aufreibenden Gesellschaft.

Dann sind andere Zeiten gekommen. Unter Sturm und Gewitter, unter Schmerz und Enttäuschung, aber mit

sichtlich zunehmender Kraft, und zuletzt denn auch mit Erfolg sind wir in die Reihe der politischen Völker getreten; und nicht zu den geringsten Zeichen dieser neuen, höhern Bildungsstufe gehört es, daß sie auch die Theilnahme der deutschen Frauen an unserer geistigen Arbeit nicht nur mächtig gesteigert, sondern auch wesentlich geändert und reformirt hat. Nicht mehr ausschließlich aus den Salons für die Salons, sondern aus dem Leben für das Leben bemühen sich seit zwei Jahrzehnten die deutschen Schriftstellerinnen, der allgemeinen Bewegung folgend, zu schreiben. Und lehrreich ist es, wie die weitaus bedeutendste Vertreterinn dieser Richtung (wir sprechen natürlich von Fanny Lewald) aus Verhältnissen hervorgegangen ist, welche mit der Lebenssphäre der Wortführerinnen unserer Salon-Belletristik gerade nur so viel gemein haben, um den tief innerlichen Gegensatz der Menschen und Dinge von heute und von damals recht schlagend hervortreten zu lassen..

Fanny Lewald wurde am 24. März 1811 in Königsberg i. Pr. geboren. In kleinerem Maaßstabe als Berlin, aber vielleicht in noch gründlicherer Mischung umschließt die alte Krönungsstadt der preußischen Monarchie, ähnlich wie die Residenz, eine von dem Geiste der Toleranz und des scharfen, nüchternen Denkens beherrschte, aber dabei durchaus nicht sauertöpfisch der Lebensfreude abgewandte oder in puritanischer Strenge erstarrte Bevölkerung. Die äußern Verhältnisse sind eher knapp als wohlhäbig zu nennen, seitdem die napoleonischen Kriege und dann das russische Prohibitivsystem die alte Handelsblüthe geschädigt haben. Dennoch bildet auch heute noch ein thätiger, angesehener Kaufmannsstand den Kern der Gesellschaft, aber nicht in kasten-

artiger Absonderung, sondern in lebendigstem, freundlichstem Wechselverkehr mit Gelehrten, Beamten, Militärs und Industriellen. Der lange, nordische Winter fördert solide Geistesarbeit wie fröhliche Geselligkeit, und wird nach beiden Richtungen hin fleißig ausgebeutet; die isolirte Lage der Stadt hat ein mächtiges Localbewußtsein groß gezogen, das aber von engherzigem Particularismus und Kleinstädterei stets weit entfernt war. Die nächste Umgebung ist einförmig und reizlos, bis auf wenige Puncte; aber ein Ausflug von wenigen Stunden erschließt die strenge, erhabene, und doch auch wieder so trauliche und herzige Schönheit der baltischen Küsten- und Waldlandschaft. Im Hochsommer schlägt die Königsberger Gesellschaft da in Masse ihre Standlager auf und erfreut sich der Natur und des behaglich-geselligen Müßigganges in einer harmlosen Einfachheit und Anspruchslosigkeit, die in den meisten dieser ostpreußischen Stranddörfer gegen den Luxus und die Etiquette modernen Badelebens noch sehr zu ihrem Vortheile absticht. Die Königsberger Gastfreundschaft ist durchaus nicht luxuriös, aber in hohem Grade herzlich und bequem, und wol schwerlich von irgend einer andern großen, deutschen Stadt darin auch nur annähernd erreicht. Die französische Kolonie ist so alt wie die in Berlin, und wenngleich weniger bedeutend, als die der Hauptstadt, hat auch sie tüchtige und einflußreiche sociale Elemente zugeführt. Die sociale Emancipation der Juden trat erst gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts hervor; sie hat dann aber bald zu einem wahrhaft intimen und herzlichen Verhältniß der Confessionen geführt, und Handel, Gewerbe, Geselligkeit und Literatur der Pregelstadt haben sich dabei nicht schlecht gestanden. Fanny Lewald's Familien-

verhältnisse können nach dieser Richtung hin fast typisch genannt werden. Ihr Vater, Weinhändler von jüdischer Abstammung und Religion, aber in lebendigem und vertrautem Verkehr mit den besten Elementen der christlichen Gesellschaft, stellte seinen Kindern grundsätzlich die Wahl ihrer Confession anheim und ließ sie jüdisch und christlich unterweisen (wie es dort beiläufig nicht selten geschieht). Fanny kam früh mit den bekannten pietistischen Kreisen Königsbergs in Berührung, denen sie in ihrer Lebensbeschreibung und in den „Wandlungen" treue und unparteiische Schilderungen widmet. Jene Leute, die vielberufenen „Mucker", gehörten bekanntlich mitnichten zu den gewöhnlichen Sectirern niederer Ordnung, die der Protestantismus stets und überall wie bald zerplatzende Blasen aufsteigen ließ und läßt. Meistens von guter Familie, fein und gründlich gebildet, oft sogar gelehrt, imponirten sie durch tadellose, aber gegen alle ferner Stehenden vornehm ablehnende und überlegene Haltung, und es ist bis auf diesen Tag, trotz der „Enthüllungen" des bekannten Dixon'schen Buches* nichts weniger als erwiesen, ob und in wie weit ihre seltsamen theosophischen Speculationen über die Mysterien des „ewig Weiblichen" und über die „Heiligung (und Befreiung) des Fleisches" sie zu den ungeheuerlichen, ihnen vorgeworfenen Verirrungen führten. Gesellige Einflüsse dieser Kreise, vielleicht durch eine platonische Jugendschwärmerei verstärkt, scheinen Fanny dem Christenthume zugeführt zu haben. Eine erste, größere Reise, mit ihrem Vater unternommen, über Berlin an den

* Wir meinen die vor ein Paar Jahren viel besprochenen „**Spiritual wiwes**" (Seelenbräute).

Rhein, dann ein einjähriger Aufenthalt in Breslau, 1832—33, vermittelte dem 21jährigen Mädchen die ersten persönlichen Beziehungen zur belletristischen und politischen Zeitliteratur, und wurde ausgiebig benutzt. Fanny empfing am Rhein, durch Börne's Erzählungen, den frischen Eindruck jenes ersten Wellenschlages der politischen Bewegung, der in dem Hambacher Feste sich kundgegeben hatte. Sie schwelgte in Breslau in jungdeutscher und französisch-neuromantischer Belletristik, hörte Hoffmann von Fallersleben, Stenzel und andere Celebritäten der schlesischen Hauptstadt disputiren und — verliebte sich, einseitig, in ihren nachher so berühmt gewordenen Vetter Heinrich Simon. Die Offenheit, mit der sie ohne alles selbstgefällige Kokettiren in den „Leidensjahren" von diesem Verhältnisse spricht, macht den wohlthuenden, wahrhaftigen Eindruck, der diese Schriftstellerinn überhaupt kennzeichnet. Simon, von ganz andern Sorgen eingenommen (er hatte vor nicht langer Zeit das Unglück gehabt, in einem erzwungenen Duell seinen Gegner zu erschießen), brachte ihr nur Freundschaft entgegen, was sie nicht abhielt, in leidenschaftlicher Selbsttäuschung sieben Jahre lang sein Bild im Herzen zu tragen, bis ein männlich-offenes, von ihm einlaufendes Bekenntniß seines Verhältnisses zur Gräfinn Hahn endlich die Katastrophe herbeiführte. Die Schilderung der Scene in den „Leidensjahren" ist charakteristisch. Fanny bekommt den Brief in Gesellschaft, am Theetisch. Sie entfernt sich unter einem Vorwande, liest, giebt sich dann, halb bewußtlos, stundenlang am geöffneten Fenster der scharfen, winterlichen Nachtluft preis, hofft den Tod davon zu haben. „Nicht einmal einen elenden Schnupfen trug ich davon", fährt sie fort. „Man ist gefeit gegen äußeres Ungemach,

wenn man so unglücklich ist.“ Mächtiger und mächtiger erhob sich dann, mit der wiederkehrenden geistigen Gesundheit, die Sehnsucht nach einem die Kraft ausnutzenden und das Leben füllenden selbstständigen Wirken. „Jeder, der Etwas aus sich machen will, muß sich in der entscheidenden Epoche seines Lebens so nothwendig von der Familienabhängigkeit lösen, wie das junge Huhn die Eierschale von sich stößt, wenn es auf eigenen Beinen stehen kann.“ Solche Erwägungen veranlaßten einen Aufenthalt in Berlin, bei Verwandten, um zu sehen, zu lernen. Ein „vortheilhafter Heirathsantrag“ war zum Kummer der Eltern schon in Königsberg ausgeschlagen: sie wollte sich nicht verkaufen. Aber was nun am Ende anfangen? Typisch für sie, und für die durch sie in erster Linie vertretene Literaturbewegung, ist der von ihr erzählte Hergang der Entscheidung. Ihr Onkel Lewald, Redacteur der Europa, hatte schon hie und da Kleinigkeiten von ihr gedruckt. Jetzt hat sie ihm ein „Mährchen“ übersandt. Er behält es, schickt Honorar, erkennt warm und unumwunden das Talent der Verfasserinn an. Da fällt es ihr, im Sonnenstrahl des ersten, kleinen Erfolges, wie Schuppen von den Augen. Das wird es sein, und nichts Anderes. Aber wie mit dem Vater zurecht kommen, dem abgesagten Feinde aller Blaustrümpfe und alles geistreich thuenden Wort- und Phrasen-Wesens? Sie faßt sich dennoch ein Herz, trägt ihren Wunsch, nein, ihren Entschluß vor. Sie werde schriftstellerisch ihre Kraft, ihre Erfahrungen, ihre Leiden verwerthen, Selbstständigkeit und damit eine zweite, bessere Jugend erkämpfen, erwerben. Und die Antwort des skeptischen Kaufmannes? „Du bist dreißig Jahre alt, unverheirathet, und ich kann nicht sagen: Hier ist

ein Vermögen, das dich lebenslänglich und unabhängig erhält. Auf der andern Seite bist du immer verständig gewesen, und du versprichst dir Glück von der Ausübung deines Talents. Also thu', was dir gut dünkt, und Gott gebe, daß es zu deinem Guten sei. Aber das bedinge ich: Es darf Niemand, auch Crelinger und Kosch (die Hausfreunde) nicht, von deiner Schriftstellerei erfahren." Dann, in der Thüre umkehrend: „Also eine Schriftstellerinn! Dann zog er die schönen Augen-„brauen in die Höhe, wie er im Unmuth pflegte, und meinen „Kopf in beide Hände nehmend und mich herzlich küssend, „sprach er: Gott gebe dir Glück dazu." Und Fanny fährt „fort: „Es war kein unbewußtes Hineindämmern in die „Zaubergärten der Poesie. Ich hatte eine große Vorstellung „von der Macht des Dichters auf den Geist seines Volks, und „von der Gewalt des Wortes auf das Herz des Menschen. „Und weil ich die Wahrheit suchte und die Wahr-„heit über Alles schätzte, wo ich sie erkannt hatte, „so nahm ich mir vor, ihr mit keiner Zeile und „mit keinem Worte mehr abtrünnig zu werden, „und wie groß oder gering mein Einfluß jemals werden „könnte, ihn nie anders als im Dienste desjenigen zu ver-„wenden, was mir Schönheit, Freiheit und Wahrheit hieß. „Und dies Versprechen habe ich mir treu gehalten."

So ist denn diese einflußreichste deutsche Schriftstellerinn und Romandichterinn unserer Tage ans Werk gegangen, als eine treue, nicht aus der Art geschlagene Tochter ihrer Zeit: nicht um ein Gegengewicht zu finden gegen die Langweile einer aristokratischen Existenz, sondern unter dem Druck des Lebens und im Bewußtsein der ernsten Pflicht; nicht unter den Entzückungen des schwärmenden Gefühls, sondern

unter der Nachwirkung von Leiden und Enttäuschungen, aber in der Reife und auf der Höhe des Lebens. Und so unternahm sie es, nicht sowohl das eigene Herz zu zergliedern oder die Welt von den Geheimnissen unverstandener, schöner Seelen zu unterhalten, als vielmehr das Leben zu malen, und den Mitstrebenden im Kampfe für gesellschaftlichen Fortschritt eine treue Beratherinn und Genossinn zu sein; die Wortführerinn, vom Standpuncte des selbstbewußten, gebildeten Weibes aus, einer Epoche, nicht luxurirenden Genußlebens, sondern mächtiger, in die Tiefen der Gesellschaft dringender Culturarbeit. — Ihre weitern Schicksale und Erfolge sind bekannt: ihre Reise nach Italien 1846, die zur Bekanntschaft und fünf Jahre später, 1851, zu dauernder Verbindung mit Adolph Stahr führte, dann eine ununterbrochene, energischste Thätigkeit, die uns mit einer reichen Folge von erzählenden Dichtungen und publicistischen Arbeiten beschenkt hat, von Clementine, Jenny, Wandlungen, Die Kammerjungfer, Von Geschlecht zu Geschlecht, bis zu den neuesten römischen Briefen und dem „Frauenanwalt", an dessen Spitze die Verfasserinn im Augenblicke für die Gedrückten ihres Geschlechts das Wort führt. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, dieser ganzen Lebensarbeit analysirend im Einzelnen zu folgen. Aber der Eigenart der Verfasserinn gerecht zu werden, die Grundzüge der in ihren Werken sich abspiegelnden Welt an uns vorüberziehen zu lassen und den dort vertretenen Ueberzeugungen ins Gesicht zu sehen, das dürfte für den Zweck dieser Betrachtungen förderlich sein. Denn jene Welt ist, wenn einfach und scheinbar alltäglich, so doch durchaus gegenwärtig und wirklich; und jene Ueberzeugungen sind in mancher wesent-

lichen Richtung die, welche die eigenthümliche, sociale Bewegung unserer Epoche kennzeichnen.

Eine französische Kritik neuesten Datums nennt Fanny Lewald, nicht ganz mit Unrecht, mehr Publicistinn als Dichterinn (im geraden Gegensatz gegen G. Sand), und ist der Meinung, die bloße Vergleichung der Selbstbiographieen beider Frauen müsse das schlagend beweisen. Bei George Sand verklärt sich die einfache Erzählung zum Gedicht, denn sie ist eben durch und durch, mit allen ihren Fehlern und Vorzügen, eine Künstlernatur. Auch das Gewöhnlichste gewinnt unter ihrer Hand Form, der Gedanke wird zur Handlung, zur Person, und gewinnt an Lebendigkeit und Eindringlichkeit, was er an Klarheit und Consequenz verliert. Dem gegenüber verhält die Königsbergerinn, die verständige Tochter des baltischen Nordens, sich immer denkend, reflectirend, auch wo sie schildert und dichtet. Die Erzählung sinkt bei ihr oft genug zu einer Art von Commentar, von Erläuterung der Betrachtung herab. Die alte Schwäche des deutschen Romans, Gespräche, die um ihrer selbst willen sich eindrängen, zur Handlung nicht gehören und diese nicht fortführen, sie macht sich immerhin hie und da fühlbar, wenn auch lange nicht in dem Grade, wie bei Gutzkow, Max Waldau ꝛc. Man merkt oft genug sehr deutlich die Absicht in der Wahl der vorgeführten Charaktere und Scenen, und wenn man dabei doch nur selten verstimmt wird, so hat die Vortrefflichkeit jener Absicht daran meistens ebenso viel Antheil, als die Leichtigkeit und Sicherheit, mit der sie erreicht wird. Uebrigens wird diese Schwäche doch nur selten in dem Grade störend, wie z. B. in den ersten Kapiteln des Romans „Der dritte Stand“, oder in den religiösen

Auseinandersetzungen der „Wandlungen." Es fehlt in keinem Lewald'schen Roman an interessanter, kräftig vorschreitender, wenn auch nicht gerade aufregender und spannender Erzählung; die Charaktere sind, wenn auch nicht immer in plastischer Fülle gemeißelt oder in glühenden Farben gemalt, so doch durchweg gut und richtig gezeichnet, und es fehlt nirgends an Schilderungen und Scenen von großer, frischer Localtreue, bei dennoch weittragender Bedeutung. Die Verfasserinn ist in keiner Weise eine eigentliche, enthusiastische Naturschwärmerinn. „Nur keine Redensarten", pflegte ihr Vater in seiner nüchternen, ostpreußischen Weise den Kindern zuzurufen, wenn ja einmal eines sich über den blauen Himmel und die grünen Bäume exaltiren wollte. Fanny hat ein Stück dieser Nüchternheit geerbt; das hindert sie aber nicht, die stille Schönheit der unter dem heiligen Banne der Nothwendigkeit gefangenen Schöpfung mit gutem, klarem Auge zu sehen; und ihre schlichten, nordischen Stimmungsbilder (z. B. in den „Wandlungen") sind oft von großer Wirkung, eben weil sie alles überschwängliche Redepathos vermeiden, und ganz einfach wirklich empfundene Eindrücke wiedergeben. — Ihren festen Standpunct, so zu sagen ihr Hauptquartier, hat die Lebensauffassung der Dichterinn im Herzen des zu Besitz und Genuß nicht nur, sondern auch zu Erkenntniß, schöner Form und voller socialer und bürgerlicher Rechtsgleichheit aufstrebenden Mittelstandes, dem sie durch Geburt, Neigung, Lebenserfahrung angehört, und in dessen Erfolgen sie die Erfolge des Culturfortschrittes überhaupt zu preisen geneigt ist. Sie nimmt damit ihren Platz recht eigentlich im Centrum des deutschen Tendenzromanes der Gegenwart ein. In allen Formen und

Lebensverhältnissen feiert sie die Triumphe jenes Kernes der modernen Gesellschaft. Schildert sie die Männer der Groß-Industrie, so hat sie es nicht mit dem tyrannischen, herzlosen Baumwollenkönige der socialistischen Literatur zu thun, sondern mit dem Manne der redlichen, intelligenten Arbeit, der, wie der Held von Spielhagen's „Hammer und Amboß", ein Freund, Wohlthäter, Berather seiner Untergebenen ist, gütig und fest, im Bewußtsein seiner Bedeutung und seiner Pflicht, stark durch gesunden Menschenverstand und ungebrochenen Willen. Neben diesen Lieblings-Typus (zeigte ihn unser Leben nur erst so häufig, wie unsere Romane!) treten die Arbeiter des Geistes, der Gelehrte, der Maler, der Arzt, der Schriftsteller (und die Schriftstellerinn), alle froh ihrer Kraft, ungebeugt in Leid und Mißgeschick, weil sie eben arbeiten gelernt haben, meistens mäßig im Glück und ausdauernd im Unglück, der Kern der Gesellschaft. Eine bezeichnende Gestalt aus dieser Sphäre ist z. B. Maler Feldheim in den Wandlungen. Eine Dame der großen Welt trifft ihn in seinem Atelier, wie er dasitzt, ganz glücklich über eine eben vollendete Arbeit. „Was haben Sie da hinter dem Vorhang?" „Ei, eine heilige Familie!" „Sie, eine heilige Familie? Lassen Sie einmal sehen!" Und der Künstler zeigt ihr auf seiner Leinwand — sich selbst und die Seinen, in fröhlich-thätiger Familiengruppe. „Nicht „eine Familie von Heiligen", meint er, „müssen wir heute „zu Tage malen, sondern eine Familie, die geheiligt ist „durch Liebe, und umstrahlt von der Glorie ihres Glücks. „Was ist ein lumpiger König mit ein Paar geharnischten „Rittern gegen Mann und Weib und Kind? Alle die „historischen Zufälligkeiten, die wir malen, sind ja reine

„Vergänglichkeiten gegen die urewige Wahrheit solcher „Liebe." —

Aus dieser glücklichen Mitte unserer Culturwelt, in der die Arbeit ihren ganzen Segen spendet, weil sie wohl eine Nothwendigkeit ist, aber keine niederdrückende Last, richtet die Dichterinn ihre Blicke nun nach den obern und nach den untern Regionen der Gesellschaft. Zunächst auf das Volk, die unter dem Joche des drückenden Bedürfnisses nach Freiheit und Lebensgenuß seufzende Masse. Sie ist nicht blind gegen ihre Schattenseiten. Die unschöne Härte der Formen, die engherzige Beschränktheit des Sinnes, wie die Noth und der Druck sie leider erzeugen, wird nicht selten mit schlagender Wahrheit zur Anschauung gebracht. So in der Gestalt jenes alten Königsberger Tischlers Brand in den „Wandlungen." Unter Anstrengungen und Entbehrungen hat der Alte es möglich gemacht, seinen einzigen Jungen studieren zu lassen: denn er selbst hat immer Lust zum Lernen gehabt, aber die Noth trieb ihn früh von den Büchern zum Hobel, und so ist er bei allem guten Willen doch nur ein halber Mann geworden. Dafür soll Fritz nun ein ganzer Mann werden. Schon ist er Student, das Candidatenexamen steht bevor. Da wählen die Commilitonen den hübschen Jungen zum Entrepreneur der Studentenbälle. Er kann der Versuchung nicht widerstehen: Einen Winter hindurch alle Feste mitmachen, überall eingeladen werden, mit den schönsten und vornehmsten Damen tanzen, auf den glänzenden Studentenbällen unumschränkt herrschen: wann wird das Leben dem armen Theologen so Etwas zum zweiten Male bieten? So kommt er in seiner Glückseligkeit, strahlend nach Hause. Der Alte ist im Herzen über die Ehre des Sohnes

kaum weniger erfreut; aber zu hören bekommt der arme Junge Nichts als arge Bitterkeiten: „Du brauchst keine vor-„nehmen Bekanntschaften; nicht für das vornehme Volk habe „ich dich studieren lassen, sondern für uns; unser Prediger „sollst du werden. Soll deine Mutter auf der Straße „stehen unter dem andern Volk, und zusehen, wie der junge „Herr aus dem Wagen steigt?“ Und dann die Erinnerung an die Kosten, an des Vaters Entbehrungen, schonungslos, verletzend, während der Alte doch nur zu gern Alles noch einmal litte und hergäbe, wenn er den Fluch der Sorge, der Noth von dem Lieblinge abwenden könnte. So ists aber. Das macht des Lebens Drang aus dem Volk, aus den Proletariern im Schurz und im Frack. Die Rosen gedeihen im Sturm nicht, eher die Eichen. Und wie die starken, mächtigen Naturen hart, trotzig, ungebehrdig werden in der Sklaverei der Sorge und der Entbehrung, so verlieren die weichen ihre Spannkraft, bis sie, im Grunde glücklicher als jene, sich eine Art von Religion der Entsagung zurecht machen, wie der, in seiner Art meisterhaft gezeichnete Schneider in der „Kammerjungfer“, der es für eine Art Gottlosigkeit hält, wenn Jemand ans Reisen, Wagen, denkt, so lange er nothdürftig das tägliche Brod hat. — Lieber und öfter aber verweilt die Dichterinn bei den eigenthümlichen Vorzügen des Volkes, bei seiner Schlichtheit, seinem ungebrochenen Bewußtsein, seiner unverwüstlichen Lebenskraft, Ausdauer und Bildungsfähigkeit. In dem Sinne hat sie eine ihrer besten Gestalten geschaffen, eine wahrhaft typische Zeitgestalt, den Bildschnitzer Karl in der „Kammerjungfer.“ Ein junger Handwerker, aber ein strebsamer, der sich fühlt, im Begriffe, aus leidlich gesicherter

Stellung in Berlin noch einmal zu Lernen und Wagniß nach Paris zu gehen, wird er, in der Aufregung eines gemüthlichen Sylvesterabends, halb freiwillig, halb gezwungen, mit der guten, sentimentalen, halb gebildeten Titelheldinn verlobt. So geht er fort, die Kette am Fuß, und zwar eine doppelte, denn wir merken wohl, daß die Herrinn seiner Braut, des Commerzienraths Tochter, durch ihren freundlichen Glückwunsch in der Abschiedsstunde einen gar mächtigen Eindruck auf ihn gemacht hat. Es wird nun ein psychologischer Doppelproceß sehr hübsch und wahr durchgeführt. Karl's Briefe aus Paris werden immer reichhaltiger, verständiger, sprechen von Allem, nur nicht von der Hochzeit, gefallen dem Fräulein immer mehr, desto weniger der Braut, an die sie adressirt sind. Endlich erklärt der zum Künstler gereifte Arbeiter geradezu, daß ihn die unbedachte Verlobung gereut, und die Dichterinn — giebt ihm Recht. „Denn etwas Unnatürliches, eine gänzliche Selbstverleugnung fordern, erzeugt nie etwas Gutes.“ Liegt nicht der Kern unserer ganzen socialen Bewegung in dem Wort, mit seiner Kraft und seiner Gefahr? Dann trifft Karl in Paris mit dem Fräulein zusammen. Sie macht ihm ganz ehrliche Vorwürfe, fordert mit hartem Wort den Ring von ihm zurück, den sie ihm einst im Namen der Braut geschenkt, und den er behalten hat. Da erkennt Karl klaren Blicks seine Lage, seine Luftschlösser brechen zusammen, er wankt einen Augenblick. Aber es folgt mit nichten das Staunen, Starren, Schreien, Rasen, Zittern und — Nichtsthun der jungdeutschen Romanhelden. Vielmehr stellt, in dem Sohne des Volks, sehr bald, nicht etwa Gleichgültigkeit und Leichtsinn, wohl aber die männliche Resignation der Selbstachtung

sich her, jene entschlossene, freiwillige Entsagung, aus der die ächte Freiheit und der ächte Lebensmuth fließt. Er stellt sich stracks auf eigene Füße. „Aus eigenem Triebe, zu „eigenem Vortheil, allein um der Sache selbst willen „beschloß er zu arbeiten und zu leben, ohne einen Hinblick „auf ein Phantasiegebilde, ohne ein anderes Streben, als „das nach künstlerischer Selbstvollendung. Kräftige Naturen „raffen sich nach dem Fehlschlagen einer Hoffnung zusammen „und suchen den Trost in der eigenen Leistung, während „schwache Gemüther nach Enttäuschungen sich aufzugeben „pflegen, oder sich für Andere opfern und an die Allgemein„heit verlieren wollen.“ Das ist nicht sentimental und nicht romantisch, aber dafür ist es durch und durch wahr, und trägt merkwürdig scharf die Signatur unserer „egoistischen“ Zeit, die übrigens, wie gegenwärtig figura zeigt, durch ihren verstandeskräftigen Realismus garnicht gehindert wird, am rechten Orte ganz andere Opfer zu bringen, als die von weichem Gefühl überfließende Blüthezeit des Idealismus und der Sentimentalität. — In der Auflösung der Peripetie nimmt denn auch sehr mit Recht Alles einen gesunden und befriedigenden Verlauf. Der innerlich in die Sphäre des dritten Standes aufgestiegene Arbeiter weiß sich auch äußerlich in derselben zu behaupten, das Gleiche gesellt sich zum Gleichen, das Vernünftige und Naturgemäße gewinnt den Sieg über das Conventionelle und führt Alles zum Guten.

In demselben Sinne werden durchweg die Beziehungen des Mittelstandes zur Aristokratie behandelt. Fanny Lewald ist in ihrer gemäßigten und klaren Natur weit entfernt von der mehrfach erwähnten leidenschaftlichen Bitterkeit, mit

welcher der moderne deutsche Zeitroman immer und immer wieder auf seine Junker-Karrikaturen zurückkommt. Nicht, daß sie die antiaristokratische Freisinnigkeit unserer Belletristik im Grunde nicht theilte. Die Vorurtheile der Geburt finden bei ihr so wenig Gnade, wie bei Gutzkow, Spielhagen, Grimm, Schücking, Auerbach, und wie sie alle heißen. Düster genug werden, z. B. in den Wandlungen, die Wirkungen des starren Standesgeistes geschildert: Entzweiung zwischen Eltern und Kindern, verfehlte Berufswahl, unglückliche Heirathen, Schicksals- und Herzensirrungen in Menge. Aber mit ihrem richtigen weiblichen Tact, und durchaus im Geiste germanischer Entwickelung, sieht die Dichterinn das Heilmittel nicht in leidenschaftlichem Kampf der Stände, in social-politischen Umwälzungen, sondern in der allmählichen und naturgemäßen Ueberwindung der Schranken durch Hebung des Mittelstandes, und dieser entsprechend, durch Misch-Ehen auf der Grundlage gleicher Bildung und gleichen Besitzes. Man weiß ja, daß die englische Aristokratie, wo diese Bedingungen zutreffen, keine Mesalliancen kennt, und daß sie diesem Umstande nicht im geringsten Maaße ihre sich stets erneuernde Kraft und ihre reelle sociale Bedeutung verdankt. Es giebt eben eine doppelte Art zu nivelliren, meint einmal Fanny Lewald, von oben nach unten, durch Niederwerfung des Hohen, und von unten nach oben, durch Erhöhung des Niedrigen; und getreu der Ueberlieferung ihres Stammes, und dem socialen Zuge unserer Epoche giebt sie jener Bewegung den Vorzug, welche es ohne Gewaltsamkeiten auf allmähliche, stetige Erhöhung der Geringen, der Stiefkinder der Gesellschaft absieht. So ist Fortschritt, organischer Fortschritt recht eigentlich der Grundgedanke dieser gesunden,

tapfern Natur: Fortschritt, unbeschränkt durch Standes- und Kasten-Satzung, durch Dogma und Ueberlieferung, Fortschritt durch stetige Arbeit zu freier Sittlichkeit und berechtigtem Lebensgenuß. In diesem Sinne faßt sie denn auch bekanntlich ihr Lieblingsthema, die Emancipation der Frauen. Welch' ein Weg von den Hallucinationen der „Lucinde", von den wunderlichen Declamationen der „Wally", von dem Gefühlsraffinement überfeiner Salons und den pikanten Paradoxen literarischer, vom Auslande angeregter Coterieen bis zu der festen, klaren Erfassung dieses großen socialen Zeitproblems, der wir hier überall begegnen! Fanny Lewald scheint den Gedanken nicht mehr los geworden zu sein, seit sie auf ihrer ersten großen Reise merkte, daß ihr Vater sie so zu sagen auf eine Art von Brautschau ausführe. Sie wird nicht müde, so oft die Gelegenheit sich bietet, gegen die unwürdige Thorheit zu sprechen, welche sich einbildet, von unwissenden, unerzogenen Frauen könne ein Geschlecht tüchtiger, patriotischer Bürger herangezogen werden. Ihr Herz empört sich gegen jenes nichtsnutzige, aber durch Jahrtausende einer mehr oder weniger übertünchten Barbarei geheiligte System, welches die heirathslustigen Mädchen zu Schmeichlerinnen ihrer Bewerber erniedrigt, sie dem Ersten Besten, der den Ansprüchen an Geld und sociale Stellung zu genügen scheint, hingiebt, unter dem stillen Zugeständniß, daß sie nachher als Tyranninnen, oft recht verstand- und herzlose, ihrer Männer sich entschädigen mögen. Aber sie wird auch nicht müde zu lehren und zu zeigen, daß nicht Verleihung von sogenannten Rechten, sondern Entwickelung der Kraft die naturgemäße Grundlage der Freiheit ist. Die Gestalt des durch Ausbildung seines

Talents und durch muthige Arbeit aus Liebesgram, Schmach und Elend zu menschlicher Würde und Glück sich emporringenden Weibes kehrt in ihren Dichtungen vielfältig wieder, und wird mit Vorliebe behandelt. Wir sahen schon, wie wenig die hergebrachte, poetische Liebessentimentalität, die Auffassung der Geschlechtsliebe als Zweck und Hauptinhalt des Lebens in den Ueberzeugungen dieser ächten Tochter unserer Epoche Platz hat. „Kein thätiger, wahrer Mann stirbt aus Liebesleid", wird sie auszuführen nicht müde, und „so leicht auch kein gesundes, tüchtiges Mädchen." Das klingt prosaisch, ist's aber nicht, denn es ist einfach Anerkennung einer natürlichen Wahrheit, und es verträgt sich damit sehr viel schöne, warme Empfindung. Shakespeare's Porcia, Viola, Rosalinde wären auch nicht geartet, vor Liebe zu sterben, und noch weniger Prinz Heinrich, und doch lieben sie treu und wahr, und sind wahrlich nicht die Stiefkinder der Shakespeare'schen Muse. — Ein Wort über Fanny's Stellung zu den religiösen Zeitfragen (eine bei socialen Romanen einer Frau nicht leicht zu umgehende Materie) mag hier noch Platz finden. Wie die Dichterinn den bürgerlich freisinnigen Zug unserer gesammten Zeitdichtung theilt, doch ohne gereizte Feindseligkeit gegen den Adel, so erweist sie sich auch in Darstellung retrograder kirchlicher Richtungen ebenso mäßig und besonnen, als entschieden. Nicht einmal da, wo sie es mit frommer Grausamkeit und Herzenshärtigkeit zu thun hat, wird sie eigentlich bitter gegen die zufälligen Träger dieser krankhaften Richtung. Und dennoch hat die französische Kritik nicht so Unrecht gehabt, als sie sie einen bel esprit doublé d'un esprit fort nannte: nur freilich, daß diese „Stärke" Nichts von der frivolen Gehässig-

keit verwandter Erscheinungen in der romanischen Welt an sich hat. Fanny's Schriften tragen auf diesem Gedankengebiet ganz specifisch norddeutsche, oder wenn man will geradezu altpreußische Züge, die in anderer Verbindung leicht mißverstanden werden könnten. Da liegt z. B. (in den Wandlungen) der alte, Königsberger Tischler Brand auf dem Todbette und empfiehlt die, eben abwesende, Mutter seinem frommen, theologischen Sohne. „Sie muß es doch „eben verarbeiten und vergessen, auch wenn sie denkt, daß „man sich wiedersieht." — „Und Sie glauben das nicht, „Vater?" — „Narr!" — „Sie glauben nicht an die Un„sterblichkeit unserer Seele?" — „Fritz, Fritz, spiel' nicht „Komödie mit mir, wie die Pfaffen auf der Kanzel. Dazu „hab' ich dich nicht studieren lassen."

„So wahr Gott lebt, ich glaube an die Unsterb„lichkeit!"

„Schlimm genug für dich!" meint der Alte, und dreht sich um. Am andern Tage schickt er die Frau in die Kirche, bleibt mit dem Sohne allein, und nimmt das Gespräch wieder auf:

„Es ist mir gestern schwer aufs Herz gefallen, als du „gesprochen hast vom ewigen Leben und vom Jenseits nach „dem Tode. Es ist Nichts damit. Ich hab's auch geglaubt, „als ich noch jung war. Aber es ist Nichts damit."

„Ein Trost im Sterben ist es doch jedenfalls, und der „Tod ist" —

„Mir nicht schwer. Ich habe mein Theil gethan, ich „bin müde. Ob ich da noch ein Paar Jahre esse und trinke, „ist mir gleich."

Der Candidat wundert sich, wie der Alte bei solchem

Glauben oder Unglauben, so unverdrossen rechtschaffen, muthig, opferfreudig gearbeitet hat.

„Was ist da zu vergelten?“ wird ihm geantwortet. „Ich hatte den Profit davon, wenn ich meine Schuldigkeit „that, und that ich's einmal nicht, so kam mir's bald nach „Hause.“

So stirbt der Mann in aller Ruhe und Gelassenheit. Ist das nun Blasphemie? fragen wir. Oder sollen wir an stumpfe Gleichgültigkeit denken, an den abschwächenden und verhärtenden Einfluß des grauen Einerlei lebenslänglicher Noth, Sorge, Entbehrung? Schwerlich. Der alte Tischler wird in dem ganzen Roman als goldächter, und bei aller Rauhheit und äußeren Härte sehr warm fühlender Biedermann gezeichnet. Auch ist dieser Charakter durchaus kein, im Gehirn der Dichterinn erzeugter Schatten und Schemen, vielmehr (abgesehen von der Inconsequenz, die ihn Alles daran setzen läßt, aus seinem Sohne einen Prediger zu bilden) eine richtige, ostpreußische Originalfigur. Diese Art eines stoischen, mit aufrichtiger Gottesfurcht sehr wohl verträglichen Rationalismus kommt selbst bei ganz schlichten Leuten dort öfter vor, als man glaubt. Auch wird die ganze, seltsame Scene von der Dichterinn nicht als abschreckendes Beispiel vorgeführt, sondern ausdrücklich als ein Saamenkorn bezeichnet, welches in der Seele des frommen Candidaten keimt, und in ihm eine Umwandlung bewirkt, welche ihn später den — Gesinnungsgenossen der Verfasserinn zuführt. Und diese sind ganz einfach die ernsten, streng sittlichen Jünger Spinoza's, Verehrer des göttlichen Alls, aus dem wir aufgetaucht sind mit unserer „Persönlichkeit“, um in seine Tiefen zurück zu sinken, des Ganzen, das uns

trägt und hält, in dem wir leben, weben und sind, und dem das Einzelwesen seine Kraft und sein Dasein schuldet, wie es ihm seine Kraft und sein Dasein verdankt. Kurz, wir befinden uns in der reinen, klaren, aber kalten Atmosphäre, die uns Auerbach „auf der Höhe“ athmen ließ, nur daß sie der norddeutschen Dichterinn nicht durch die warmen, oft bis zur Sentimentalität weichen Gefühlsströmungen gekreuzt wird, in denen ihr süddeutscher Stammgenosse die Jugendeindrücke seiner freundlichen, schwäbischen Heimath nicht verleugnet. Diese Doctrinen sind nun nicht Jedermanns Sache, und noch weniger Sache jeder Frau. Die Dichterinn will auch wohl schwerlich Proselyten machen, wenn sie dieselben hie und da in ihren Romanen entwickelt. Bei aller Lehrhaftigkeit ihrer Natur ist sie dafür viel zu praktisch und nimmt sie zu viel wirkliches Künstlerinteresse an der Beobachtung und Darstellung des zeitgenössischen Lebens. Ihre Romane, wenn sie in Farbe und plastischer Fülle mit den Sittengemälden einer G. Sand nicht zu vergleichen sind, dürfen immerhin ohne Uebertreibung bis jetzt als die gediegenste und einflußreichste Gesammtleistung auf dem Gebiete der deutschen Frauenliteratur gelten. Sie gehören zu den verständigsten, anziehendsten, geistig und sittlich gesundesten, und, soweit die Schilderung norddeutschen Denkens und Lebens in Frage kommt, charakteristischsten Erzeugnissen unserer zeitgenössischen, erzählenden Dichtung. Man legt so leicht keinen Band von Fanny Lewald aus der Hand, ohne das Gefühl, daß man aus guter Gesellschaft kommt, von der Unterhaltung mit einem verständigen, gedankenreichen, grundehrlichen und dabei nie langweiligen Freunde. Und das war nie ein Geringes, am allerwenigsten heute zu Tage.

Verschieden von ihr durch geistige Bedeutung und Tragweite des Blicks, zum Theil auch durch die künstlerische Methode, aber ihr nahe verwandt durch den Instinct einer sittlich-verständigen und energischen Lebensauffassung treten ihr zwei norddeutsche Landsmänninnen zur Seite, Julie Burow und die pseudonyme Adelheid Auer (Fräulein v. Cosel).

Julie Burow (verehelichte Pfannenschmidt), die Schwester des berühmten Operateurs, Professor Burow in Königsberg, trat 1849 mit einem merkwürdigen Buche, „Frauenloos", in die Oeffentlichkeit, und ist dann bis zu ihrem vor drei Jahren erfolgten Tode als Erzählerinn, und als rüstige Streiterinn für die Frauenemancipation in jenem neudeutschen Sinne, den Fanny Lewald vertritt, unermüdet und nicht ohne Erfolg thätig gewesen. Gemeinsam ist ihr mit ihrer berühmten Landsmänninn der praktische Instinct, der Zug des scharfen, oft bis zur Nüchternheit klaren und besonnenen Menschenverstandes, der sich aber mit warmer und inniger, wenn auch stets unter Controle gehaltener Herzenswärme sehr wohl verträgt, und eine gewisse höchst erfreuliche Tapferkeit und Entschlossenheit der Gesinnung, sowie die Neigung zu lehren, zu reflectiren, die den Altpreußen, und wäre er phantastisch wie Werner und Hoffmann, oder sentimental wie Schenkendorf, so leicht nicht verläßt. Wie Fanny Lewald ist Julie Burow nicht nachgiebig gegen die Schwächen des Herzens, vielmehr führt sie gegen dieselben einen entschlossenen Krieg, wenn auch nicht unter dem Banner religiöser Askese, sondern vielmehr unter dem der Landsmänninn Kant's besser anstehenden des gesunden, im Bewußtsein der eigenen Würde und Kraft wurzeln-

den Pflichtgefühls und des praktischen Menschenverstandes. Sie wird nicht müde, vor der verhängnißvollen Selbsttäuschung zu warnen, welche in den Entzückungen der befriedigten Leidenschaft das letzte Wort des menschlichen Lebens- und Glücks-Räthsels findet. Ihre Lieblingsheldinnen sind nicht feurige, poetisch-gesinnte Mädchen, die über dem Manne ihrer Träume die Welt vergessen, sondern feste, starke, siegreich mit dem harten Schicksale ringende Frauennaturen, edel denkende Gattinnen roher Männer, Töchter, die den eigenen Herzenswunsch auf dem Altare der Familie opfern. Man kann sich denken, daß sie mit ihren männlichen Helden nicht milder verfährt. Es sind oft genug G. Sand'sche Situationen, aber sie führen zu norddeutschen Entwickelungen und Katastrophen. „Du kannst, denn du sollst!" ist die Losung. „Die Liebe ist ein Rausch, die Pflicht eine bleibende, strenge, oft schmerzliche, aber segnende Macht, die Tugend, mit Selbstverleugnung geübt, ist der einzige sichere Besitz." Dabei wird dennoch „Glück, Erdenglück" unbedenklich als Zweck des Lebens anerkannt. Aber was ist Glück? „Glück ist nicht Reichthum. Glück ist auch nicht Liebe", sagte im „Arzt einer kleinen Stadt" die schöne, von einem feurigen Anbeter umworbene Frau eines dem Säuferwahnsinn verfallenen Mannes (beiläufig, mit den nöthigen Variationen, nahezu die Normal-Situation der Burow'schen Heldinnen). „Ich mußte früh meiner Liebe entsagen, und „der Kampf, den ich in meinem Herzen kämpfte, legte den „Grund zu meinem Glück. Glück ist nicht Genuß, denn „Genuß ermüdet, das Glück aber giebt Kraft. Glück ist „überhaupt nichts Aeußerliches. Es muß, ein klarer Licht„strom, aus unseren Herzen entspringend, die Welt um uns

„her erleuchten und erwärmen.“ Bei dem Gedanken an das unzerreißbare Band, welches sie, die Erzählerinn, der Familie, den armen Eltern zu Liebe, mit Hinopferung des Geliebten zu schließen im Begriff stand, „beschlich sie ein eisiges Grauen. „Sie hätte Block und Beil nicht ärger fürchten können, als „diese Ehe. Sie flehte oft: Herr, ist's möglich, so gehe „dieser Kelch an mir vorüber!“ Da hätten wir denn die Situation von Valentine, Indiana, ja Schlimmeres. Aber das Exempel giebt andere Resultate. Die warmblütigen Opfer französischer Convenienz-Ehen suchen sich (in den Romanen der großen Nation) zunächst durch Glänzen in der Gesellschaft, durch Kunst- und Naturgenuß, wohl auch hin und wieder durch die süßen Erregungen leidenschaftlicher Mutterliebe zu betäuben. (Bekanntlich versteht es sich in neufranzösischen Romanen meist von selbst, daß die Mutter den Sohn anbetet, und den Vater und Gemahl haßt und verabscheut, und wenn man wahrnimmt, wie gegenwärtig die Auswahl der französischen „Intelligenz“ sich in Masse beträgt, so wird man allerdings oft mehr an die Ungezogenheit verdorbener Muttersöhnchen, als an die Haltung von Männern erinnert.) Bald genug aber nimmt dann die Natur das Gebiß zwischen die Zähne und empört sich gegen die Gesellschaft, in ihrer ganzen, dämonischen Wildheit, aber, bei den talentvollen französischen Dichtern, auch oft in hinreißender Kraft und Schönheit. Wie ein Waldstrom rast dann die Erzählung von Klippe zu Klippe, von Katastrophe zu Katastrophe, um in schaurig-schönem Sturz in den Abgrund zu donnern. Diese Aufregungen darf man in dem norddeutschen Flachlande und unter dem kühlen graublauen Himmel der Burow'schen Dichtung (und man kann hinzufügen, überhaupt

der neuen und neuesten deutschen, zumal norddeutschen Frauendichtung) nicht suchen. Unsere Dichterinnen, ächte Kinder der Gesellschaft, für welche sie schreiben, sind in der großen Mehrzahl respectabel, gediegen, gutmüthig, lehrhaft, verständig und ehrbar, und wenn sie (es kommt auch das vor), wenn sie andere, kühnere Gelüste bekommen, so sehnt man sich gewöhnlich, trotz alledem und alledem, wieder nach ihrer respectabeln Grund- und Durchschnittsstimmung zurück. Es will's einmal nicht thun. Ihre Poesie erinnert, wie unsere gegenwärtige Geistesbewegung überhaupt, weniger an die Gewalt des „Regenstroms aus Felsenrissen", als an die stille Naturkraft des Tropfens, der den Stein aushöhlt, durch unablässigen Fall. Nicht die Leidenschaft behält Recht, es sei denn ausnahmsweise, zu abscheulichem Exempel, sondern die Vernunft und die Pflicht. Das ist denn unter allen Umständen praktisch und brav. Es kann auch hochpoetisch werden, wenn die Dichtung uns in den Stand setzt, an der Größe des Widerstandes die Größe der siegenden Kraft zu messen. Bei Julie Burow aber (und sie vertritt eine ganze Gattung) steht der Tugend nur zu oft ein starker, aber unliebenswürdiger Bundesgenosse zur Seite, das kalte, nüchterne Phlegma, und was dieser Bundesgenosse an Siegesgewißheit zubringt, das nimmt er dem Siege an Interesse und an Ruhm. Nur zu leicht wird dabei für den Nektarbecher Apollo's eine Schüssel mit nährender Milchsuppe untergeschoben. „Es kommen Bücher heraus, gut und nützlich zu lesen, aber der heiligen Schrift (des Genies) nicht gleich zu achten." Die Bonhommie, mit welcher die Heldinnen (und Helden) vieler neudeutschen Damen-Romane bei ihren Verlobungen und Verheirathungen gutem Rathe und praktischen

Erwägungen Gehör geben, läßt oft genug mehr auf kaltes Blut schließen, als auf heroischen Willen. „Laß ab von der Liebe, sie ist dir nicht gesund!“ das ist recht oft die Parole, und die Exemplification erinnert speciell bei Julie Burow oft mehr an die Schwester des genialen, aber nicht gerade durch platonische Tendenzen bekannten Königsberger Arztes, als an die Tochter Apollo's, mehr an das Hospital als an den Parnaß. Es bleibt nicht einmal beim „Säuferwahnsinn“ — im Gegentheil! „Frauenloos“, „Den Frieden finden“ und viele andere Gedichte dieses Kreises geben dafür Belege, die sich der nähern Erörterung entziehen, und in der moralischen Damenliteratur wohl ihres Gleichen suchen möchten. Dabei ist der Gesichtskreis der Verfasserinn weit entfernt von jener Weite und Klarheit, welche bei Fanny Lewald immer noch anziehen, auch wenn sie das Katheder besteigt. Julie Burow war durchaus keine „gelehrte Frau“, weder im schlimmen noch im guten Sinne. Selten schweift ihr Blick über die persönlichen und privaten Interessen hinaus, und wenn es ja geschieht, wenn sie wie z. B. im „Glücksstern“ (1857) historische Personen und Ereignisse in den Kreis der Erzählung zieht, werden dieselben doch auch wesentlich von der persönlichen und gemüthlichen Seite gefaßt. Die Geschichte eines armen jüdischen Knaben, den die Königinn Louise erziehen läßt, und der nachher durch heroischen Patriotismus ihre Wohlthaten vergilt, giebt die Gelegenheit zur poetischen Verwerthung schöner Züge aus den Anfangsjahren jener guten und gesunden, confessionellen und socialen Entwickelung, die vor sieben Jahrzehnten den Grund zu der Größe des heutigen Preußen legte. Es fehlt nicht an schöner, frischer Localfarbe, und auch nicht an ent-

schlossener, frisch darauf losgehender Erzählung, welche letztere der Verfasserinn überhaupt nachzurühmen ist. Doch muß man weite historische Perspectiven und eine tiefe Erfassung der in der Zeit und in den eingeführten Charakteren liegenden Gegensätze nicht suchen. Julie Burow, wie die große Mehrzahl unserer erzählenden Damen, ist rein naturalistisch und hausbacken verständig, oft genug bis zur derbsten Prosa. Aber als gesunde und unterhaltende Lectüre haben ihre Erzählungen ihren Werth, und dem Culturhistoriker bieten sie ein reiches Material für das Studium der Wirkung, welche die immer tiefer und stärker in die Gesellschaft eindringende Culturströmung unserer Epoche während der letzten drei Jahrzehnte in dem norddeutschen, kleinbürgerlichen Bewußtsein, seinen Instincten und Ueberlieferungen hervorgebracht hat.

Weit feiner, künstlerischer und geistvoller bildet die erst neuerdings bekannter gewordene „Adelheid Auer" (v. Cosel) die Zustände des höhern, norddeutschen Mittelstandes und der Beamten- und Officier-Aristokratie in ihren Erzählungen ab. Auch macht sie, bei gleich gesunder und sittlicher Weltanschauung, doch nicht so ganz norddeutsch kurzen Prozeß mit jenen Mysterien der Phantasie und des Herzens, die in den tausendfachen Erscheinungsformen der „großen Passion" sich verkörpern. Ihr fünfbändiger Roman „Fußtapfen im Sande" geißelt im Gegentheil, in einem großen, durch zwei Geschlechter sich fortziehenden Familiengemälde, die verderblichen Wirkungen weiblicher Herrschsucht und Verstandeskälte, und läßt die Natur zu voller Geltung kommen gegen die einseitige, vom Interesse und der Sitte getragene „Pflicht." Und die Erzählung „Modern" (1868),

in vielen Zügen ein wahres Prachtstück feiner, humoristischer Sittenmalerei, hält den glänzenden Scheinexistenzen, wie sie der an Mitteln arme, von socialen Pflichten und Ansprüchen überbürdete höhere Beamtenstand nur zu häufig erzeugt, einen trefflich geschliffenen Spiegel vor und liefert damit einen schätzenswerthen Beitrag für eines der traurigsten Capitel unserer großen socialen Frage. Der moderne Staat leistet Gewaltiges mit seiner Anspannung aller Kräfte, aber es fallen ihm auch massenhafte, kostbare Opfer, und es ist sehr die Frage, ob man dieselben am schmerzlichsten gerade in den Kreisen empfindet, welche über den Druck am lautesten klagen. Wenn nicht ein Wunder geschieht, dürfte die triumphirende Großindustrie, die eigentlich herrschende und auch alle Vortheile der Herrschaft genießende Macht unserer Zeit, endlich auch bei uns, wie in den reichen, westlichen Culturländern, nur durch Schaden klug werden, wenn sie nämlich eines Tages die Erfahrung machen sollte, daß selbst die deutsche, hungernde Beamten-Ehrlichkeit abnutzbar ist, wie andere irdische Dinge. Doch das beiläufig. — Nach einer andern Richtung hin setzen die socialen Romane von E. Marlitt die Sonde ein, welche sich neuerdings durch frische, schöne (mitteldeutsche) Localfarbe, durch anmuthig und entschlossen fortschreitende Erzählung und durch, wenn nicht tiefe und reiche, so doch reine und correcte Charakterzeichnung viele Freunde erworben haben. Freilich schöpft die Verfasserinn nur von der Oberfläche unserer Zustände. Das idyllisch Rührende ist ihr sympathischer und verständlicher, als die ernsten Kämpfe der Kräfte und der Interessen. Wo sie den großen Gegensätzen der Zeit nahe tritt (und dies geschieht mit Vorliebe und oft genug geradezu mit tenden-

ziöser Absichtlichkeit auf dem Gebiete der religiösen Fragen), da spricht sie, als ächtes Weib, mehr die Sprache des Gefühls als die des Gedankens. Es ist die Herzenshärtigkeit, die verknöcherte, ihre Gemeinheit in die Form ehrwürdiger Ueberlieferungen hüllende und die edelsten Instincte der Menschenseele für sich ausbeutende Selbstsucht so vieler Frömmler, welche ihr Schönheitsgefühl nicht minder als ihr Herz beleidigt, und der sie mit edelm Zorne den Krieg erklärt. Aecht weiblich stellt sie den hartherzigen, frommen Schleichern meistens nicht sowohl überlegene Freidenker gegenüber, als vielmehr frische, unbefangene Natur- und Gemüthsmenschen. Das Komödiantenkind im „Geheimniß der alten Mamsell“, und namentlich „Goldelse“, die in schlichter Einfalt die Welt überwindende Herzenskönginn von Gottes Gnaden, sind ihr in diesem Sinne gar trefflich gelungen. Die letztere namentlich dürfte selbst neben Immermann's köstlicher Lisbeth nicht zu viel verlieren. Auch das Aufstreben des dritten Standes und seiner Bildung gegen das historische Vorrecht der Aristokratie findet in Marlitts Romanen die unvermeidliche, unsere gesammte neudeutsche erzählende Dichtung durchziehende Vertretung. Doch ist die Verfasserinn weit entfernt von Spielhagen's oft leidenschaftlicher Gereiztheit, sowie von Freytag's sarkastischer und überlegener Objectivität. Sie faßt auch diese Frage mehr mit dem Gemüth als mit dem Verstande und sucht die Lösung mit Vorliebe in dem Siege der rein menschlichen Empfindung, in deren Wärme die Schranken der Kastenvorurtheile zerfließen.

Noch weniger als sie wagt sich Elise Polko an die großen Räthsel der Zeit. Anmuthig ausgeführte kleine psycho-

logische Probleme, mehr oder weniger graziös und pikant ausgemalte anekdotische Stoffe sind ihr Lieblingsgebiet, auf dem sie dem Bedürfniß leichter, ästhetisch anregender, auch wohl pikanter Unterhaltung zu genügen versteht. Daher auch wohl ihre Beliebtheit in aristokratischen Kreisen. Noch mehr als von ihr dürfte von ihrer süddeutschen Zeit- und Kunstgenossinn Ottilie Wildermuth das neuerdings ausgesprochene, französische Urtheil seine Geltung haben, welches, von unsern „Strickstrumpfromanen" redend, deren Themen in Chamisso's „Frauenleben" (dem bekannten Liedercyclus) vollständig erschöpft glaubt. Sie verherrlicht, an der Spitze einer langen, täglich wachsenden Reihe durchaus respectabler und nützlicher Kunstschwestern, die sich stets gleich bleibenden bescheidenen Tugenden und mäßigen Freuden des kleinbürgerlichen Familienlebens und geht ernsten Conflicten so viel als möglich aus dem Wege. Wir könnten den hier genannten Namen noch die einer schönen Anzahl zeitgenössischer Erzählerinnen hinzufügen, ohne damit unsere Nachbarn zu widerlegen, wenn sie unter den deutschen Dichterinnen eine G. Sand noch immer vermissen. Die beiden andern Perlen der französischen Damenliteratur, die Sévigné und die Staël, fänden, auch vom künstlerischen Standpuncte, bei uns schon eher ihres Gleichen, und den englischen und amerikanischen Erzählerinnen (von der neu-französischen Alltagswaare nicht zu reden) macht unsere poetische Frauenwelt eine täglich wachsende Concurrenz. Jedenfalls zeigt sich in der geistigen Bewegung, die in dem neudeutschen, socialen Frauenroman sich spiegelt, ein höchst erfreuliches Streben, das weibliche Element in der nationalen Entwickelung zur Geltung zu bringen, nicht durch stürmisches Beanspruchen

männlicher Rechte, sondern durch selbstständige Förderung der dem Weibe nahe liegenden und auf seine Thätigkeit angewiesenen socialen Grundinteressen. Keine einzige unserer namhaften Schriftstellerinnen treibt eigentliche, hohe Parteipolitik in der Presse, keine einzige liebäugelt ernstlich mit den sich überstürzenden Emancipationstheorieen der amerikanischen Damenwelt. Dafür wenden sie sich mit liebenswürdigem Eifer, und nicht selten mit schönem Talent und mit dem gesunden Realismus unserer Epoche der Vermenschlichung unseres Familienlebens zu, der Veredelung der geselligen Sitte, dem humanen, nicht revolutionär-gewaltsamen Ausgleich der Standesvorurtheile. Sie sind beredte Fürsprecherinnen einer nicht nur duldenden und entsagenden, sondern in muthigem Selbstgefühl mit dem Leben ringenden Sittlichkeit und lassen dabei, wenn auch hie und da, doch nicht immer das Herz entgelten, was die scharfe Luft einer positiven Zeit ihrem Verstande und ihrem Willen an ernsteren Anstrengungen zumuthet. Sie sind meist religiös-freisinnig ohne Frivolität und ohne Starkgeisterei, und selbst dem jüngsten, in seiner ganzen Zukunftsgewalt selbst von diesen großen Tagen noch mehr geahnten als geschauten Factor unserer Entwickelung, dem nationalen Gedanken unseres Jahrhunderts, stehen die besseren und begabteren unter ihnen nicht mehr so fern, wie ein nicht geringer Theil der, aus der Umgarnung feindlicher, antinationaler Gewalten sich erst losringenden Männerwelt.

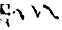
Fassen wir zusammen. Weit entfernt von dem Anspruche, das ungeheure Material des diesen Betrachtungen vorliegenden Literaturgebiets kritisch registrirend zu erschöpfen, hoffen wir dennoch in seinen, von der großen Weltbühne

weit abliegenden Grenzen das stille Wirken derselben Kräfte nachgewiesen zu haben, von deren wunderbarer, donnernder Massenentladung die Geschichte dieses unvergeßlichen Jahres der fernen Nachwelt erzählen wird. Der deutsche Roman der Gegenwart, wenngleich künstlerischer Vollendung nur in wenigen, vereinzelten Leistungen sich nähernd, und in seinen niederen Sphären unter dem harten Frohndienst des gedankenlosen Unterhaltungsbedürfnisses seufzend, spiegelt nichtsdestoweniger in seiner Gesammtentwickelung das Bild einer bei aller Unfertigkeit im innersten Kerne gesunden und mächtig aufstrebenden Gesellschaft zurück. Es ist kein Zufall, daß dichterische Darstellungen schwerer nationaler Kämpfe und einfachen, in sich befriedigten nationalen Seins, deutschen Bauern- und Bürgerlebens, seine besten, durchgreifendsten Erfolge bezeichnen. Wo er mit tendenziösem Bewußtsein den socialen Kämpfen der Zeit, ihren ungelösten Fragen und streitend gährenden Elementen sich zuwendet, geht, der Natur der Sache nach, Sicherheit der Zeichnung, Harmonie der künstlerischen Formen- und Farbengebung häufig mehr oder weniger verloren. Die Nachwirkungen einer Periode der Selbstbespiegelung, Halbheit und Wortseligkeit sind selbst in vielen hervorragenden Erscheinungen nicht zu verkennen. Wir wollen René Taillandier nicht zu scharf widersprechen, wenn er in unsern Erzählern allerlei neufranzösische Delicatessen vermißt, z. B. „die kühne Beredtsamkeit“ G. Sand's, die „gemäßigte und sichere Kunst“ Mérimée's, Octave Feuillet's „nervige Anmuth“, die „poetische Eleganz“ Jules Sandeau's; selbst den „aufgeweckten Geist“ Edmond About's und die „glänzende Kraft“ Victor Cherbuliez's wollen wir herzlich gern gelten lassen. Was diese Lieblinge der großen Nation

vor den meisten deutschen Erzählern voraus haben, ist das kitzelnde Raffinement in Aufstellung und Durchführung gewagter psychologischer Probleme, die Vertrautheit mit den verwegenen Sprüngen der selbstsüchtigen Leidenschaft, die Unverzagtheit in Erfindung spannender Situationen, die allerdings meist auf die Temperatur der celtischen, emancipirten Phantasie berechnet sind. Wir hätten, den Plan dieser Betrachtungen von Hause aus erweiternd und ändernd, das weite und reich angebaute Gebiet der zeitgenössischen deutschen Novellen-Literatur durchwandern müssen, um bei deren Meistern annähernden Leistungen in der Kunst der psychologischen Vivisection zu begegnen. In unsern großen Romanen trägt das Studium der Gesellschaft, das historische und sociale Interesse über die Vertiefung in die Mysterien des egoistischen Einzelgefühls sichtlich mehr und mehr den Sieg davon. Sie legen in ihrer Weise Zeugniß ab von der geistigen und sittlichen Bewegung eines Volkes, welches es ernst nimmt mit seinen Zielen, in dem Gefühl steigender Kraftfülle mächtig sich regt, vor keinem Problem zurückschreckt, und unter dem Drucke und den Lockungen der materiellen Interessen sich zusammenfindet in dem Heiligthum der Schutzgottheit des germanischen Stammes, ich meine in dem Cultus der Wahrheit, in der Ehrlichkeit und dem Muth der Ueberzeugung. Es ist keine Zeit des Enthusiasmus, der hinreißenden, neuen Gedanken, in der wir leben, (die Wunder des französischen Kriegs stehen damit nicht im Widerspruch, ganz im Gegentheil!) sondern eine prüfende, suchende Zeit, die nur zu oft geneigt ist, selbst den Genuß des unsäglichen, ihr zureifenden Guten sich zu verkümmern. Aber dieser rastlosen, zersetzenden Kritik geht auch eine

rastlos aufbauende Arbeit zur Seite, stark durch Pflichtreue und ruhige, geschulte Kraft, und es dürfte auf literarischem, wie auf anderm Gebiete, an der Zeit sein, deren Würde und unzweifelhafte Erfolge auch getrost anzuerkennen.

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei in Berlin.





Vorlesungen

über den

Deutschen Roman der Gegenwart.

Literar- und culturhistorische Studien

von

Fr. Kreyßig.



Berlin.
Nicolaische Verlagsbuchhandlung
(A. Effert & L. Lindtner)
1871.



Wilhelm Gronau's Buchdruckerei in Berlin.